

Feldweibel

Meister ihres Fachs




Impressum

Herausgegeben 2010
2. Auflage 2011
im Auftrag des Inspektors des Heeres
durch
Bundesministerium der Verteidigung,
Führungsstab des Heeres, Bonn
in Zusammenarbeit mit
Heeresamt und
Heeresführungskommando

Verantwortlich für den Inhalt:
Brigadegeneral Ernst-Peter Horn





*Dieses
Buch
wurde von
Feldwebeln
für
Feldweibel
geschrieben*



<u>Inhaltsverzeichnis</u>	Seite
Einführung: „Ein Spieß erzählt“	10
Grußwort Inspekteur des Heeres	13
Was zeichnet den Feldwebel besonders aus?	18
Feldwebel – jeder Buchstabe eine Tugend	27
➤ Führungswille Abgeschnitten	28
➤ Eigenverantwortlichkeit Der Tag, den ich nie vergessen werde	34
➤ Leistungsbereitschaft Ich will!	41
➤ Disziplin Heute schon kontrolliert?	49
➤ Wissen Auftrag erfüllt!	52
➤ Entschlossenheit Plötzlich Führer	57
➤ Belastbarkeit Sprengfalle	61
➤ Einfühlungsvermögen Fürsorge im Einsatz	65
➤ Loyalität Das geht ja gut los!	70
Die fünf „H“s	74



Erfahrungen und Lehren

Wir als militärische Führer

➤ Frisch vom Lehrgang	78
➤ Vorbereitung ist die halbe Übung	81
➤ Angriffsbeginn	94
➤ Feldweibel in der Allgemeinen Grundausbildung	106
➤ Beschuss bei der Schiffsentladung	122
➤ Gefährliche Routine	147
➤ Kontrolle!	154
➤ Lehrgang Überleben im Einsatz	165
➤ Die Bergtour	180
➤ Der Brückenunfall	195
➤ Das Ende einer Übung	202
➤ Hubschrauberinstandsetzung im Einsatz	227
➤ Team HOTEL	236
➤ Vermisst	241
➤ Noch mal gut gegangen	247
➤ Konvoi	262
➤ Vertrauen Sie mir einfach!	280
➤ Bei einer verletzten Seele hilft kein Druckverband	289
➤ Warum hat der Truppenpsychologe keine Couch?	294



Mit Ausbildung und Erziehung zum Erfolg

➤ Leben in der Lage – der Förster	86
➤ In English, please!	113
➤ Wir hatten doch keine Bilder im Kopf!	136
➤ Denken – Drücken – Sprechen	150
➤ Drillausbildung	162
➤ Der Logistiker als Missionar	183
➤ Individuelle Grundfertigkeiten	192
➤ Jeder an seinem Platz	210
➤ Tactics, Techniques and Procedures – der Running Pass	231
➤ Ein Tag auf der Konstanzbahn	238
➤ Ausbildung im Einsatz für den Einsatz	243
➤ Das DAB – ein guter Brauch	251
➤ Ausbildungsende – wenn Sie es noch einmal machen könnten	271

Wir können alles

➤ Der Brigadewaldlauf	97
➤ Elbehochwasser 2002	101
➤ Internationale Küche	133
➤ Der Bergeinsatz	142
➤ Der gelernte Seemann	169
➤ Instandsetzung einer Beinprothese	174



➤ Aufbau der Bundeswehr in den neuen Bundesländern	176
➤ Potenzialfeststellung	198
➤ Welcome to NATO	213
➤ Improvisation ist alles	217
➤ Der Conficker	255
➤ Integrierte Verwendung	278
➤ Afrika – ein Tag auf der heißen Baustelle	285
➤ Die Oderflut	298

Schicksalsschläge

➤ Tote und Verletzte beim Eisenbahntransport	89
➤ Sportunfall mit Folgen	117
➤ Tod auf dem Heimweg	126
➤ Und die Erinnerung bleibt	224
➤ Wenn es auf das „Warum?“ keine Antwort gibt	265

Mehr als nur Dienst

➤ Zum Zapfenstreich Heroin	110
➤ Der Vorgesetzte als Bezugsperson	152
➤ Perspektivwechsel	186
➤ Private Probleme	259
➤ Das Unteroffizierheim	304



Du bist Feldwebel	308
Der Feldwebel im Wandel der Zeit	317
Ehrenmal des Deutschen Heeres	321
Unseren toten Kameraden	324





Draußen schieben sich langsam die Wolken vor die Sonne, Wind kommt auf, es wird sicherlich gleich noch mal regnen, bevor der Abend anbricht. Der Kompaniefeldwebel schaut durch das Fenster des Einheitszelts und wundert sich einmal wieder, dass es schon eine komische Stimmung ist, wenn es eigentlich kalt sein sollte, so mit Schnee und mindestens ein paar Grad Minus. Aber dieser Winter ist ganz anders. Aus den Augenwinkeln sieht er den verschwommenen Glanz einer Lichterkette, viele kleine Sterne, schön bunt und blinkend. Am Weihnachtsbaum hängen kleine Zettel, jeder mit einer Schleife. Er setzt sich wieder an den Biertisch, nimmt seinen Fineliner und schreibt seinen Wunsch zu Ende: „... und nächstes Jahr bitte keinen Einsatz. Mehr Zeit für die Familie.“

Er geht zur Theke und holt sich ein Stück Schnur, da spricht ihn von hinten einer an, „Na, Herr Oberstabsfeldwebel, mit den Gedanken auf dem Sonnendeck?“ Oberfeldwebel Krüger steht vor ihm. Am Sonntag ist er befördert worden, wieder einer von den „Neuen“. Es kommt ihm vor, als wäre es erst gestern gewesen, dass der junge Soldat von seinem Feldwebellehrgang kommend, sich bei ihm zurückgemeldet hat. Mensch, wie die Zeit vergeht. Er denkt an seinen eigenen Werdegang, der ihn bis an diesen Ort geführt hat. Das Wetter war auch ähnlich wie jetzt. Die Feuchtigkeit kroch langsam in die Knochen, als er die Halle des Koblenzer Bahnhofs verließ, den Einberufungsbescheid gefaltet in der Tasche ... da reißt Oberfeldwebel Krüger ihn schon wieder aus seinen Gedanken. „Spieß, ich muss mal mit Ihnen reden, haben Sie noch Zeit für'n Kaffee?“ Der Kompaniefeld-



webel kommt fast gar nicht zu Wort, „Ja, klar, aber der Kaffee geht auf mich.“ Von draußen strömen jetzt immer mehr Soldaten in das Betreuungszelt, schütteln die Regentropfen ab und grüßen den „Spieß“. Gemeinsam mit Krüger setzt er sich hin und der Oberfeldwebel legt los; „Ich brauch’ da ’mal ’n Tipp, Sie wissen doch, ich will doch den Antrag auf BS abgeben und jetzt überlege ich, ob das die richtige Entscheidung ist.“

Der Kompaniefeldwebel schaut ihn lächelnd an. Jaja, das mit dem Soldatenberuf, darüber hatte auch er sich viele Nächte den Kopf zerbrochen – im Kameradenkreis, alleine, mit der Freundin (seiner jetzigen Frau). „Ja, Oberfeldwebel Krüger, erzählen Sie doch mal.“ Da stockt der Oberfeldwebel plötzlich, so forsch, wie er eben noch erschien, ist er jetzt nicht mehr. Der Kompaniefeldwebel nickt ihm auffordernd zu. „Also“, fängt Oberfeldwebel Krüger an, steht aber plötzlich auf und nimmt sein G 36, „äh, Spieß, tut mir leid, ich melde mich morgen noch mal bei ihnen.“ Und schon ist er verschwunden. Der Kompaniefeldwebel nimmt nachdenklich seine Kaffeetasse. So ein richtig offenes Gespräch ist schon schwer, denkt er sich. Er kann sich nur noch verschwommen daran erinnern, wie er solche Gespräche mit seinen Vorgesetzten gesucht hat. Manchmal war es einfacher mit einem älteren Kameraden zu reden.

Auf dem Weg zum Gefechtsstand denkt er noch mal über den Oberfeldwebel nach: Morgen wird er versuchen, mit ihm ins Gespräch zu kommen. Vor dem Gefechtsstand steht der Chef und winkt ihn zu sich: „Mensch, Spieß, wo waren Sie denn so lange?“ „Herr Hauptmann, ich habe im Betreuungszelt mit Oberfeldwebel Krüger ge-



sprochen. Ich schnappe mir mal unsere Unteroffiziere und erzähle etwas zum Berufsverständnis. Ich glaube, ich werde mal ein bisschen aus dem Nähkästchen plaudern, ich hab' da so eine Idee ...“





Grußwort des Inspektors des Heeres, Generalleutnant Werner Freers

Das Heer befindet sich im Einsatz – schon seit vielen Jahren. Dabei erleben unsere Soldaten täglich neue Situationen und Herausforderungen.

Ob im Einsatz oder im täglichen Dienstbetrieb, in Ausbildung und Übungen, ich blicke auf unsere Soldaten und auf ihre Führer. Insbesondere die Feldwebel fallen mir dabei ins Auge. Sie machen das Heer zu dem, was es ist. Sie sind die Träger der Kontinuität – dort wo das Herz des Heeres schlägt: In den Einheiten und Verbänden des Heeres.

Mit Ihrer Entscheidung für die Feldwebellaufbahn haben Sie sich bereit erklärt, deutlich mehr an Verantwortung und damit auch an Strapazen und Entbehren zu übernehmen. Feldwebel sind und bleiben das Rückgrat unseres Heeres.

Niemand sonst ist so nah an der Basis, hat so lange Stehzeiten und damit auch soviel Erfahrung auf den Dienstposten wie Sie. Wer sonst spürt die Umsetzung von Befehlen so direkt in der Durchführung als das Bindeglied zwischen Offizieren und den Mannschaften. Von Problemen und Stimmungen erfahren Portepeeunteroffiziere mit als Erstes.



Wie viele bin auch ich zunächst von einem Feldwebel ausgebildet worden, meine ersten Ansprechpartner in vielen Fragen waren erfahrene, gestandene Feldwebel. Einer von ihnen ragte besonders heraus: der „Spieß“. Als lebensälterer Kamerad hatte er immer ein offenes Ohr für die Anliegen seiner Untergebenen und einen Lösungsansatz parat, meistens untermauert mit einer Geschichte, die er selbst erlebt hat. Und er war mehr als das: Er war und ist der Führer des Unteroffizierkorps seiner Einheit.

Feldwebel haben seit jeher vielfältige Aufgaben. Vom jungen Feldwebel bis zum Oberstabsfeldwebel bekleiden sie verantwortungsvolle Dienstposten und arbeiten häufig mit Gerät im Wert von Millionen Euro. Das höchste ihnen anvertraute Gut aber ist der Mensch, sind die Soldaten, die der Staat in ihre Obhut gibt.

Diese Soldaten sind bereit, unserem Land zu dienen: unter Inkaufnahme von Belastungen und Gefahren, ja sogar unter Einsatz des Lebens, wenn es darauf ankommt – so wie wir es in unserem Eid geschworen haben.

Unsere Soldaten verdienen es, für ihre Einsätze und die dortigen Aufgaben bestmöglich ausgerüstet und ausgebildet zu werden.

Die Ausrüstung und die Rahmenbedingungen für die Ausbildung stellt der Dienstherr, für Durchführung und Qualität der Ausbildung ist an erster Stelle der Feldwebel verantwortlich. Er lebt mit seinen Untergebenen, gerade im Einsatz, von früh bis spät, stets aufmerksam und helfend – aber auch mit klarem Führungsanspruch und mit eindeutigen Befehlen, wenn es die Situation erfordert.



Gute Führer werden selten als solche geboren, sie werden geformt. Geformt durch Vorbilder, die richtiges Führungsverhalten vorleben und durch eigene Erlebnisse gerade in herausfordernden Situationen. Einen guten Führer zeichnen besondere Tugenden aus. Diese Tugenden werden im weiteren Verlauf des Buches beschrieben und anhand von Beispielen wiedergegeben. Gemeinsame Tugenden, gemeinsame Wertvorstellungen und ein enger kameradschaftlicher Zusammenhalt sind die Fundamente, auf denen unser Heer ruht.

Im Laufe der nächsten Jahre werden auch Sie solche Erfahrungen sammeln. Und Sie werden zusätzliche Aufgaben übernehmen – auch Führungsaufgaben. Sie werden befördert und gefordert werden, zunehmend mehr Verantwortung bekommen und zum Meister ihres Fachs heranreifen. Dann werden andere auch zu Ihnen aufblicken, sich an Ihnen orientieren – gerade wenn es darum geht, unter Belastungen und Gefahren gemeinsam zu bestehen.

Es gibt nur wenige Berufe, die so verantwortungsvoll, fordernd und abwechslungsreich sind wie der des militärischen Führers. Genauso einmalig sind aber auch die Möglichkeiten, die er bietet: von der Ausbildung über gemeinsame Erlebnisse bis hin zum wechselseitigen Vertrauen und zur gelebten Kameradschaft.

Dabei werden Sie erleben, dass Verantwortung auch immer einhergeht mit Gestaltungsfreiräumen.

Wir wollen Sie auf Ihre Zukunft als Träger von Verantwortung, als Führer und Gestalter im Heer vorbereiten – durch gute und fordernde Ausbildung und auch durch dieses Buch.



Dazu wurde eine Gruppe älterer, erfahrener Feldwebel beauftragt, ein Buch von Feldwebeln für Feldwebel zu erstellen. Sie haben aus ihren Reihen Beiträge von Kameraden gesammelt und eine Rahmenhandlung geschaffen. Viele persönliche Erlebnisse, viel Erfahrung mit den Aufgaben und Herausforderungen des Feldwebels sind hierbei eingeflossen: Erfahrungen und Erlebnisse aus Einsatz, Übung und Ausbildung bis hin zu Erlebnissen aus dem täglichen Dienst. Viele Überlegungen zu richtigem Verhalten, zu den Tugenden des Feldwebels als Führer, Ausbilder und Erzieher – als Meister seines Fachs.

Zum soldatischen Selbstverständnis gehört auch das Geschichtsbewusstsein. Nur wer weiß, woher er kommt, entwickelt ein Verständnis davon, wohin die Reise geht. Deshalb finden Sie beispielsweise einen Beitrag zur Entwicklung des Unteroffizier- und Feldwebeldienstgrades in deutschen Streitkräften. Daher finden Sie auch einen weiteren Beitrag zum Ehrenmal des Deutschen Heeres – einem besonderen Ort der Erinnerung und des Nachdenkens über die Wertegrundlagen und Anforderungen unseres Berufes.

Folgen wir nun dem „Spieß“. Er führt uns durch dieses Buch und Sie erfahren mehr über die besonderen Merkmale Ihres Berufs. Dieser „Spieß“, Ihre älteren Feldwebelkameraden des Heeres – und ich: Wir wollen Sie ermuntern, gemeinsam über die Grundlagen Ihres Berufes nachzudenken.



Viel Vergnügen bei der Lektüre „Ihres Buches“.

Im September 2010

Freers
Generalleutnant
Inspekteur des Heeres



Was zeichnet den Feldwebel besonders aus?



Da sitzen sie nun, der Kompaniefeldwebel schaut in die Runde und versucht mit Blickkontakt das Eis zu brechen. Einige lächeln zurück, andere haben ihren panzerbrechenden Blick aufgesetzt, teilweise düster: Was will denn der Spieß jetzt schon wieder von mir?

„Ich habe Anfang der 80er Jahre auf meinem Feldwebellehrgang das Rüstzeug zum Feldwebel beigebracht bekommen. Um im Alltag zu bestehen, musste ich noch einiges an Erfahrung sammeln. Aber durch aufmerksames Beobachten lernte ich sehr viel von den Erfahrungen meiner älteren Kameraden ...“

Der Feldwebel ist der Führer, Ausbilder und Erzieher seiner Soldaten – damit ist alles gesagt und nichts konkret ausgedrückt. Was bedeutet das, nicht nur für den jungen Feldwebel? Gibt es eine Taschenkarte, die Strichaufzählungen liefert? Was beinhalten die Grundsätze zeitgemäßer Menschenführung, was sind die Grundsätze der Inneren Führung? Es gibt Vorschriften, Ausbildungshilfen, Schriftenreihen, Schnellbriefe, Weisungen und Erlasse, die sich mit diesen Themen beschäftigen. Schwierig, alle zu lesen und noch schwieriger, alle zu beachten.

Als Soldat im 31. Dienstjahr, Oberstabsfeldwebel und Kompaniefeldwebel möchte ich versuchen, einige kurz gefasste Hinweise zu geben. Genauer: Drei allgemein gefasste Grundprinzipien, die eigentlich Binsenweisheiten sind, oder es zumindest in der Bundeswehr sein soll-



ten, die mich bei der Erziehung und Führung meiner Soldaten leiten.

Zunächst: Vorbild sein. Na ist doch klar, das weiß doch jeder! Wirklich? Was heißt das denn eigentlich konkret? Das heißt zunächst einmal, dass ich mein Handwerk verstehe. Dass ich mir auch bei der hundertsten Wiederholung einer Ausbildung nicht zu schade bin, noch einmal in die Vorschrift zu schauen. Das heißt zum Beispiel, jeden Morgen korrekt rasiert, mit sauberem Anzug und sauberem Stiefelputz, vor seine Soldaten zu treten. Wirklich jeden Morgen, auch dann, wenn man unausgeschlafen, gestresst oder in Eile ist. Der Ausbilder, der coole Sprüche bei der Spindkontrolle seiner Soldaten klopft, muss jederzeit seinen Soldaten erlauben können, einen Blick in seinen Spind zu werfen. Das wiederum heißt, nach einer Ausbildung oder Übung den Spind sofort wieder aufzuräumen – nicht erst morgen, wenn ich wieder ausgeruht bin.

Das, was ich von meinen Soldaten verlange, muss immer jeweils Maßstab meines eigenen Handelns sein. So trivial dieser Grundsatz klingt, so schwierig ist er durchzuhalten, denn ich bin in allem was ich tue oder unterlasse immer ein gutes oder schlechtes Vorbild.

Da dieser Grundsatz nicht so einfach durchzuhalten ist, heißt das im Umkehrschluss, dass ich meinen Untergebenen die menschlichen Fehler und Unzulänglichkeiten zugestehen muss, die ich mir selber als normaler und fehlerbehafteter Mensch auch erlaube, ja erlauben muss. Das heißt, ich führe mich als Vorgesetzter nicht auf, als bräche die Welt zusammen, wenn ich einen Fehler bei meinen Untergebenen bemerkt habe.



Ein weiterer Grundsatz ist, dass ich in der Lage sein muss, meine Anweisungen oder Befehle erklären und begründen zu können, wenn es Zeit und Lage erlauben. Es ist schlechter Führungs- und Erziehungsstil einfach zu sagen: Das ist so, weil ich es so will oder es so befohlen habe! Denn erst in der Begründung meines Befehls liegt die Möglichkeit für den Untergebenen zum Verständnis der Zusammenhänge und eventuell zur Gegendarstellung und damit die Gelegenheit, den von mir zu verantwortenden Auftrag unter Umständen mit noch besserem Ergebnis auszuführen. Zudem verschwenden Sie als Vorgesetzter Ressourcen, wenn Sie auf die Mitarbeit Ihrer Untergebenen verzichten. Gleichzeitig gibt mir das Durchdenken einer Begründung die Möglichkeit zur Reflexion meiner Absichten. Muss es wirklich so durchgeführt werden, oder geht es auch anders? Der Grundsatz der Erklärung und Begründung gilt noch mehr, wenn ich eine „Erzieherische Maßnahme“ aussprechen will. Ist die Maßnahme einmal vorschnell ausgesprochen und suche ich anschließend mühsam eine Begründung, verspiele ich Autorität und, was fast noch schlimmer ist, ich verspiele Vertrauen.

Zu guter Letzt haben meine Untergebenen das Recht, von mir als Persönlichkeiten respektiert zu werden. Das heißt, der Untergebene hat ein Recht auf seine Persönlichkeit. Er hat zum Beispiel ein Recht, sensibel zu sein und es steht mir nicht zu, ihn dafür zu kritisieren. Ein Grundwehrdienstleistender dient aufgrund seiner Einberufung und ein Zeit- oder Berufssoldat wurde von den dafür zuständigen Stellen beziehungsweise Vorgesetzten



für fähig erachtet, den Dienst in der jeweiligen Laufbahn bei der Bundeswehr zu leisten. Daraus folgt für mich als Vorgesetzter, dass ich meine mir unterstellten Soldaten als solche zu akzeptieren habe, ob mir ihr Wesen nun gefällt oder nicht. Dies heißt freilich nicht, dass ich jedes Verhalten, welches aus dem jeweiligen Wesen einer Persönlichkeit resultiert, akzeptieren muss.

Und wie respektiere ich nun eine Persönlichkeit? Indem ich ihr die Wertschätzung entgegen bringe, die ich auch selbst von meinen Vorgesetzten für mich erwarte. Der Ton macht die Musik oder wie man in den Wald ruft, so schallt es heraus, sagt der Volksmund so treffend. Gewöhnen Sie sich beispielsweise an die richtige Anrede: Es heißt nicht, Meier oder Müller, auch nicht, Herr Meier oder Herr Müller, sondern zum Beispiel, Herr Hauptgefreiter Meier, oder Herr Stabsunteroffizier Müller. Auch Ihre Untergebenen haben sich ihren jeweiligen Dienstgrad verdient. Lassen Sie auch das unreflektierte, allgemeine Duzen. Diese Art des Duzens schafft kein Vertrauen, sondern zerstört gegenseitigen Respekt. Es ist zudem nur zu wahr, dass es sich leichter sagt, Du Idiot, als, Sie Idiot!

Weiter: Spott und Ironie sind im Umgang mit Untergebenen genauso fehl am Platze wie der unachtsame Umgang mit dem Erlass Erzieherische Maßnahmen.

Die Vorgesetzten, die die Abwesenheit von Tadel als Lob verstehen, machen es falsch. Der Tadel kommt erst durch die Anwesenheit von Lob richtig zur Geltung und umgekehrt. Fragen Sie sich, wann Sie das letzte Mal persönlich oder vor der Front gelobt worden sind. Wenn das schon lange nicht mehr vorgekommen ist, Sie aber



dennoch befördert oder gefördert wurden, zum Beispiel durch die Feldwebelausbildung, dann kann das ein Indiz dafür sein, dass Ihre Vorgesetzten den Erlass „Erzieherische Maßnahmen“ nicht korrekt anwenden. Folgen Sie als Feldwebel nicht diesem Beispiel. Lassen Sie sich bei der Führung Ihrer Untergebenen immer von dem Grundsatz leiten: Was ich nicht will, das man mir tu', das füg' ich keinem anderen zu!

Und wenn Sie mal gegen einen der drei hier beschriebenen Grundsätze verstoßen haben, dann ist das nicht tragisch, sondern zeigt, dass auch Feldwebel nur Menschen sind. Wenn Sie sich dann bei einem Untergebenen entschuldigen, zeugt das nicht von Schwäche, sondern von Charakter und stärkt das Vertrauen in Sie und Ihre Autorität.





Der Spieß erzählt weiter. *„Im Laufe der Zeit habe ich mir ein kleines Modell zurecht gelegt, mit dem ich mir immer wieder vor Augen führe, worauf es im Kern ankommt.*

Als Feldwebel sind Sie Vorgesetzte von Unteroffizieren und Mannschaften und als solche Führer, Ausbilder und Erzieher.

Stellen Sie sich die Eckpunkte ihres Feldwebelwinkels als die drei Kernbereiche Ihrer Tätigkeit vor.

Auf diese Weise haben Sie die Eckpunkte ihres Berufs stets vor Augen.

führen



ausbilden

erziehen



*Wer **führen, ausbilden** und **erziehen** darf und will, muss auf seinem Gebiet mehr wissen, mehr können und mehr leisten als seine Untergebenen.*

Feldweibel sind militärische Meister, Fachleute und Spezialisten.

Der Feldweibel des Truppendienstes und der Feldweibel des Allgemeinen Fachdienstes stehen gleichberechtigt nebeneinander und haben ein gemeinsames Berufsbild. Sie prägen die Leistung Ihres Teams oder der kleinen Kampfgemeinschaft, indem Sie unmittelbar am Soldaten arbeiten und wirken.

Im Zentrum stehen das Führen und das Führen wollen.

Als Ausbilder geben Sie Ihre Kenntnisse und Fertigkeiten weiter.

Als Erzieher vermitteln Sie Werte und Normen. Allein durch Ihr Vorbild haben Sie schon den entscheidenden Schritt getan, die Einstellung und Haltung Ihrer Untergebenen in die richtige Bahn zu lenken.

Mit zunehmender Praxis und Erfahrung fällt Ihnen das immer leichter.





Dies alles zeichnet Sie als Feldweibel besonders aus!

Das war nun sehr theoretisch. Was genau aber erwarten Sie von einem guten Feldweibel? Welche Eigenschaften sollte er besitzen?

Herr Feldweibel Meyer, teilen Sie die Karten aus! Jeder schreibt nun mindestens ein Schlagwort auf eine Karte. Diese tragen wir dann zusammen ...

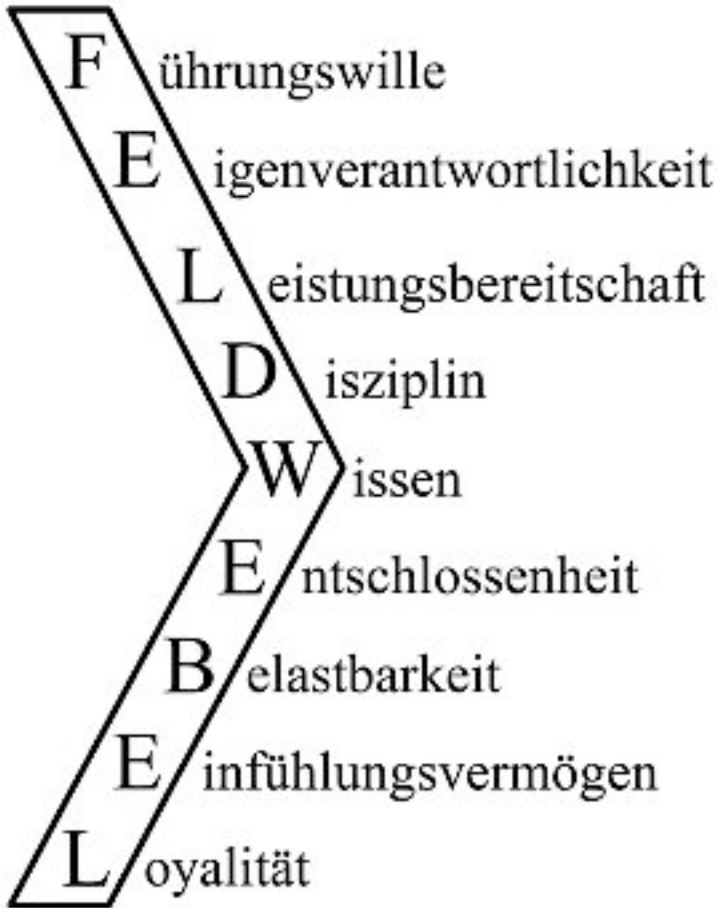




... da sind ja eine ganze Menge Schlagwörter zusammen gekommen. Das alles sind Eigenschaften, die die Qualität eines Feldwebels ausmachen.

Ihre Stichworte finden sich in folgenden Eigenschaften und Tugenden wieder. Keine davon steht für sich alleine! Anhand der Buchstaben des Wortes Feldwebel möchte ich sie beispielhaft verdeutlichen ...“

Feldwebel – jeder Buchstabe eine Tugend



Führungswille

Verantwortungsbewusste Feldweibel kennzeichnet, dass sie die ihnen unterstellten Soldaten kennen, sie fürsorglich behandeln und ihr eigenes Handeln an soldatischen Werten und Normen ausrichten.

Feldweibel leben beispielgebend vor, was sie von ihren Untergebenen verlangen.

Führung ist das richtungweisende Einwirken auf das Verhalten anderer, um eine Zielvorstellung gemeinsam zu verwirklichen.

Feldweibel übernehmen die Verantwortung für die daraus resultierenden Folgen.

Abgeschnitten!

Das 17. (DEU) Einsatzkontingent ISAF im Provincial Reconstruction Team (PRT) Kunduz hatte im Zeitraum Juli bis November 2008 den Auftrag, die Sicherheit in Nordafghanistan zu stabilisieren, um so ein sicheres Umfeld für den Wiederaufbau des Landes zu schaffen. Kern des PRT Kunduz war die Schutzkompanie mit ihren 220 Soldaten. Diese Kompanie bestand mit Masse aus Artilleristen, die neben der Kompanieführung vier Züge stellten. Ihnen angegliedert waren bis zu vier Züge Fallschirmjäger. Während die vier „roten“ Züge ihren Hauptauftrag im Transport der CIMIC-Teams (Civil-Military-Cooperation), dem Stellen der Eingreifreserve IRF (Immediate Reaction Force), der Flugfeldsicherung,



der Lagerwache des Außenlagers Taloqan und der Teilnahme an Operationen hatten, war es unter anderem Aufgabe der Fallschirmjäger, den Nahbereich des Lagers durch auf- und abgessene Patrouillen zu sichern. Dazu kam die Durchführung von weiteren Operationen. Die enge Zusammenarbeit zwischen Artilleristen und Fallschirmjägern im Bereich der Feldwebeldienstgrade war geprägt von guter Kameradschaft und gegenseitiger Unterstützung, wo immer es ging.



Oberfeldwebel F., Angehöriger der Artillerietruppe, führt auf dem Potsdamer Platz im Feldlager Kunduz seine x-te Befehlsausgabe durch. Als Patrouillenführer der Schutzkompanie eingesetzt, hat er, wie so oft, den Auf-



trag, die CIMIC-Teams zu transportieren und diese während ihrer Aufklärungsarbeit zu schützen. Dass dieser Einsatz gefährlich ist, wissen er und seine aus zwei Zügen zusammengesetzte Patrouille nicht erst seit dem Tod einiger der zur Kompanie gehörenden Fallschirmjäger. Die Soldaten sind angespannt. Einige erzählen später, dass sie schon vor dem Abmarsch ein ungutes Gefühl hatten.

Unmittelbar vor der Befehlsausgabe verschafft sich der Patrouillenführer ein aktuelles Lagebild in der JOC (Joint Operation Center) und bei der J 2-Abteilung: „... die üblichen Verdächtigen ...“

Obwohl sich die Meldungen über vermeintliche Hinterhalte und Selbstmordattentäter in Fahrzeugen wiederholen und nie konkret zu sein scheinen, vertrauen alle auf die Arbeit der J 2-Abteilung. Einem Hinweis oder einer Warnung nicht Rechnung zu tragen, kommt aufgrund der hohen Anschlagdichte nicht in Frage.

Alle Soldaten der heutigen Patrouille stehen im Halbkreis um die am Kühler des DINGOS befestigte Karte. Das Ende des Kontingentes ist bereits deutlich in Sicht und nach ein bis zwei Patrouillen täglich wissen die Soldaten der Schutzkompanie genau, was jetzt folgt. Und dennoch, Oberfeldwebel F. führt seine Befehlsausgabe nach dem bewährten Schema vollständig und detailliert durch. Feindlage ..., Eigene Lage ..., sauber ausformulierte Absicht und die Durchführung mit dem Schwerpunkt: Verhalten bei IED (Improvised Explosive Device), Hinterhalt, Ausfall. Eben alles wie immer. Und die Soldaten? Sie hören immer noch zu. Jeder kann die Absicht wiedergeben. Nicht auswendig gelernt, sondern verin-



nerlicht. So sind sie erzogen worden. So haben sie sich entwickelt.

„Fragen?“ Niemand hat Fragen. Also fragt der Oberfeldwebel noch mal gezielt einige Punkte nach, bevor er aufsitzen lässt. Die Patrouille besteht aus drei DINGOS, einem Transportpanzer (TPz) „Störsender“, einem TPz BAT (beweglicher Arzttrupp) und dem WOLF der CIMIC, welcher sich als viertes Fahrzeug zwischen Störer und BAT „versteckt“. Alle Fahrzeuge, bis auf den WOLF, werden durch Feldwebeldienstgrade geführt. Die Oberfeldwebel der DINGOS sind selbst Patrouillenfürer.

Nach Verlassen des Feldlagers geht es zunächst die Baumallee runter. Jetzt Richtung Norden nach Kunduz-City. Nachdem alle Fahrzeuge auf der Hauptstraße wie befohlen eng aufgefahen sind, kommt die Meldung vom Schließenden: „Alles dran!“

Die gut ausgebaute und zu dieser Uhrzeit stark befahrene Straße zeigt keine Auffälligkeiten.

Fußgänger mit Esel, Motorräder, Toyotas (überwiegend weiße!), die nervigen Dreiräder und ein Kind machen der bulligen Patrouille über den Seitenstreifen Platz.

Zu diesem Zeitpunkt war niemandem der schwarz gekleidete afghanische Mann mit dem Mobiltelefon am Ohr im Zuge der Allee aufgefallen. Wie auch, hier hat jeder ein Handy und immer Empfang. Heute geht man davon aus, dass es sich um einen sogenannten „Spotter“ gehandelt haben muss, der die Richtung der Patrouille an einen entgegenkommenden, blauen Toyota weitergegeben hat.



Die Patrouille verläuft planmäßig, ohne Besonderheiten – bis ein ohrenbetäubender, dumpfer Knall die Männer aufschrecken lässt.

Die Explosion ist heftig. Sie ereignet sich zwischen Störsender und WOLF und zerreißt den blauen Toyota völlig. Der Patrouillenführer erfasst die Situation und fordert sofort eine Meldung aller Fahrzeuge ab. Der WOLF ist am stärksten beschädigt, kann jedoch weiterfahren.

Nachdem Oberfeldwebel F. die Gewissheit hat, dass seine Patrouille noch rollen kann, befiehlt er: „Durchstoßen!“. Der BAT schleift den Motorblock des Toyota mit, es können jedoch alle Fahrzeuge dem Befehl nachkommen. Als die Patrouille ausreichend Abstand zum Anschlagort gewonnen hat, entschließt sich Oberfeldwebel F. zum Roadblock (Straßensperre), befiehlt die Sicherung und bereitet die Aufnahme der IRF vor. Erst jetzt zeigen sich die Auswirkungen der verheerenden Explosion. Die Reifen des WOLFS sind platt und zerrissen, der Tank völlig ausgelaufen und alle Scheiben gesprungen. Auch die anderen Fahrzeuge sind zum Teil stark beschädigt. Der Schock sitzt tief, doch alle Soldaten haben den Anschlag körperlich unverletzt überstanden und beobachten in die befohlenen Richtungen. Die geringe Absatzstärke der DINGOS und das unübersichtliche Gelände rundherum zwingen die Unterführer der Schutzkompanie dazu, auch die Liaison and Monitoring Teams (LMT) sowie den Hauptbootsmann der Sanität mit in die Sicherung einzubinden. Für die Kameraden eine Selbstverständlichkeit.



Von einem Feldweg aus westlicher Richtung nähert sich ein weiterer Toyota der Patrouille. Die Handzeichen der Sicherungssoldaten, deren Zurufe und letztlich die Warnschüsse, veranlassen den Fahrer nicht, die Geschwindigkeit zu verringern. Oberfeldwebel F. führt mit seinem Trupp zu dem jetzt auch der Sanitäter gehört, den Feuerkampf gegen das Fahrzeug. Treffer in Scheibe und Motorblock bringen den Toyota zum Stehen. Der Fahrer kann zunächst entkommen, wurde aber später gestellt. Die anschließende Aufnahme der IRF verlief reibungslos.

Befehlsausgaben mögen sich wiederholen, Zeit beanspruchen und Vorbereitung kosten, sie sind jedoch unser tägliches, unentbehrliches Handwerk und dulden keine Schlamperei. Rasches Erfassen einer komplexen Situation und sofortiges Handeln sind keine „Hexerei“, sondern Resultat intensiver Ausbildung. Führen von vorn stärkt das Vertrauen im Team und erzieht unsere Soldaten zu tapferen und selbstständigen Kameraden. Jeder Uniformträger muss im Einsatz seine Waffe beherrschen und einsetzen können.



Eigenverantwortlichkeit

Feldwebel handeln bei Erfüllung ihres Auftrags stets im Sinne der Absicht der übergeordneten Führung.

Sind sie auf sich gestellt, handeln sie dem Auftrag und der Lage entsprechend und treffen Entscheidungen selbstständig und eigenverantwortlich.

Diese Eigenverantwortlichkeit ist Ausdruck des Grundprinzips „Führen mit Auftrag“.

Der Tag, den ich nie vergessen werde

Wir waren erst einige Wochen in Afghanistan. Wir gehörten zur Verstärkungsreserve, die in der Heimat bereitgehalten wurde. Der Kontingentführer im Einsatz hatte uns direkt nach dem tödlichen IED-Anschlag (Improvised Explosive Device) auf meinen Freund als zusätzliche infanteristische Komponente angefordert. Diese Truppe war aus verschiedenen Einheiten des Bataillons zusammengewürfelt. Unsere Truppen vor Ort schickten regelmäßig Einsatzberichte. Uns war klar, dass wir in eine sehr schwierige Lage hineinkommen würden. In Kunduz gab es damals schon regelmäßig Angriffe auf unsere Truppen, IED-Anschläge und Selbstmordattentate.

Die Nacht begann mit einem Frühstück. Es war vielleicht halb drei. Wir wussten, dass wir in eine große Operation mit mehr als 200 deutschen und afghanischen Kräften eingebunden sein würden. Wir machten unsere



Fahrzeuge und Waffen klar, legten unsere Ausrüstung an. Der Befehl lautete, mit der Morgendämmerung in der Ausgangsstellung am Rand der Ortschaft Haji Amanulla im Distrikt Chahar Darreh zu liegen. Als „Blocking Position Nord“ sollten wir dabei sämtliche Personen, die in den Ort hinein wollten, kontrollieren und jedes Fahrzeug zu einem nahegelegenen Checkpoint südlich des Dorfes umleiten. Dort würden Feldjäger und afghanische Polizisten die Untersuchung der Fahrzeuge übernehmen. Bevor der erste Bauer auf dem Feld ist, sollten wir dort sein. Worum ging es bei dieser Operation? Es sollte in dem Ort ein Lehrer dingfest gemacht werden, der vermutlich zu den radikal-islamistischen Taliban gehörte. Außerdem gab es Hinweise auf eine versteckte Sprengladung in dem Raum, die gegen uns gerichtet war. Wir wollten sie unbedingt finden.

Bereits vor Einbruch der Morgendämmerung lagen wir in Stellung. Allmählich offenbarte sich das Ausmaß unseres Auftrags. Menschenmassen strömten auf unsere Sperre zu und wollten in die Stadt, denn es war Markttag und auch eine Hochzeitsgemeinde erbat Einlass. Um dem Andrang der Mengen Herr zu werden, entschlossen wir uns in Absprache mit der Führung, nur noch verdächtige Personen zu kontrollieren und festzusetzen und unseren Abschnitt weiter zu sichern. Zusammen mit der „Blocking Position Süd“ wurden an diesem Tag mehr als 300 Personen, Fahrzeuge und Tiere kontrolliert. Gegen 13:00 Uhr mittags erreichte uns dann über Funk die Meldung: „Wir haben was gefunden! Raketen und vorbereitete IED ...“. Über solch eine Nachricht waren wir alle sehr froh.



Noch vor Ort sollte die gefundene Munition gesprengt werden. Der laute Knall einer nicht weit entfernten Explosion hallte schon kurz darauf, doch zu unserer Überraschung kam dieser aus einer völlig anderen Richtung, nämlich aus Richtung „Blocking Position Süd“. Wenig später erreichte uns dann auch noch der Funkspruch: „Suicider bei Hightower! Suicider bei Hightower!“

Damit war allen klar, was passiert sein musste. Die Richtung, aus der der Knall kam, die mittlerweile sichtbare Rauchsäule, die Meldung – alles passte. Es hat einen von unseren eigenen Kameraden getroffen! Denn Hightower war in diesem Zusammenhang eine Bezeichnung für die Fallschirmjäger vor Ort. Der Schock saß zunächst tief. Doch im gleichen Augenblick führten wir uns auch den Ernst der Lage vor Augen. „Wer kann jetzt sofort unterstützen? Wo steht die Reserve? Wie weit ist der nächste BAT (beweglicher Arzttrupp) weg?“ All das waren die drängenden Fragen, die uns in den Sinn kamen und die letztlich auch zum Entschluss führten: „Wir müssen helfen!“ Wir waren in der Lage, sofort und Dank der umfassenden Sanitätsausbildung kompetente Hilfe zu leisten.

Wir informierten den Einsatzführer per Funk, dass wir sofort mit unseren zwei WÖLFEN an den Anschlagort verlegen würden. Auf dem Weg zur Anschlagstelle überlegte natürlich jeder, was ihn dort erwarten wird. Wir wussten: Die Verwundeten könnten schwere innere Verletzungen sowie Brand- und Thoraxverletzungen haben. Gliedmaßen könnten abgerissen sein. All das bekam jedoch eine besondere Härte, weil wir ahnten, es würde sich um unsere Kameraden handeln, die wir dort



verletzt vorfinden. Wir hatten es hundertfach drillmäßig durchgespielt. Doch als wir hinkamen, wussten wir, dass uns auf so etwas nichts und niemand wirklich vorbereiten kann. Es war extrem. Es roch furchtbar. Um die Anschlagstelle herum lagen die verletzten Körper von Kindern. Das Bild, das sich uns bot, war schrecklich; der Anblick war grässlich und wühlt uns noch heute auf.

Ein MUNGO stand lichterloh in Flammen, ständige Explosionen durch die brennende Munition der Granatmaschinenwaffe, die sich auf dem Fahrzeug befand, waren zu hören und die Lage war vollkommen unklar. Wir nahmen sofort Verbindung mit den vor Ort befindlichen Kräften auf und erfuhren, dass sich zwei unserer Kameraden am MUNGO befinden sollten, ob verwundet oder tot wussten wir bis dahin nicht. Schnell konnten wir daraufhin einen unserer Kameraden ausmachen, der sich neben dem MUNGO befand. Zügig gingen wir im Schutze unseres WOLFS vor, denn es ist nicht unüblich, dass nach einem Sprengstoffanschlag weitere Angriffe auf die Hilfeleistenden erfolgen.

Man hätte sich vorstellen können, dass es Schaulustige geben würde. Nichts. Die Bevölkerung nimmt kaum Anteil am Geschehen. Die Leute erledigen einfach das weiter, was sie zu erledigen geplant hatten. Ich empfinde dies heute noch als besonders krass. Ein Mensch sprengt sich in die Luft, zwei deutsche Soldaten und fünf Kinder werden getötet, und die Menschen machen weiter, als sei nichts geschehen.

Auf dem Weg zum brennenden Gefechtsfahrzeug entdeckten wir bereits mehrere leblos daliegende kleine Körper. Es waren Kinder, die ebenfalls von der Explosi-



on erfasst worden waren. Auf den ersten Blick erkannten wir, dass ihnen nicht mehr zu helfen sein würde und dennoch überprüften wir jeden der am Boden liegenden Kinderkörper. Leider konnten wir nur noch ihren Tod feststellen. Wie sich später herausstellte, konnten zwei Kinder, ein Junge und ein Mädchen, bereits von den vor Ort befindlichen Kräften aus dem Gefahrenbereich evakuiert werden. Uns war nun aber umso mehr daran gelegen, unseren Kameraden endlich zu helfen und so verdrängten wir die Gedanken an die toten Kinder. Am Fahrzeug endlich angekommen, erkannten wir schnell, dass wir mit den mitgebrachten Feuerlöschern nichts ausrichten konnten. Es brannte einfach zu stark und immer wieder explodierte etwas am Fahrzeug. Wir verschanzten uns hinter unserem gepanzerten Fahrzeug, um den richtigen Moment abzapassen, wo wir hinter dem Fahrzeug vorspringen und zwischen zwei Detonationen unsere Kameraden bergen konnten. Doch wann ist der richtige Moment, wenn es andauernd und immer wieder neue Detonationen gibt? Nach einer gefühlten längeren Pause sprangen wir endlich hervor, doch plötzlich gab es einen Riesenknall, der doppelt so laut und heftig erschien wie die vorherigen! Wir wurden von einer Detonationswelle erfasst und – halb springend, halb von der Druckwelle von den Beinen gerissen – in einen Graben geschleudert.

Nachdem wir uns gesammelt hatten und feststellten, dass uns nichts weiter fehlte, wollten wir einen erneuten Versuch starten. Wir dachten alle nur: „Wir müssen da ran!“ Wir setzten also erneut an und bei unserem zweiten Versuch bekamen wir einen der beiden Männer zu



packen. Wir schleiften ihn zunächst von der Gefahrenquelle weg. Zwei von uns brachten ihn dann weiter an ein angrenzendes Feld und begannen mit der Erstversorgung. In der Zwischenzeit war auch die IRF mit einem BAT eingetroffen, die den Verwundeten am Transportpanzer in Empfang nahm. Derweil begann ich damit, mich um einen anderen Verwundeten und um die verletzten Kinder zu kümmern. Ein kleiner Junge war sehr schwer verletzt. Er hatte ein offenes Schädel-Hirn-Trauma und starke Splitterwunden. Die Vitalzeichen waren nur schwach und ich sicherte seine Atemwege mit einem Tubus. Einem weiteren Kind, einem Mädchen, ging es indessen den Umständen entsprechend schon wieder ganz gut. Sie weinte und schrie laut, vermutlich rief sie nach ihrer Mutter. Wir übergaben die Kleine dem BAT. Uns fiel auf, dass noch einer der Männer fehlte. Der zweite Kamerad, der ebenfalls bei der Detonation vorne am MUNGO auf der Fahrerseite gestanden haben musste. Nach kurzem Suchen konnten wir ihn entdecken. Er lag neben der Fahrertür. Während es immer noch ab und zu knallte, überlegte ich, was zu tun sei. Liegen lassen kam nicht in Frage. Mit einem schnell zusammengestellten Trupp rannte ich mit den Männern vor. Dort stellten wir fest, dass er bereits tot war. Sein ganzer Körper war schwer gezeichnet von der Explosion. Erneut krachte eine Detonation. Daraufhin entschied ich mich, erst wieder vorzugehen, wenn uns keine Munition mehr um die Ohren fliegt. Nach einer halben Stunde konnten wir ihn schließlich bergen.

Wie sich später herausstellte, hatte der Selbstmordattentäter unmittelbar vor dem Fahrzeug angehalten und dort



einen um den Bauch befestigten Sprengstoffgürtel gezündet. Damit ließ er unseren Kameraden keinerlei Überlebenschance.

Es dauerte einige Tage, bis wir das Erlebte verarbeiten konnten. Tagelang haben wir uns im Kameradenkreis darüber unterhalten. Gespräche mit den Militärpfarrern und dem Truppenpsychologen haben uns dabei sehr geholfen. Bereits fünf Tage nach dem Anschlag waren wir wieder im Einsatz. Für uns war es eine Selbstverständlichkeit, dass wir unseren Kameraden damals zu Hilfe geeilt sind. Dank unserer einsatzvorbereitenden Ausbildung fühlten wir uns im Stande und auch dafür verantwortlich, dort zu helfen, wo Hilfe Not tat.

Kameradschaft und treue Pflichterfüllung sollten nicht bloß leere Worthülsen, sondern unverzichtbare Tugenden sein. Mut, Tapferkeit und Eigenverantwortlichkeit sind die Basis dafür.

Genau dies wird mir bewusst, als ich mit meinen vier Feldweibelkameraden vor Bundeskanzlerin Angela Merkel stehe. Doch wir sind hier nur stellvertretend für viele unserer Kameraden, die tagtäglich Außergewöhnliches leisten. Für die Kameradschaft und Tapferkeit nicht nur Schlagworte sind, sondern die diese Prinzipien auch leben – notfalls auch unter Einsatz des eigenen Lebens.



Leistungsbereitschaft

Feldwebel kennzeichnet der ausgeprägte Wille zur Leistung. Diese beinhaltet, sein Leistungsniveau nicht nur zu halten und die soldatischen Anforderungen jederzeit und bestmöglich zu erfüllen, sondern auch das Bestreben, sein Können und Wissen stets zu verbessern.

Feldwebel müssen über eine besonders ausgeprägte Bereitschaft verfügen, ihre Fähigkeiten und Fertigkeiten zum Erreichen eines Ziels einzusetzen.

Lernbereitschaft und Aufgeschlossenheit für neue Herausforderungen sind ebenso wichtig, wie die Zurückstellung persönlicher Interessen und der Einsatz von Leib und Leben.

Ich will!

Es ist kalt, saukalt. Seit zwei Tagen sitzen wir nun schon im Waldlager. Hinter uns das Shanty-Zelt, vor uns ein jämmerliches Grubenfeuer, das mehr qualmt, als es Wärme abgibt. Wir sind nur noch sieben Mann. Sieben von ursprünglich 21 Lehrgangsteilnehmern. Die anderen haben den Lehrgang aus verschiedensten und mir zum Teil nicht immer nachvollziehbaren Gründen vorzeitig abgebrochen. Aber ans Aufgeben darf und will ich jetzt nicht denken. Ich habe es bis hierher geschafft, dann schaffe ich den Rest auch noch. Doch der Reihe nach. Es war Anfang Dezember, gerade habe ich erfahren, dass



ich im Januar auf den Einzelkämpferlehrgang gehen kann. Es war ein Wunsch, den ich schon lange Zeit gehegt hatte, und nun waren die Weichen gestellt. Ich hatte einen Lehrgangplatz. Jetzt liegt es nur noch an mir, ob ich mein Ziel erreichen werde. Ich rechne mir aus, wie viele Tage ich noch bis zum Anreisetag habe, stelle mir einen Trainingsplan zusammen und beginne zu trainieren. Zum ersten Mal laufe ich mit einem konkreten Ziel vor Augen. Zum ersten Mal hat das Laufen einen Sinn für mich.

Zu Beginn will ich aber erst einmal wissen, wo ich stehe. Also packe ich meinen Rucksack mit sechs Kilogramm, nehme ein Gewehr und laufe die 3.000 Meter auf Zeit. Ernüchterung stellt sich ein. Mit über siebzehn Minuten liege ich über dem Zeitlimit von 16:40 Minuten. Und ich bin ziemlich platt. Wird die Zeit bis zum Lehrgang reichen? Werde ich während des Lehrgangs, nach vorausgegangenen Belastungen, die Zeit erfüllen können? Es gibt viel zu tun, aber ich habe ein Ziel und ich werde es schaffen.

Fast täglich bin ich jetzt unterwegs, im Feldanzug, manchmal mit Rucksack, Streckenlänge bis sechs Kilometer. Am Wochenende laufe ich ebenfalls.

Zusätzlich übe ich mit einem Freund an den Wochenenden das Orientieren mit unterschiedlichen Hilfsmitteln und lasse mir von ihm Orientierungsaufgaben stellen, die ich dann abarbeite. Einmal fahren wir mit seinem Geländewagen in den Wald, er setzt mich ab, und ich marschiere mit Kompasszahl los. Am Zielpunkt, den er natürlich bequem im Auto erreicht hat, kriege ich den nächsten Auftrag.



Ein anderes Mal übe ich das Packen des Zeltbahnpakets auf Zeit. Zehn Minuten darf es dauern.

Ich versuche, so viel wie möglich über den Einzelkämpferlehrgang zu erfahren, studiere Vorschriften und den Befehl für die Ausbildung, spreche mit Kameraden. Das Einzige, was ich nicht übe, ist die Seilarbeit. Als Bergsteiger habe ich keine Höhenangst und auch kein Problem im Umgang mit Seilen.

Weihnachten und Silvester sind diesmal keine großen Feiertage. Das Training und der bevorstehende Lehrgang stehen im Vordergrund. Körperlich und geistig bin ich gut vorbereitet. Und ich fahre mit dem festen Willen nach Hammelburg: „Die müssen mich hier wegtragen, anders kriegen die mich hier nicht weg.“

Beim Betreten des Einzelkämpfergebäudes mit den vielen Abschiedsgeschenken und Erinnerungen an vergangene Entbehrungen beschleicht einen schon ein mulmiges Gefühl.

Die Ausbilder, alles drahtige, grimmig dreinschauende „Gesellen“, lassen für die nächsten Wochen nichts Gutes erahnen. Die Unterkunft wird bezogen, und wir sind auf die bevorstehenden Tage sehr gespannt. Die Stube, die ich mit einem Oberfeldwebel und einem Leutnant teile, steht mir am Ende der Woche alleine zur Verfügung. Die beiden haben, wie andere auch, aufgegeben. Wir sind ein sogenannter Truppenlehrgang, ein zusammen gewürfelter Haufen von zumeist Unteroffizieren. Im Gegensatz zu den Offizieranwärter-Hörsälen kennt man sich hier untereinander nicht und auch die Vorbereitung jedes Einzelnen ist sehr unterschiedlich verlaufen.



Theorie, Ausbildungen und Belastungsphasen fordern uns ab sofort und steigern sich in der Intensität in den ersten beiden Wochen. Das Wetter ist, dem Januar entsprechend, kalt. Man friert zwar immer wieder, aber der Durst hält sich in Grenzen. Immer positiv denken. Ab der zweiten Woche gibt's keinen Dienstplan mehr. Und die Ungewissheit, was als Nächstes kommt, nagt an den Nerven.

Am Mittwochnachmittag der zweiten Woche, nachdem wir schon den Geländelauf, die Hindernisbahn und den Nahkampf hinter uns gebracht haben und eigentlich lieber eine Runde Schlaf gebrauchen könnten, sollen wir unsere Gefechtsausrüstung packen und in den Unterrichtsraum einrücken. Was folgt, ist die Einweisung in eine Durchschlageübung namens „Zulu“. Und dann: die Überraschung! Einer pro Gruppe darf seinen Rucksack in der Kaserne lassen. Vorher dürfen noch drei Dinge rausgeholt werden, Zeit fünf Minuten. In unserer Gruppe habe ich diese Aufgabe gewonnen. Danach empfangen wir ein MG und ein Funkgerät. Anschließend geht es auf der Ladefläche eines Lkw 2 to hinaus in die Rhön. Zeitgleich mit der Dunkelheit beginnt es zu schneien. Irgendwann kommt der Lkw 2 to nicht mehr weiter und wir müssen absitzen. Der Ausbilder meint noch lakonisch, dass wir nicht am Absetzpunkt sind, aber jetzt dorthin marschieren.

Für den Rest der Übung marschieren wir nur noch, durch den Schnee stapfend, irgendwohin. Bis auf den jeweils eingeteilten Gruppenführer hat keiner einen Plan. Egal, ob man das MG, das Funkgerät oder einen Rucksack trägt, alles drückt. Keine Verpflegung und nur Was-



ser in den Feldflaschen machen es auch nicht angenehmer.

Irgendwann fallen Gewehrschüsse. Keiner weiß so richtig, was los ist. Auf alle Fälle sagt der Ausbilder, dass es einen von uns erwischt hat und wir ihn tragen müssen, denn – und das leuchtet jedem ein – ein Kamerad wird niemals zurückgelassen. So bauen wir eine Trage mit Zeltbahnen und den zwei Stangen, die ganz zufällig hier am Wegrand lagen. Toller Zufall, super. Und jetzt beginnt eine wirklich elende Buckelei. Die „scheiß“ Stangen drücken auf die Schulter, der Rucksack zieht am Rücken, die Waffe ist auch ständig im Weg, und im Schnee ist es glatt und anstrengend zu gehen.

Nach einer scheinbar endlosen Zeit hat aber auch diese Schinderei ein Ende und wir beziehen ein Versteck in einer Fichtenschonung. Behelfsunterkunft und Feuerstelle werden unter Sicherung eines Alarmpostens errichtet. Den Sinn der Erholung erfüllt unser Versteck aber kaum, denn es ist viel zu kalt. Schlafsäcke haben wir auch keine. Also stehen wir herum und frieren vor uns hin. Gegen Mittag weichen wir aus und schlagen uns, verfolgt von Hundegebell, das nur der Ausbilder zu hören scheint, weiter durch. Es geht durch einen eiskalten Bach. Immerhin gelingt es uns, die Hunde, die keiner sah, abzuschütteln. Dann geht es nur noch bergauf. Leider schaffen wir es nicht rechtzeitig bis zum Aufnahme-punkt (wie zu erwarten) und dürfen so noch etwas weiter marschieren, im Eilmarsch. Dass dabei der Lkw auf Sichtweite hinter uns herfährt, wundert niemanden mehr. Nachdem der Ausbilder dann endlich Übungsende befiehlt, dürfen wir endlich auf den Lkw aufsitzen.



Die Beine sind kalt, die Klamotten nass oder gefroren. Während der Fahrt fallen den meisten die Augen zu. Ich bin froh, es geschafft zu haben. Hundemüde, abgekämpft, dreckig.

Aber ich bin noch dabei.

Das war die zweite Woche. Und nun, in der dritten Woche, sind wir noch sieben Mann, die sich hier im Waldlager den Arsch abfrieren. Mir geht es nicht gut. Ich bin körperlich total platt. Am Dienstag absolvierten wir den Orientierungsmarsch bei Nacht. Es war wieder kalt, aber zum Glück trocken. Wie üblich hatte ich meine Feldflasche in die Seitentasche meines Rucksacks gepackt. Im Laufe der Nachtstunden bildete sich auf dem Wasser eine Eisschicht. Als ich am Bus, der am Zielpunkt stand, angekommen war, wollte ich wieder etwas trinken. Und obwohl ich wusste, dass kaltes Wasser nicht so optimal ist, trank ich in vollen Zügen – um mich kurz darauf zu übergeben. Zwei Stunden vor Sonnenaufgang setzten sie uns dann mit dem Bus irgendwo im Wald wieder ab. Unter dem Poncho warteten wir frierend auf den Morgen. Bei Anbruch der Dämmerung ruft uns ein Ausbilder aus dem Busch. Wir errichten wieder ein Versteck. Anschließend geht es zum Nahkampf: Fallschule im Schnee. Nachdem wir dann völlig durchnässt sind, können wir in unserem Versteck das Feuer anzünden. Da die Wechselwäsche nach dem Orientierungsmarsch auch schon nass ist, frieren wir erbärmlich.

Die restliche Zeit lassen sie uns in Ruhe. Und gerade das ist zermürend. Wir warten, frieren, hungern, sind hundemüde und können aufgrund der Kälte nicht schlafen. In dieser Phase geben so viele Kameraden auf, dass un-



ser Hörsaal noch weiter zusammenschrumpft. Aber ich gebe nicht auf. Ich sage mir immer wieder: „Die müssen mich hier wegtragen, anders kriegen die mich hier nicht weg.“

Was kann man daraus lernen?

Nur regelmäßiges Training steigert die körperliche Fitness. Ein starker Wille lässt Strapazen besser ertragen.

Wenn der Körper kaum noch Reserven hat, ist es eine Kopfsache, weiterzukämpfen und nicht aufzugeben. Dazu sind ein ausgeglichenes privates Umfeld, mit Vorbild vorangehende Vorgesetzte und echte Kameraden nötig. Während des Einzelkämpferlehrgangs Teil I begegnete mir der Fahnenjunker A. Er war körperlich den Anforderungen des Lehrgangs nicht gewachsen, das war offensichtlich. Aber was dieser Soldat gebissen hat! Er lief ständig auf 110 Prozent und war kaum noch ansprechbar, aber er gab nicht auf. Dieser Soldat beeindruckte mich, ganz im Gegensatz zu seinem Nebenmann, dem die Belastung nicht soviel ausmachte, der aber seine Kameraden nicht unterstützte.

Militärische Führer sollten ihre physischen und psychischen Grenzen kennen.

Und sie sollten wissen, wie sie unter Extrembelastungen reagieren, ob sie dann noch in der Lage sind zu führen oder ob sie selbst noch führbar sind. Und wenn dem nicht so ist, dann sind sie für ihre Aufgabe nicht geeignet. Dann ist es eine logische Konsequenz, diese Bewer-



ber nicht zu Vorgesetzten zu machen. Und wer nicht unter Belastung führen kann, sollte auch kein militärischer Führer werden können.

Die persönliche Ausrüstung muss dem Soldaten vertraut sein.

Der Rucksack ist ein ständiger Begleiter, der Inhalt der Taschen muss geregelt und bekannt sein, um in Stresssituationen schnell das Richtige zur Hand zu haben. Überflüssiges wie die Colaflasche haben da nichts verloren. Ordnung ist Mittel zum Zweck. Sie ist das äußerliche Bild, wie es hinter den Kulissen aussieht. Dies funktioniert aber nur, wenn der Vorgesetzte mit Beispiel vorangeht. Auf meinem Unteroffizierlehrgang haben wir mit unserem Ausbilder gemeinsam unsere Gefechtsausrüstung gepackt. Die Zeltbahntasche und die Erdnägeln blieben im Spind – unnötig. Schnur, Draht und Tape waren im Pi-Päckchen. Ersatzunterwäsche und persönliche Papiere wurden in Plastiktüten wasserfest verpackt.

Letztendlich kann man Leistungsbereitschaft nicht erzwingen. Sie kann nur durch eine positive Einstellung sowie durch eine entsprechende körperliche und geistige Belastbarkeit erzielt werden.



Disziplin

Feldweibel kennzeichnet ein hohes Maß an Selbstbeherrschung und Gehorsam.

Diese Eigenschaften sind unter anderem Voraussetzung für die Bereitschaft, eigene Interessen und Bedürfnisse zurückzustellen sowie Belastungen und Härten zu ertragen und mit seinen Untergebenen zu teilen.

Feldweibel achten auf Disziplin und fordern sie konsequent ein.

Disziplin beinhaltet die Akzeptanz des Funktionsprinzips von Befehl und Gehorsam.

Heute schon kontrolliert?

Gut neunzehn Jahre ist es nun her, dass ich das erste Mal an diesem Standort Zeit verbrachte. Damals war es mein Unteroffizierlehrgang und nun bin ich durch die Auflösung meines Standortes wieder hier gelandet. Jetzt bin ich, so denke ich, gestandener Hauptfeldweibel, im Stab eingesetzt und gehöre langsam schon zu den Älteren in dieser Armee. Viel Zeit ist inzwischen vergangen und vieles hat sich geändert. Standorte wurden aufgelöst, nichts geht mehr ohne Computer und Lotus Notes, alles steht im Netz und wir sind eine Einsatzarmee geworden. Ach ja, und wir tragen Flecktarn im fünffarbigen oder dreifarbigem Tarndruck. Den gibt es jetzt schon etwas länger, zugegeben, aber seit ich hier bin, fällt mir extrem auf, wie viele Unterschiede es doch an Jacken, Hosen,



Stiefeln und Ausrüstung gibt. Besonders wenn ich einen angetretenen Hörsaal sehe und feststelle, dass es hier mindestens fünf verschiedene Anzugsvarianten gibt.

Von der Ausrüstung mal ganz abgesehen. Einige Flecktarnjacken sind sicher dienstlich geliefert, nur besitzen diese keine Kapuzen mehr, sondern aus diesen wurde fachmännisch ein Stehkragen geschneidert. Mag sein, dass es daran liegt, dass man diese ja eh nie aufsetzen durfte, was völliger Quatsch ist, oder liegt es daran, dass es einfach besser aussieht? Damals hätte es dafür, da bin ich mir sicher, eine Disziplinarmaßnahme wegen Beschädigung von Wehrmaterial gegeben.

Na ja, ist vermutlich ein Modetrend. Modisch, so scheint mir, ist es seit einiger Zeit auch, die Hose nicht mehr über dem Ende des Stiefelschaftes, sondern bis oberhalb des Fußgelenkes zu tragen. Wenn man überhaupt noch Hosengummis und nicht Einmachgummis wie damals trägt. Wenn ich mit Kameraden darüber rede, muss ich mir oft anhören, dass dies wegen der gemeingefährlichen Sandmücke oder Tsetsefliege in Afghanistan sei. Alles klar! Wenn unsere Kameraden die mit hierher nach Deutschland gebracht haben.

Auch die Behauptung, dass die selbst beschaffte Ausrüstung und Bekleidung für den Einsatz wesentlich besser sei als die dienstlich gelieferte, muss ich immer wieder hören. Ich bin so froh, dass ich bisher noch lebe, mit so schlechter Ausrüstung, nach unzähligen Übungen, Übungsplatzaufenthalten und auch Einsätzen im Ausland. Nee, ich war nicht immer Sachbearbeiter im Stab. Ich rede von meinen achtzehn Jahren in einer Kampfkompanie und da gab es sicher auch schon bessere Be-



kleidung und Ausrüstung. Ich lernte einst, früher, neu-lich, dass das äußere Erscheinungsbild des Soldaten maßgeblich durch sein Auftreten und die Uniform be- stimmt wird. Stimmt! Wir sehen jetzt cool und mächtig gefährlich aus. Doch verstehen und beherrschen wir da- durch unser Handwerk und unsere neue Technik besser? Sieht denn heute kein Vorgesetzter mehr das äußere Bild seiner Männer? Wenn schon das nicht mehr stimmt, wie mag es dann wohl in den Köpfen aussehen? Bin ich viel- leicht doch schon zu alt und nicht modern genug oder ein hoffnungslos veralteter Traditionalist?

Das nehme ich gerne hin, wenn ich dadurch wenigstens erreichen kann, dass es nicht zu einer weiteren kontinu- ierlichen Aufweichung der Anzugsordnung kommt. Sonst schleichen sich irgendwann modische Sandalen oder Socken in Waffenfarbe ein. Man trägt fröhlich bun- te Krawatten zum Dienstanzug oder auch gar keine mehr. Danach ist dann sicher bald ein Stand erreicht, bei dem man die Anzugsordnung in zwei Sätze fassen kann:

1. Der Soldat kommt möglichst angezogen zum Dienst.
2. Er trägt, was er hat, wie und wann er es will.

Wollen wir es wirklich soweit kommen lassen?

Deshalb ist und bleibt die beste Disziplin die Selbstdis- ziplin, das Beherrschen des eigenen Willens und seiner Neigungen, um etwas zu erreichen und so zu einem übergeordneten, gemeinsamen Ziel beizutragen.



Wissen

Feldwebeln hilft umfassendes Wissen, ihre Aufgaben zu erfüllen, Entscheidungen gezielter zu treffen, neue Ideen schneller in die Tat umzusetzen sowie Prozesse zu beschleunigen und Leistungen zu optimieren. Dies beschränkt sich nicht nur auf den dienstlichen Bereich, sondern geht über den eigenen „Tellerrand“ hinaus.

Solide Allgemeinbildung, fundierte Fachkenntnisse und gewissenhafte Dienstvorbereitung geben Feldwebeln das Selbstbewusstsein, das sie benötigen, um den an sie gestellten Anforderungen gerecht zu werden.

Feldwebel müssen stets bestrebt sein, ihr Wissen zu erweitern und es an ihre Soldaten – vor allem an den Führungsnachwuchs – weiterzugeben.

Auftrag erfüllt!

Seit Stunden brummen die Motoren des Transportflugzeuges monoton vor sich hin. Es ist kalt, es ist laut, es ist eng mit der ganzen Ausrüstung. Ich schaue in die Gesichter meiner Kameraden und verfalle wieder in meine Gedanken. „Habe ich an alles gedacht, um meinen Auftrag zu erfüllen? Was wird mich hier erwarten? Du bist der erste Fernmelder in Afghanistan.“

Nach Stunden des Wartens setzt die Maschine zur Landung an und nun bin ich gefragt. Mit dem Ausladen der Ausrüstung und der Fahrzeuge beginnt meine Aufgabe.



Ich schalte die Funkgeräte und Satellitentelefone ein und erkläre den Kameraden noch einmal die Bedienung der Geräte, damit sie die Scheu vor dieser kompliziert scheinenden Technik verlieren. Und schon kann der Marsch zu unserem neuen Feldlager beginnen. „Marschabstände verkleinern! Tempo erhöhen! Marschgruppe halt!“. Der General, der in meinem WOLF mitfährt, gibt Anweisungen, welche ich über Funk an die gesamte Marschgruppe weiterleite. Das ständige, fortwährende Sprechen und die Verbindung mit meinen Kameraden gibt Sicherheit. Hier wird mir wieder einmal bewusst, dass wir Fernmelder als Übermittler von Nachrichten und Informationen unverzichtbar sind.

Im Lager angekommen, werden erst einmal die neuen Unterkünfte in Beschlag genommen. Kurz drauf erhalten wir bereits die ersten Aufträge. In der Operationszentrale (OPZ) werden Funkgeräte und Satellitenanlagen installiert und in Betrieb genommen. Damit kann die OPZ erst einmal arbeiten und ist einsatzbereit. Mit meinem WOLF, dem einzigen Fahrzeug, das mit Funk- und Satellitentechnik sowie Videokonferenzanlage ausgestattet ist, führe ich die ersten Erkundungsfahrten in Kabul an. Meine Vorgesetzten bauen auf mich!

Am Abend ruft mich unser General zu sich. „Lassen Sie die Männer mal nach Hause telefonieren, jeder fünf Minuten!“ Es ist ein schönes Gefühl, den Soldaten ein „Stückchen Heimat“ zu ermöglichen und die Freude meiner Kameraden zu sehen. Freude darüber, dass ich mit moderner Technik vor Ort bin und es möglich mache, vom „Ende der Welt“ nach Deutschland zu kommen.



Am nächsten Morgen beginne ich mit der eigentlichen und wichtigsten Aufgabe. Schnellstmöglich muss eine 100-prozentig zuverlässige und robuste Verbindung ins Heimatland aufgebaut werden. Zuerst muss ich mich um einen geeigneten Aufbauplatz für meinen Fernmelde-trupp kümmern. Für etwas Milch und Brot setzt ein netter Afghane seinen gepanzerten Bulldozer für uns in Bewegung. Ergebnis: Eine ebene Stellfläche für zwei Lkw. Ich erkunde die Plätze für die Antennen, die Kabelwege für die Telefone und unterstütze den Stab bei der Planung der Fernmeldeverbindung. Denn das ist unsere Aufgabe: Den militärischen Führern alle Möglichkeiten der modernen Kommunikation zur Verfügung zu stellen, damit sie jederzeit ihren Auftrag erfüllen können. Ohne unsere Arbeit kann ihre Planung nicht umgesetzt werden, da die notwendigen Befehle und wichtigen Informationen nicht zur Truppe gelangen und umgekehrt von der Truppe die OPZ nicht oder viel zu spät erreichen. Nun ist unser Vorkommando mit den Soldaten im Lager angekommen und ohne großen Zeitverzug gehen wir an die Auftragsumsetzung. Geschafft, am Ende des Tages haben wir unseren Stab mit Telefonen, weltweiter Anbindung per Satellit und Funkmöglichkeiten versorgt. Jetzt ist der Stab mit all seinen Soldaten einsatzbereit und kann seinen Auftrag erfüllen. Für uns Fernmelder bedeutet das: 24-Stunden Schichtbetrieb und mit weniger Soldaten mehr Aufträge erfüllen. Mit dem Anwachsen des Kontingents im Lager werden auch die Aufgaben der Truppe vielfältiger und umfangreicher. Im Feldlager erhöht sich der Bedarf an Telefonen und Datenleitungen. Und auch außerhalb des Lagers bewegen sich



immer mehr Soldaten, die geführt werden müssen. Das geht nur über unsere Führungsmittel. „Die Lage lebt“, das nehmen wir ernst und passen unser Kommunikationsnetz immer wieder den jeweiligen Gegebenheiten an. Genaue Einweisung in die Handhabung von Funkgeräten, Erklärung von Satellitentelefonen und so weiter, füllen die wenigen Zeitlücken aus.

Da es bei den Patrouillen immer wieder zu „Funklöchern“ kommt, sind wir die nächsten Tage damit beschäftigt, diese durch Erkundung und Einrichten von Relaisstellen zu minimieren. Wir sind Teil der Patrouillen, um die Kampftruppe zu unterstützen, in dem wir Übertragungsprobleme lokalisieren und beheben.

Um den Soldaten in ihren wenigen Stunden Freizeit etwas Entspannung zu bieten, haben wir die „Betreuungsanlage“ einer zivilen Firma aufbauen dürfen, da die zivilen Techniker nicht zeitgerecht vor Ort sein konnten. Jetzt können die Soldaten im Internet surfen, E-Mails versenden und telefonieren. Ja, auch das haben wir geschafft!

Das spricht sich herum – unsere Fähigkeiten sind nicht nur bei Kameraden gefragt, auch die zahlreichen zivilen Hilfsorganisationen bitten uns um Unterstützung im Wirrwarr von Technik und Kommunikation. So bekommen wir auch einige Eindrücke von und Einblicke in deren Tätigkeiten im afghanischen Alltag.

Und so vergeht jeder Tag mit neuen Herausforderungen, kein Tag ist wie der Andere. Ein anerkennender Händedruck und dankende Worte des Generals geben mir auf dem Heimflug nach Deutschland ein sehr gutes Gefühl.



In drei Monaten haben wir gemeinsam ein funktionierendes Kommunikationsnetz „aus dem Sand gestampft“. Auftrag erfüllt!

Wichtiger als Wissen ist nur die Anwendung desselben, besonders, wenn man es dabei an andere weitergibt. Dieses Wissen und die Erfahrungen an der Führungsunterstützungsschule der Bundeswehr weiterzugeben, ist jetzt meine Aufgabe. Und die macht mir Freude, gibt mir Berufszufriedenheit und ein gutes Gefühl.

***E**ntschlossenheit*

Feldwebel zeichnen sich durch ein bestimmtes und entschlossenes Handeln und Auftreten aus.

Sie haben den festen Willen, Aufgaben auftrags- und lagegerecht auch unter Belastung zu bewältigen.

Sie treffen Entscheidungen und setzen diese auch gegen Widerstände angemessen und zielgerichtet durch.

Plötzlich Führer

Im Heer wurde früher jährlich ein infanteristischer Mehrkampf durchgeführt. Jede Division hatte eine Mannschaft zu stellen.

Mein Standort war Wesendorf und wir gehörten mit unserem Bataillon zur 1. Panzerdivision. Ein halbes Jahr wurden wir militärisch gedrillt. Eine Kompanie unseres Bataillons hatte den Auftrag, uns zu „richtigen“ Männern und Kämpfern zu machen. Sport, militärische Fitness, Sanitätsausbildung, Schießen und infanteristische Ausbildung waren täglich angesagt.

Der Wettkampf fand im heißen Juni in Hammelburg statt. Unsere Gruppe bestand aus zehn Mann. Ein Oberleutnant, ein Feldwebel (also ich), ein Unteroffizier und sieben Mannschaften. Somit eine gut strukturierte Truppe mit „oben“ und „unten“.



An einer Station bestand unser Auftrag darin, einen feindlichen Bunker unschädlich und, falls möglich, Gefangene zu machen.

Da wir hier für den Waldkampf vorgesehen waren, hatten wir keine Panzerfaust zur Verfügung. Schade, dass wir keine Panzerfaust dabei hatten, denn als geballte Ladung hätte sie unseren Auftrag echt erleichtert.

Weiterhin waren wir mit einem Gefechtssimulationssystem AGDUS ausgerüstet. Am Helm und Körper waren Sensoren angebracht. Die Handwaffen erhielten ebenfalls Sensoren und Impulsgeber.

Das heißt klar ausgedrückt: Personentreffer – und das Gerät fängt an zu piepen. Das Ausschalten war nur mit dem Impulsgeberschlüssel der Waffe möglich, die dann nicht mehr einsetzbar war. Also alles ganz einfach.

Unser Oberleutnant war mit dem Unteroffizier und vier Mann im Schwerpunkt und ich mit drei Mann flankierend eingesetzt.

Unser Annäherungsstreifen war vorgegeben und circa 200 Meter breit. So ein Streifen ist ganz schön breit! Wir näherten uns der vermuteten Bunkerstellung im Schutze der Bäume durch eine Senke. Die ersten Drahthindernisse zum Schutz des Bunkers waren erkennbar. Bis dahin waren wir gut vorangekommen und sicher, unseren Auftrag in der vorgegebenen Zeit erfüllen zu können. Ab jetzt nur noch tiefste Gangart! Wir waren im Wirkbereich der feindlichen Waffen. Am Fuß einer dicken Eiche war „mein“ Oberleutnant in Stellung gegangen. Um das weitere Vorgehen beurteilen zu können musste er, um sich einen Überblick zu verschaffen, seine Deckung aufgeben.



Die ersten beiden Schüsse dieses Gefechtes fielen. Leider haben nicht wir geschossen, sondern die Bunkerbesatzung. Eigentlich war bis dahin noch nicht viel passiert. Aber nun fing „mein“ Oberleutnant an zu piepen! Treffer! Der Schiedsrichter, der den Inspekteur des Heeres im Schlepptau hatte, legte schnell fest, dass der Offizier gefallen sei. Unser Sanitätspäckchen brauchten wir erst gar nicht rauszuholen.

Plötzlich schaute alles berechtigter Weise auf mich. Das „oben“ und „unten“ war neu geordnet.

Nachdem ich die Führung übernommen hatte, ging es weiter Richtung Bunker. Wir waren uns sicher: „Den knacken wir!“ Die Lage der Sperren war das größte Problem für uns. Einen Durchgang durch die Drahtsperren zu finden, nahm sehr viel Zeit in Anspruch. Ich wollte möglichst keinen Kameraden mehr verlieren und wurde vorsichtig. Vielleicht zu vorsichtig, denn unser Zeitfenster zur Auftragserfüllung war klar vorgegeben.

Wir schafften es tatsächlich einen Weg durch die Sperren zu finden. Die Annäherung an den Bunker unter Feuerschutz meiner Halbgruppe, die jetzt durch den Unteroffizier geführt wurde, war erfolgreich. Meine Gruppe hatte keine Ausfälle mehr zu verzeichnen. Handgranaten wurden durch die Öffnungen des Bunkers geworfen und der Bunker war somit „geknackt“.

Plötzlich lagen wir unter MG-Feuer. Deckung! Die Bunkersicherung hatte uns im Visier. Ein Soldat wurde schwer verwundet. Erstversorgung war angesagt. Damit waren zwei weitere Männer gebunden. Ich gab den Befehl zur Bekämpfung der MG-Stellung.



Der Hauptgefreite sollte mit dem Gefreiten aus der Deckung gehen und die Stellung, mit allem was möglich war, unter Feuer nehmen, um den Feind in Deckung zu zwingen. Die anderen drei sollten unsere restlichen Handgranaten in die Stellung werfen. Klarer Befehl zur Ausführung auf mein Zeichen in zehn Sekunden.

Plötzlich hatte ich den Eindruck, dass es dem Hauptgefreiten nicht recht war, sich in Gefahr zu bringen. Er zögerte – zu lange. Unsere Zeit war abgelaufen. Das Ziel, die MG-Stellung zu bekämpfen, wurde nicht erfüllt. Im Einsatz könnte dieser Fehler allerdings Tod und Verwundung zur Folge haben.

Der Wettkampf war erst am nächsten Tag beendet. Unser zwischenzeitlich durchgeführtes Nachtgefechtsschießen hätte auch besser sein können.

Bei der abschließenden Siegerehrung waren wir dennoch stolz auf unser Ergebnis.

Ohne die Kameradschaft und die uneingeschränkte Identifikation mit den Vorstellungen der übergeordneten Führung, hätten wir unseren Auftrag nicht erfüllen können.

Eigentlich nichts Ungewöhnliches, dass man bei Ausfall eines Vorgesetzten das Kommando übernimmt. Zunächst gilt es aber, sich der Situation bewusst zu werden, dass man nun selbst die Verantwortung tragen muss.

Folglich ist es wichtig, seinen Auftrag genau zu kennen und diesen mit Entschlossenheit weiter umzusetzen. Zögern verhindert den Erfolg.



***B**elastbarkeit*

Für Feldweibel ist die physische und psychische Belastbarkeit Voraussetzung, um den Anforderungen im Grundbetrieb und im Einsatz gerecht zu werden.

Hierzu gehören zum Beispiel das drillmäßige Üben von Standardsituationen, die Konfrontation mit und das Beherrschen von Extremsituationen im Rahmen der Ausbildung.

Vorbereitete Muster entlasten in Stresssituationen und erhöhen die Belastbarkeit.

Durch kontinuierliches, auch eigenständiges Training erhalten und erhöhen Feldweibel ihre Belastbarkeit.

Sprengfalle

Mein MOLT (Mobile Observation and Liaison Team) wurde durch ein anderes MOLT der Schutzkompanie zur Unterstützung in den Bereich Baharak/Varduj angefordert, um einer dänischen Patrouille, die sich im Bezirk Eskasehm festgefahren hatte, Bergemittel zuzuführen. Mein MOLT verlegte noch am gleichen Tag, an dem die Unterstützungsforderung bei der JOC (Joint Operation Center) einging, in die 80 Kilometer entfernte Stadt Baharak. Mit dabei waren vier Kampfgruppen, zwei BAT (beweglicher Arzttrupp) und ein geländegängiger 5 Tonner, der zum Abschleppwagen umgebaut worden war.



Wir erreichten die Stadt am darauf folgenden Tag um 01:30 Uhr nachts. Nach der Verbindungsaufnahme mit dem MOLT 1 und der JOC Feyzabad erhielten wir einen neuen Einsatzbefehl: „Verlegen Sie mit allen Teilen MOLT 1 und 2 nach Varduj. Bei Koordinate x vermutlich IED (Improvised Explosive Device). Erkunden, ob Straße frei von Sprengfallen und befahrbar. Abmarsch um 02:30 Uhr.“

Daraufhin verlegten wir mit 20 Fahrzeugen in den uns zugewiesenen Bereich. Meine Gruppe fuhr an dritter Stelle, da mein Fahrzeug das einzige mit einsatzbereiten Orientierungsmitteln (unter anderem GPS = Global Positioning System) war. Nach einer Fahrzeit von circa 2,5 Stunden erreichten wir den Bereich Varduj. Es wurden zwei Spähtrupps gebildet, die – den Kampfmittelräumtrupp 30 Minuten voraus – aufklären sollten. Die Fahrzeuge wurden mit den Hauptteilen in Bereitschaftsstellung zurück gelassen. Ich bewegte mich mit fünf Mann rechts der Straße und der Führer MOLT 1 auf der linken Seite.

Als wir nach zwei Stunden die Ortschaft Tegeran erreichten, stand ein älterer Mann auf der Straße, der auf uns zu kam und uns mit dem Wort „Boom“ verunsicherte. War die Straße doch nicht frei von Sprengfallen? 600 Meter nach der Ortschaft sammelten wir unsere Kräfte und kamen aufgrund der Erkundungsergebnisse des Kampfmittelräumtrupp zu dem Ergebnis, dass die Straße frei von Sprengfallen sei. Es wurden daraufhin die ersten Fahrzeuge nachgezogen. Als uns die ersten Kfz erreichten, hörten wir auf der Straße einen lauten Knall, spürten eine starke Erschütterung und eine



Druckwelle. Wir hörten nur noch den Ausruf: „IED, IED, IED“, da wurde uns klar, dass es uns getroffen hatte. Nach einer kurzen Besinnungsphase sammelten wir unsere Gedanken und führten unser eingeübtes Verhalten bei solch einem Vorfall durch. „Vollzähligkeit“ war das Schlagwort. Es dauerte ein paar Minuten, bis sich alle meldeten: MOLT 2 vollzählig, Bergetrupp vollzählig, MOLT 1 und San vollzählig! Jetzt kam der Moment des Aufatmens. Es war keiner getötet worden; bis auf ein paar leichtere Verwundungen waren alle wohlauf.



Ich erhielt den Auftrag, mit meinen Scharfschützen den Anschlagort zu beobachten. Nach einiger Zeit stellte ich fest, dass das IED an einem Punkt angebracht war, an dem sich beide Spähtrupps zum gleichen Zeitpunkt



auf der Straße aufgehalten hatten. Da rechts abschüssiges und links steiles Gelände war, hätte die Zündung des Sprengsatzes in dieser Konstellation alle zehn Mann getötet. Er hatte sich aber dafür entschieden, Fahrzeuge zu zerstören. Dies gelang ihm auch. Es wurden zwei MSA-WÖLFE (Modulare Schutzausstattung) durch die Wucht der Explosion stark beschädigt. Die Besatzungen haben nach den trainierten Verhaltensregeln bei IED-Anschlägen gehandelt und sind sofort zu Fuß ausgewichen. Nach vier Tagen erreichten wir mit der gesamten dänischen Patrouille und allen eigenen Kräften das Feldlager Feyzabad. Von dort sind wir eine Woche später ins Heimatland zurückgekehrt, da unser Einsatz endete.

Dieses Erlebnis zeigt, dass Tod und Verwundung ein ständiger Begleiter im Einsatz sind. Es soll auch zeigen, dass alle gelernten Verhaltensregeln bei einem IED, Hinterhalt und vergleichbaren Situationen kontinuierlich zu üben sind. Diese Verfahren sind in solchen Situationen überlebenswichtig. Der Soldat muss sie beherrschen, um auf dem Gefechtsfeld überleben zu können. Es ist die Aufgabe militärischer Führer, ihre Soldatinnen und Soldaten so auszubilden, dass sie ihren Auftrag bestmöglich erfüllen können. Dabei hat nur der physisch und psychisch besonders belastbare Feldwebel den Kopf für seine besonders in Extremsituationen wichtigste Aufgabe frei, das sichere Führen seiner Soldaten.



***E**infühlungsvermögen*

Um als Feldweibel Menschen verantwortungsbewusst führen zu können, ist Vertrauen die wichtigste Grundlage. Will der Vorgesetzte seine Soldaten verstehen, ist es notwendig, sich in sie und ihre Lage hineinzusetzen und ihre Gedanken, Absichten und Gefühle richtig zu erschließen. Hierfür muss sich der Vorgesetzte Zeit nehmen und zuhören können.

Dieses Einfühlungsvermögen ermöglicht die Wahrnehmung von individuellen Verhaltensweisen der Soldaten, um diese dann lagegerecht und angemessen einsetzen zu können.

Fürsorge im Einsatz

Zu Beginn des Jahres erfolgten die ersten Planungen im Bereich unseres Zuges für die Abstellung einer Gruppe für das Einsatzkontingent KFOR in Prizren. Ich war zu diesem Zeitpunkt Unteroffizier und als Gruppenführer eingesetzt. Mit mir sollten weitere neun Kameraden in den Einsatz verlegen, welche auch schnell gefunden waren. Ab in die Einsatzvorausbildung, noch etwas Dienstpostenausbildung und schon war der November da. Wir verlegten mit einer Übernachtung in Mechernich über Köln mit der TRANSALL nach Skopje und von dort aus, wie damals üblich, im Konvoi per Landmarsch nach Prizren. Ein bisschen aufgeregt war ich trotz meiner Einsatzerfahrung schon, denn dieses Mal sollten es



knapp sieben Monate werden, inklusive zwei Wochen Urlaub zu Hause. Die erste Nacht in unseren Übungszeiten ging schnell vorbei. Die nächsten Tage verliefen reibungslos und bereits nach kurzer Zeit kehrte „Routine“ ein.

Als nächste Herausforderung stand nun die Weihnachtszeit vor der Tür, welche für mich als alleinerziehender Vater die vermeintlich schwerste Zeit darstellte. Meine Tochter war drei Jahre alt und ich wusste nicht, wie sie mit der Situation klar kommen würde. Im Einsatz war es zu meiner Überraschung recht entspannt. Ein Weihnachtsfest unter Kameraden war halt mal was anderes. Man war so gut wie nie alleine und der Spieß hatte auch einiges vorbereitet. Zu Hause schien alles in Ordnung zu sein, so ließ es mich zumindest meine Familie wissen. So ging Weihnachten reibungslos über die Bühne. Auch die Jahreswende brachten wir schnell hinter uns und es ging mit großen Schritten auf meinen Urlaubszeitraum zu, welchen ich ins hintere Drittel meines Einsatzes gelegt hatte.

Ende Januar bekam ich von meiner Mutter einen Anruf über die Familienbetreuungsstelle. Sie teilte mir mit, dass meine Tochter mit einer Lungenentzündung im Krankenhaus lag. Mir schossen sofort tausend Dinge durch den Kopf und ich war geschockt. Mein beim Telefonat anwesender Zugführer bemerkte gleich, dass etwas nicht in Ordnung war. Er bot mir sofort das Gespräch an, doch ich brauchte erst mal eine Weile, um mit der neuen Situation klarzukommen, kam dann nach kurzer Zeit auf ihn zu, um ihm die Situation zu schildern. Das kostete mich keine große Überwin-



ding, da wir ein sehr gutes Verhältnis hatten. Während des Gesprächs merkte er schnell, dass mir die Sache keine Ruhe ließ und einem hier im Einsatz die Hände gebunden waren. Er machte mir den Vorschlag, unseren Kompaniechef mit einzubeziehen. Da es bereits 19:00 Uhr war und ich nicht sicher war, ob das an diesem Abend noch sinnvoll sei, versuchte ich die Sache auf den folgenden Tag zu verschieben. Er bestand jedoch darauf und ich gab natürlich nach. Nach einer Stunde trafen wir uns in einer Betreuungseinrichtung. Kurze Zeit später kam auch der Kompaniechef nach. Er teilte mir mit, dass er gerade beim Flugplaner gewesen wäre und dass am nächsten Tag eine TRANS-ALL von Skopje nach Penzing fliege. Seine Absicht war es, mich vorzeitig in den Urlaub zu schicken, damit ich meine Probleme zu Hause lösen könne. Über diese unbürokratische, flexible Lösung war ich natürlich positiv überrascht und nahm das Angebot dankend an.

Nachdem sämtlicher Papierkram erledigt war, flog ich am nächsten Morgen über Penzing nach Leipzig. Dort stand schon ein Fahrzeug meiner Stammeinheit bereit, welches mich zurückbrachte. Etwas mehr als 24 Stunden nachdem mich die Information ereilt hatte, war ich zur Überraschung aller zu Hause. Nach ein paar Stunden Schlaf konnte ich am nächsten Tag meine Tochter im Krankenhaus besuchen. Die war natürlich überglücklich, ihren Papa wieder bei sich zu haben. Nach ein paar Tagen intensiver Pflege, im Krankenhaus und zu Hause, ging es ihr wieder deutlich besser. Auch wenn mir der Abschied nicht leicht fiel, konnte



ich ruhigen Gewissens zurück in den Einsatz verlegen und die verbleibende Zeit auf meinem Dienstposten ohne Probleme bewältigen.

Im Nachhinein denke ich noch häufig an eine Situation in meinem ersten Einsatz. Damals nahm sich vor dem gegenüberliegenden Gebäude ein Mannschaftssoldat mit seiner Handwaffe das Leben, als wir gerade vor dem Unterkunftsgebäude eine Zigarette rauchten. Was hat er wohl für Probleme gehabt, warum wählte er für sich diese Art der „Problemlösung“? Hätte man ihm helfen können? Damals war ich Hauptgefreiter und versuchte, diese tragische Situation schnellstmöglich zu verdrängen oder zu vergessen. Und so sprachen wir nicht viel über diesen Vorfall.

Heute bin ich Hauptfeldwebel und mein Verhalten wurde maßgeblich durch viele Einsatzsituationen geprägt. Ich arbeite stets getreu dem Motto „Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Man muss ihn nur suchen.“ Mir ist es besonders wichtig, dass meine Soldaten mir vertrauen. Sie finden bei mir zu jeder Zeit ein offenes Ohr, nicht nur für dienstliche Belange. Ich versuche, mögliche Probleme oder Konflikte frühzeitig zu erkennen und, wenn es mir möglich ist, dazu beizutragen, diese aus dem Weg zu räumen.

Gerade während der Auslandseinsätze haben wir als Vorgesetzte eine große Verantwortung gegenüber unseren Soldaten und deren Familien. Dies ist natürlich nicht immer einfach, aber die Wahrnehmung der Pflichten hier sollte für jeden Vorgesetzten selbstverständlich sein.



Vermeintlich kleine Probleme können insbesondere im Einsatz eine große Wirkung entfalten und die Soldaten in ihrer Auftragserfüllung einschränken. Vorgesetzte brauchen gerade in diesen Situationen ein hohes Maß an sozialer Kompetenz, um ihre Soldaten einschätzen und angemessen reagieren zu können.



Loyalität

Für Feldwebel bedeutet Loyalität das gegenseitige Vertrauen zwischen Führern und Geführten als Voraussetzung für den Erfolg.

Loyalität heißt, im Sinne der Vorgesetzten zu handeln und Befehle und Maßnahmen auch dann umzusetzen, wenn diese unbequem oder auf den ersten Blick nicht einsichtig erscheinen.

Loyalität bringt auch die gegenseitige Treuepflicht zwischen Dienstherr und Soldat sowie zwischen Vorgesetzten und Untergebenen zum Ausdruck.

Loyalität ist keine Einbahnstraße!

Das geht ja gut los!

Im nassen und kalten Frühjahr verlegten wir im Landmarsch auf den Truppenübungsplatz in BAUMHOLDER. Wir, das sind Teile der 1. Kompanie eines Panzergrenadierbataillons, die notwendig sind, um die übenden Kampfkompanien zu unterstützen. Dazu zählten etwa 20 Instandsetzungssoldaten, Kameraden aus der Küche und des Transportzuges und einige Sanitätssoldaten. Ich, der Schirrmeister, war als Führer dieser Kräfte eingeteilt. Der zu unterstützende Leitverband war ein uns schon seit einigen Jahren bekanntes Panzerbataillon.



Diesmal hatten wir aber irgendwie Pech gehabt und bekamen für die Instandsetzung der Fahrzeuge die ungünstigeren Arbeitsplätze auf dem Kettenabstellplatz zugewiesen. Sie waren weit weg vom Lager und Strom und Wasser waren anfangs nicht zu bekommen. Die Stimmung meiner Soldaten befand sich im Keller und es wurde über den Leitverband geschimpft. Langsam brach die Dunkelheit herein, der Hunger machte sich breit und vieles war noch nicht geregelt.

Ich kam gerade von der ersten Befehlsausgabe des Panzerbataillons zurück, verschaffte mir noch ein Bild über die Arbeitsbereitschaft und ließ anschließend meine Soldaten sammeln, um die Punkte aus der Besprechung sowie den weiteren Ablauf bekannt geben zu können. Da wir nach wie vor keinen Strom hatten, nutzten wir das Scheinwerferlicht eines Lkw und bildeten einen Halbkreis. Meine Männer und Frauen waren aufgrund der widrigen Rahmenbedingungen immer noch schlecht drauf. Daher musste ich sie zunächst motivieren, zumal mir der Technische Stabsoffizier des Panzerbataillons nach der Befehlsausgabe versucht hat, die Gründe für die Zuordnung der Räumlichkeiten zu erläutern. Ich gebe zu, diese waren nicht unbedingt nachvollziehbar.

Also fing ich an und betonte unseren Stolz, dass wir es auch so schaffen und uns nicht unterkriegen lassen werden. Wir sind doch Profis und es sollte vor allem kein Meckern gegenüber unseren Panzerkameraden aufkommen. Außerdem würden sich die Anfangsprobleme sicher in Kürze erledigen.



So richtig in Fahrt gekommen, gab ich die Punkte der Befehlsausgabe und den weiteren Ablauf bekannt und forderte nochmals zum Zusammenhalt auf.

Mitten in meinem Redeschwall machte mich einer meiner Soldaten auf einen Sportler aufmerksam, der hinter meinem Rücken, recht nahe unserer Besprechung stand und anscheinend lauschte. Bis dahin hatte ich ihn nicht bemerkt. Leicht genervt ging ich spontan hin, fragte energisch, ob ich ihm helfen könnte und was er hier überhaupt zu suchen hätte.

Der etwas ältere, durchtrainierte Herr stellte sich als der neue Kommandeur des Panzerbataillons vor und forderte mich auf, mit meiner Besprechung einfach fortzusetzen. Die Kontrolle eines Ausweises ersparte ich mir lieber.

Bis dahin kannte ich den neuen Kommandeur noch nicht. Ich wusste nur, dass es seit kurzem einen Neuen gibt. So kann es gehen. Erstmal habe ich tief geschluckt und kurz überlegt, was ich alles gesagt hatte. Also, nichts anmerken lassen, zügig weiter machen und fertig werden.

In den nächsten Tagen verrichteten wir unsere Arbeit wie gewohnt und zur vollsten Zufriedenheit der Truppe. Auch die Anfangsschwierigkeiten waren in kürzester Zeit beseitigt und die Zusammenarbeit mit den Soldaten des Panzerbataillons verlief einwandfrei.

Kurz darauf erschien der Kommandeur erneut bei uns im technischen Bereich – diesmal allerdings im Gefechtsanzug. Mit einem leichten Schmunzeln fragte er mich, ob alles in Ordnung sei und ob es den Soldaten gut geht. Ich bejahte beide Fragen und hatte im Nachhinein



das Gefühl, dass es vor allem an ihm lag, dass sich die Rahmenbedingungen so schnell zum Positiven verändert hatten ...

Loyal zu Deinen Vorgesetzten, muss Du stets bemüht sein, Dich fürsorglich und verantwortlich gegenüber Deinen eigenen Soldaten zu verhalten. Sich in diesem Spannungsfeld zu bewegen, ist nicht immer leicht. Sei überlegt bei Deinen Äußerungen und hüte Dich vor unüberlegten Aussagen. Wäge Deine Worte sorgfältig ab und halte dich zurück, wo es nötig ist. Schließlich bist auch Du Vorgesetzter.





„Alles klar?“ Ich blicke wieder in die Runde der Unteroffiziere und ernte nicht nur verständnisvolle Blicke. Zunächst Schweigen. Haben wirklich alle verstanden, was ich mit diesen, aus den Buchstaben des Wortes „Feldweibel“ abgeleiteten Tugenden meine? Einige der älteren Kameraden lächeln wissend und bevor ich fortfahren kann, ergreift der Schirrmeister unvermittelt das Wort und fängt an zu erzählen ...

Die fünf „H“s

Nach vielen Dienstjahren hat man doch schon einige Lehrgänge in der Bundeswehr besucht, von denen manche Thematiken mehr oder weniger in Erinnerung blieben, andere jedoch ganz verloren gingen.

Besonders an einen Unterricht kann ich mich noch erinnern. Die Ausbilder versuchten zu erläutern, was ein militärischer Führer für wichtige Eigenschaften besitzen sollte.

Den Eigenschaften wurden der Einfachheit halber fünf „H“s zugeteilt: Haltung, Härte, Herz, Hirn und Humor.

Haltung:

Sein vorbildliches Verhalten zeigt sich in seinem Erscheinungsbild. Nur wenn er durch sein Beispiel führt, kann er mit der Gefolgschaft seiner Soldaten rechnen. Hierbei müssen die Worte mit den Taten übereinstimmen, um Vertrauen aufzubauen und zu erhalten. Im Umgang mit Anderen muss er aufrichtig und ehrlich sein!



Härte:

Bereits im täglichen Dienstbetrieb weckt und festigt der militärische Führer durch Erziehung und einsatznahe Ausbildung seiner Soldaten die seelischen und körperlichen Kräfte. Außerdem gewöhnt er sie an Leistung, Anstrengung und Entbehrungen. Besonders weist er eine eigene gute körperliche Fitness auf. Der militärische Führer muss sich durch Willenskraft und Durchsetzungsvermögen auszeichnen, lebt mit seinen Soldaten, teilt mit ihnen alle Strapazen. Er übt Selbstdisziplin und muss sie von jedem seiner Soldaten einfordern. Dabei dringt er auf Pünktlichkeit, Genauigkeit, Ordnung und Zähigkeit.

Herz:

Für Sorgen und Probleme seiner Untergebenen hat der militärische Führer immer ein offenes Ohr. Hierbei sollten ihm die persönlichen Verhältnisse der Soldaten vertraut sein. Im Rahmen der Fürsorge versteht er es, im persönlichen Gespräch mit dem Einzelnen, Anliegen und Sorgen des Soldaten kennenzulernen und ihm Hilfe anzubieten oder Lösungen zu finden. Der militärische Führer fühlt sich für seine Soldaten verantwortlich und kennt sie mit Namen.

Hirn:

Der militärische Führer führt mit Auftrag. Er befiehlt seinen Soldaten das Ziel, das sie erreichen müssen, schreibt aber den Weg dorthin nicht im Einzelnen vor. Er beherrscht den Führungsprozess, ist zweckmäßig und schnell in der Entschlussfindung auch bei wechselnden



Lagen, handelt selbstständig im Sinne des Auftrags und setzt seinen Soldaten deutliche Ziele. Er versteht es, klare und eindeutige Befehle zu geben. Er muss durch sein fachliches Können und seine Leistung überzeugen.

Humor:

Gerade hier kann der militärische Führer zeigen, dass er nicht nur Führer, sondern auch ein Mensch wie du und ich ist. Er versteht es, seine Soldaten in bestimmten Situationen durch Humor aufzuheitern. Denn Lachen ist ein uns angeborenes Ausdrucksverhalten, das vor allem in der Gemeinschaft mit anderen seine Wirkung entfaltet. Lachen dient auch der Stressbewältigung, kurzum: Lachen ist gesund! Lachen gilt auch unter Menschen als schnellste und einfachste Möglichkeit, den Anderen zu erreichen.

Diese eigentlich einfachen fünf „H“s haben mich persönlich in den letzten Jahren immer wieder angeregt, über wichtige Eigenschaften des militärischen Führers nachzudenken. Sie sind auch zur eigenen Anwendung ähnlich einer Checkliste oder Richtlinie zu gebrauchen. Dabei wird im Laufe der Jahre vieles von dem, was sich dahinter verbirgt, verständlich. Vor allem aber ist die Erfahrung der beste Lehrmeister, ob selbst erfahren oder bei anderen Kameraden abgeschaut.





... das war's. Ein Lächeln wanderte in die Gesichter und ich wusste, die Botschaft ist angekommen. Unser Schirrmeister hatte es auf den Punkt gebracht. Und so gibt es noch viele weitere Erfahrungen und Erlebnisse. Folgen Sie nun den erlebten Geschichten unserer Feldweibelkameraden und haben Sie teil an deren Erfahrungen ...



Erfahrungen und Lehren

Frisch vom Lehrgang

Nach knapp sechs Monaten Abwesenheit von meinem Standort meldete ich mich mit bestandenem Feldweibel-Lehrgang in meiner Stammeinheit zurück. Die Rückmeldung beim Spieß war ernüchternd. „Aha, Feldweibel-Lehrgang bestanden. Na dann, herzlichen Glückwunsch und geben Sie Gas!“

Die Beförderung zum Feldweibel wurde bereits während des Lehrgangs vollzogen. Vor dem Antreten am Montagmorgen Gratulationen einiger Kameraden, aber auch fragende Gesichter zwischenzeitlich zu versetzter Soldaten: „Was ist das für einer? Wo kommt der denn her?“ Das kann passieren, wenn man lange Zeit auf Lehrgängen verbringt.

Unten im Instandsetzungszug ähnliche Reaktionen und den Spruch des Hörsalleiters noch im Ohr: „Kameraden, denken Sie nur nicht, dass auf einmal alle vor Ihnen auf die Knie fallen, nur weil Sie einen Winkel auf der Schulter haben.“ Der hat gut reden. Anstatt in den Aufenthaltsraum, wie vorher als Unteroffizier ohne Portepée ab ins Gruppenführerbüro. Dort sind die Feldweibel mit der Organisation des Instandsetzungsauftrages beschäftigt, bearbeiten Instandsetzungsaufträge, besorgen die notwendigen Ersatzteile oder organisieren die Haltenbelegung.

Was mache ich denn jetzt den ganzen Tag? Ab zum stellvertretenden Zugführer, der müsse schließlich wissen,



was zu tun ist. Aber auch hier die ernüchternde Antwort: „Sie sind jetzt Feldwebel, also verhalten Sie sich wie einer. Ich kann Ihnen nicht auch noch alles vorkauen, es gibt genug zu tun. Für den Anfang sorgen Sie mal dafür, dass die zwei Fahrzeuge aus der Halle kommen.“

Ein Auftrag – wunderbar. Nachdem klar war, um welche Fahrzeuge es sich handelt, konnte die Suche nach zwei Kraftfahrern losgehen. Ein guter Startpunkt: der Aufenthaltsraum. Also, noch mal durchatmen und rein da. „Der Y-374 und der Y-589 müssen aus der Halle. Wer kann das machen?“ Fehler direkt erkannt, nachdem der Satz zu Ende gesprochen war. Als Feldwebel fragt man nicht, man ist schließlich jetzt Vorgesetzter, sondern man gibt Befehle. Also, noch mal: „Stabsunteroffizier A. den Y-374 und Stabsunteroffizier B. den Y-589 raus fahren und auf die Platte stellen!“ Geht doch, schon setzten sich die Beiden in Bewegung.

Und jetzt? Der Tag ist noch lang. Na ja, fragen wir doch einfach mal die anderen Feldwebel, so schlimm kann's wohl nicht werden.

„Du kannst das Material überprüfen und kläre mit dem Nachschubdienstfeldwebel, wann das Stromerzeugeraggregat ankommt. Möchtest du einen Kaffee?“ Das war einfach. Es gibt als Instandsetzungsgruppenführer wirklich genug zu tun.

Fazit des ersten Tages: Ein bisschen Mut und Nachfragen bei erfahrenen Vorgesetzten erleichtert einem das Leben als militärischer Führer, Ausbilder und Erzieher.



Die ersten Tage, der Anfang kann schwer werden. Zumindest wird es ungewohnt sein, plötzlich Vorgesetzter zu sein und anderen zu sagen, was zu tun ist. Nehmen Sie sich zu Herzen, was Ihnen auf dem Feldwebellehrgang beigebracht wurde. Trauen Sie sich, ältere und erfahrene Kameraden anzusprechen. Seien Sie offen für Neues und Unbekanntes. Nehmen Sie es als Herausforderung an.

Vorbereitung ist die halbe Übung

„Einteilen des Personals, Einsetzen des Materials, Stromkonzept, Tarnkonzept, Verpflegungsmeldung, Vorlage in zwei Tagen zum Dienstschluss“, schreibe ich immer undeutlicher werdend als Auftrag auf meinen Meldeblick. Ich weiß heute schon, dass ich das nie in der Zeit hinbekommen werde, da ich nur die Hälfte davon verstanden habe.

Ich bin ein junger Feldwebel in der zweiten Woche in meiner neuen Einheit und sitze zusammen mit dem anscheinend ebenso jungen und unerfahrenen stellvertretenden Kompaniechef bei der Planung für eine Gefechtsstandsübung. Der Oberleutnant gibt mir kurz und knapp die Aufträge, die ich innerhalb der nächsten zwei Tage erfüllen soll.

Mein Auftrag besteht darin, den vorgeschobenen Gefechtsstand (VGefStd) unserer Division bei einer Großübung aufzubauen und zu betreiben. Dieser VGefStd ist ein kleiner Teil eines großen Gefechtsstandkonzeptes, das aus dem Gefechtsstand Haupt (GefStd H) und dem VGefStd besteht. Wie es scheint, findet die Übung überwiegend auf dem GefStd H statt, was ich daran erkenne, dass das besterhaltene Material und das bestausgebildete Personal in diesem Bereich eingesetzt wird. Das restliche Material bekommt also der junge Feldwebel für seinen wohl „mickrigen“ vorgeschobenen Gefechtsstand.

Dieser „mickrige“ VGefStd besteht im Wesentlichen aus vier Mannschaftstransportwagen (MTW) und einer Hand voll Kabinenfahrzeugen. Klingt eigentlich nicht



sehr spektakulär. Mir zur Seite steht ein lustlos erscheinender Stabsunteroffizier, der meiner Meinung nach nicht sehr viel von der Bundeswehr hält und den Gerüchten zu Folge wohl aus der Nachbarkompanie wegen „hervorragender Leistung“ weggelobt wurde. Einen Soldaten dieses Kalibers brauche ich „alter Hase“ in keinem meiner Konzepte, soviel weiß ich jetzt schon.

Das ist meine Chance, groß rauszukommen, um aus nahezu Nichts Gold zu machen. Aber wie komme ich dahin?

Mit Tarnnetzen kann ich umgehen, also werde ich das mit dem Tarnkonzept hinkriegen. Personal habe ich kaum welches und das Material in Form von Fahrzeugen aller Art ist, laut der Übersicht im Büro, zur Hälfte nicht einsatzbereit. Ich gehe also in den technischen Bereich, um mir selbst ein Bild von der Lage zu verschaffen. Zunächst sehe ich mir die Gerätebegleithefte und technischen Dienstvorschriften an. Aufgrund diverser fehlender Prüfungen für den Straßenverkehr gesperrt. Roter Stempel! Für den Kabinentransport gesperrt. Roter Stempel! Na toll.

Ich schaue mir die zugewiesenen Fahrzeuge mal aus der Nähe an. Es scheint auf den ersten Blick, als sei die letzte Übung, an der diese Vehikel teilgenommen haben, schon ein paar Generationen her. Auf keinem der Fahrzeuge ist eine Kabine verzurrt. Ist logisch, sind ja auch für den Transport solcher Kabinen gesperrt. Die Kabinen stehen abgesetzt unter einem Schleppdach und sehen eigentlich ganz brauchbar aus. Die MTW sind in einem guten Zustand, was darauf zurückzuführen ist, dass sie gerade aus der Depotinstandsetzung gekommen sind.



Stromerzeugungs-Aggregate kenne ich und habe sie auch schon bedient, aber immer nur für einen Trupp. „Volt, Ampere und Ohm, ohne uns gibt's keinen Strom“, höre ich den Ausbilder in der Fernmeldeschule (neu: Führungsunterstützungsschule) noch. Ansonsten hatte ich mit Strom in diesem Leben auch noch nicht solch einen intensiven Kontakt, als dass ich irgendein Konzept erarbeiten könnte.

Da steht also eine Menge Arbeit an. Die Instandsetzung (Inst) wird der richtige Anlaufpunkt sein, um meinen anstehenden Herausforderungen einen richtigen Ansatz zu geben.

Nachdem der Schirrmeister mich nach der Frage, wo ich denn hier die „Gartengeräte“ zur Instandsetzung für meinen Lkw 2 to bekomme, auf links gedreht hat, ist die Entscheidung schnell gefällt. „Aussonderung“. Heißt im Klartext: Ich sehe zwei von drei Fahrzeugen nicht mehr wieder. Einfach für die Instandsetzung – neue Herausforderung für mich. Bei solch einem Auftrag lernt man viele Kameraden kennen, die in wichtigen Schlüsselpositionen eingesetzt sind. Man halte also regen und vor allem guten Kontakt zu ihnen.

Materialbewirtschaftung habe ich in meiner vorherigen Verwendung bereits kennen gelernt. Der Materialnachweisfeldwebel ist nicht sonderlich entzückt über mein Anliegen, zwei Lkw außerhalb unseres Bataillons auszuleihen. „Wie es denn soweit kommen konnte?“, fragt er mich wie ein Zahnarzt seinen Patienten, den er zwei Jahre nicht mehr gesehen hat. Ich rede mich irgendwie raus und fühle mich die ganze Zeit schuldig, obwohl ich doch hier das Richtige tue, nämlich meinen Auftrag er-



füllen. Vor allem möchte ich keine Kameraden in den Dreck ziehen, indem ich mit dem Finger auf Andere zeige, die ich nicht einmal kenne. Am nächsten Tag soll ich noch einmal wiederkommen, bis dahin hat er das geregelt. Wie er das wohl meint? Man muss schon recht häufig zwischen den Zeilen lesen.

Während nun dieser Vorgang den hoffentlich richtigen Weg geht, mache ich mich auf zur Elo-Inst (Elektronik-instandsetzung), um etwas über Strom zu lernen. „Mensch, das hab ich ja noch nie erlebt!“ begrüßt mich ein Feldwebelkamerad freundlich. „Endlich springt mal einer über seinen Schatten.“ Es scheint so, als würde ich hier nicht beschimpft werden und so setze ich mich den Rest des Nachmittages mit dem Kameraden hin und erarbeite Stück für Stück ein für mich letztlich plausibles Konzept, um den ganzen Gefechtsstand sinnvoll mit Strom zu versorgen. Seit diesem Tag weiß ich, welches der verschiedenen Stromerzeugeraggregate wie viel Ausgangsspannung an welchen Steckplätzen hat und welche Kabinen mit welchem Kabel angebunden sein müssen.

Ehrlicherweise muss ich gestehen, dass ich unter normalen Umständen keinen solch großen Aufwand betrieben und mir alles selbst angeeignet hätte. Wie viele andere, wäre ich wahrscheinlich den einfachen Weg des „Is’ so!“ gegangen. So lernt man nichts und wird bequem.

Es gibt keinen Grund zurückhaltend zu sein. Wird ein Mangel festgestellt, wird er von dem abgestellt, der ihn entdeckt hat. Bin ich mir nicht sicher, was ich tun soll, das kommt in unserem Aufgabenspektrum schon mal vor, so muss ich fragen, wie es geht und wissen, wen ich fragen muss.

Führen mit Anspruch auf Gehorsam kann nur der, der weiß, von was er spricht.



Leben in der Lage – der Förster

„Los Männer, kurze Befehlsausgabe an die Gruppe und wir sehen uns gleich an den Hubschraubern.“

Danach gingen wir Gruppenführer zu unseren Soldaten und gaben den Befehl kurz an die Männer weiter. Da wir wenig Zeit hatten, um alles genau mitzuschreiben, wurden viele Abkürzungen verwendet und nur das Wichtigste aufgeschrieben.

Um 1725 Z stand der Zug geschlossen bei den drei Hubschraubern, wie so oft natürlich nur Lkw 2 to, und wir verlegten in Richtung Einsatzraum.

Durch eine Leitungseinlage konnten unsere Lkw 2 to den Länderraum nicht „anfliegen“ und mussten an der Ausweichlinie abdrehen. Als wir abgesessen waren und uns kurz orientieren mussten, haben wir festgestellt, dass wir 10.000 ostwärts des Einsatzraumes waren. Wir sammelten sofort an einer Waldecke und sicherten. Der Zugführer gab kurz seine ersten Aufträge für das weitere Vorgehen. Wir marschierten gruppenweise, zügig, meistens auf Feld- und Waldwegen, um möglichst unerkannt zu bleiben und nicht weiter aufzufallen. Wir haben es vermieden, angelehnt an Straßen zu marschieren. Ab und zu kam ein Traktor oder ein Auto vorbei, selten trafen wir Fußgänger. Wenn sich jemand näherte, sind wir sofort auf Zeichen von vorne untergezogen. So kamen wir zwar nur langsam, aber dennoch stetig voran. Je später es wurde, desto weniger Leute waren unterwegs. Nach längerer Zeit legte der Zugführer eine kurze Rast ein und sprach mit uns Gruppenführern. Im Anschluss ging er die Gruppe ab, um kurz mit den Männern zu sprechen.



Danach setzten wir unseren Auftrag, schnellstmöglich zum Bataillon zu kommen, weiter fort.

So verging die Zeit, wie sie halt vergeht, auf einem „stumpfen“ Gefechtsmarsch. Es passierte überhaupt nichts, keine Feindeinlage und so konnten wir uns entsprechend schnell auf dem Waldweg fortbewegen.

Auf einmal hörten wir eine Stimme im Wald. Wir zogen sofort unter und sicherten den Bereich rundum. Die männliche Stimme kam näher und wurde lauter, sie fluchte ununterbrochen. Als der Mann auf unserer Höhe war, gab sich der Zugführer zu erkennen und fragte zunächst nach der Parole. Der Mann sah ihn unverständlich an und schimpfte weiter. Der Zugführer fragte ihn, was er denn zu so später Stunde und fluchend im Wald mache?

Der Mann sagte, er sei der örtliche Förster und habe oben in der Kurve seinen Geländewagen in den Graben gesetzt. Da er noch einen Termin hätte, den er jetzt nicht mehr erfüllen könne, sei er sehr verärgert. Die Männer der Gruppe hörten das Gespräch mit und kamen ebenfalls aus ihrer Deckung, voller Neugierde und nicht gefechtsmäßig. Der Zugführer bot kurzerhand unsere Hilfe an und wollte das Auto herausziehen. Der Förster lehnte dankend mit der Begründung ab, wenige Meter entfernt habe er einen Schuppen mit einem Traktor und mit diesem würde er sein Auto freibekommen.

Der Zugführer gab Befehl, die Ausgangslage wieder einzunehmen und wir setzten unseren Marsch fort. Nur circa 20 Meter hinter uns ertönte wie aus heiterem Himmel Maschinenpistolenfeuer. Als wir uns überrascht in die Richtung drehten, aus der das Feuer kam, sahen wir, wie



der Förster in seinen Händen eine Maschinenpistole hielt und mit Manövermunition auf uns feuerte.

In der Schlussbesprechung stellte sich heraus:

Der Förster wurde durch einen Leitungsgehilfen dargestellt und zeigte uns auf, wie vertrauensselig wir doch waren. Wäre es keine Übung gewesen, wären viele Soldaten der letzten Gruppe gefallen und das nur, weil sie gutgläubig einem örtlichen Förster helfen wollten.

Was war passiert? Der kleine Zusatz im Befehl des Zugführers, „die Bevölkerung ist feindlich gesinnt“, ist in der Hektik wieder einmal untergegangen und alle sahen nur den friedlichen Förster von nebenan.



Tote und Verletzte beim Eisenbahntransport

Es war Oktober in Baumholder. Das Bataillon hatte einen dreiwöchigen Übungsplatzaufenthalt hinter sich. Ich war zu der Zeit Stabsunteroffizier und als Truppführer eines Schützenpanzers (SPz) eingesetzt. Es kam der Befehl, mit Eisenbahntransport nach Hammelburg zu verlegen. Aufgrund eines technischen Defektes an meinem SPz – der Gaszug hing manchmal bei höherer Drehzahl – befahl mir mein Zugführer, den SPz selbst zu bewegen und dies nicht dem noch unerfahrenen Soldaten zuzumuten. Der Kraftfahrer nahm also meinen Platz als Truppführer ein und ich den des Kraftfahrers. Mit im Fahrzeug war noch der Richtschütze, der seinen gewohnten Platz im Turm eingenommen hatte. Wir erreichten den Bahnhof in geschlossener Marschformation im Rahmen der Kompanie.

Wir hielten an, standen in Reihe und warteten auf weitere Befehle. Kurze Zeit später musste ich zur Befehlsausgabe. Dort erfuhren wir, wie und auf welche Weise das Verladen unserer SPz stattfinden soll. Wir sollten uns, wegen des Gewichtes unsers Panzers, im Reißverschlussverfahren mit den Mannschaftstransportwagen (MTW) der 4. Kompanie mischen. Zwei SPz auf einem Waggon wären zu schwer gewesen. So entschied man sich, jeweils einen MTW mit einem SPz auf einen Waggon zu stellen. Mit diesem Befehl ging ich wieder zu meinem Fahrzeug und gab die Information an meine beiden Soldaten weiter.

Nach einer Weile kamen die MTW der 4. Kompanie neben uns zum Stehen. Es dauerte eine geraume Zeit, bis



unser SPz über die Heckrampe des Waggons verladen werden konnte. Unsere Kompanie begann, es folgten die MTW der 4. Kompanie. So zog sich das Ganze nach hinten durch, bis ich mit meinem SPz an der Reihe war. Bevor ich dem MTW vor mir folgte, fuhr noch ein Kradmelder dazwischen, der – wie ich später erfuhr – noch in den MTW aufgenommen werden sollte.

Ich war etwas verwundert über den Ablauf des Verladens. Jeder MTW war noch mit einer vollständigen Gruppe besetzt. Das Gleiche bei unserem SPz. Des Weiteren bewegte sich der ganze Tross gleichzeitig auf den Eisenbahnwaggons. Beschleunigt wurde das Vorgehen durch den Verladeoffizier, der mit wilden Handzeichen versuchte, die Geschwindigkeit der einzelnen Fahrzeuge zu erhöhen. Da sich aber vor meinem Fahrzeug noch der Kradmelder befand, versuchte ich genügend Abstand zu halten. Als der MTW vor mir als zweites Fahrzeug auf einem Waggon zum Stehen kam, hielt ich mit einem Abstand von einem Waggon an. Dadurch kam die Kolonne hinter mir ebenfalls zum Stehen. Diese Maßnahme missfiel dem Verladeoffizier und er befahl mir, weiterzufahren und den endgültigen Platz auf dem Waggon einzunehmen. Ich folgte dieser Aufforderung nicht, da die Heckklappe des MTW vor mir geöffnet war und die ganze Gruppe sich hinter dem Fahrzeug aufhielt. Des Weiteren hatte man begonnen, das Krad in den MTW zu verladen. Ich wurde nochmals aufgefordert nach vorne zu fahren. Dies lehnte ich erneut ab und machte dem Verladeoffizier deutlich, warum. Ich erklärte ihm, dass mein Gaspedal manchmal hängen bliebe und mir das Ganze doch etwas gewagt vorkäme. Der Verladeoffizier



schüttelte mit dem Kopf, akzeptierte aber meine Entscheidung. Er befahl daraufhin den Soldaten vor mir, hinter dem MTW wegzugehen, so dass ich auf meinen Waggon fahren konnte, ohne dass ich die Soldaten gefährdete.

Nachdem ich dies getan hatte, zog ich die Handbremse an, legte die Rückwärtsfahrstufe ein und betätigte weiterhin die Fußbremse. Den Motor ließ ich an, um die Verkeilung des Panzers durchzuführen. Ich befahl meinen beiden Soldaten abzusitzen und die Keile hinten an die Kette anzulegen. In dieser Zeit konnte ich beobachten, wie die Gruppe Soldaten sich wieder zwischen dem MTW und meinem Fahrzeug einfand, um noch persönliche Ausrüstung aus dem Fahrzeug zu holen. Des Weiteren konnte ich sehen, dass der MTW schon verkeilt war.

Aus mir zu dem Zeitpunkt unbekanntem Gründen schoss der MTW auf einmal nach hinten und prallte mit voller Wucht gegen meinen Panzer. Dabei wurden einige Soldaten von dem Waggon geschleudert. Weitere vier oder fünf Soldaten wurden durch die Heckklappe des MTW unter meinen SPz geschoben. Ein Soldat wurde zwischen hinterem Kettenschutz und der Kette meines Fahrzeugs eingeklemmt. Der Aufprall war so groß, dass mein SPz etwa 20 Zentimeter nach hinten geschoben wurde. Das Geschrei der Soldaten war heftig. Überall war Blut zu sehen. Selbst ich war mit Blut bespritzt. Sobald ich mitbekommen hatte, dass der Motor des MTW ausgemacht wurde und meine beiden Soldaten vom Zug gesprungen waren, löste ich meine Handbremse und fuhr etwas nach hinten weg. Dadurch fiel der einge-



klemmte Soldat vom Zug auf den Bahnsteig. Vor mir bot sich ein fürchterliches Bild: Die verletzten Soldaten auf der Heckklappe des MTW, und der Verletzte auf dem Bahnsteig.

Nach der Versorgung und dem Abtransport der Verletzten erkundigte mich, warum der MTW rückwärts geschossen war. Ich bekam zur Antwort, dass der Kraftfahrer die Rampe hochziehen wollte, dabei die Drehzahl erhöhte, aber vergaß, dass er noch die Rückwärtsfahrstufe eingelegt hatte. Dadurch erhöhte sich der Druck aufs Getriebe und der MTW schoss mit Gewalt über die Keile hinweg nach hinten.

Ich wurde zur Vernehmung nach Idar-Oberstein zur Polizei gebracht um dort den ganzen Vorfall aus meiner Sicht zu schildern. Als ich zurück kam, war mein SPz verkettet, wie alle anderen Panzer auch, und wir konnten die Rückreise nach Hammelburg antreten. Dort angekommen, wurden die Panzer vom Zug abgeladen. Diesmal jedes Fahrzeug einzeln, ohne Hektik.

In den folgenden Tagen las ich die einschlägigen Vorschriften und musste feststellen, dass vieles bei der Verladung falsch und vorschriftswidrig gemacht worden war. So hat sich niemand außer dem Kraftfahrer auf dem Fahrzeug aufzuhalten, wenn auf den Waggons gefahren wird. Es wird nur mit Einweiser gearbeitet. Entweder bewegt sich der Einweiser und das Fahrzeug steht, oder umgekehrt. Es bewegt sich nur ein Fahrzeug auf dem Waggon. Erst wenn der Motor aus ist, kann das nächste Fahrzeug auf den Waggon fahren.



Eine Woche nach dem Unfall wurde uns mitgeteilt, dass der Soldat, der zwischen den Ketten eingeklemmt worden war, an den Folgen einer Embolie verstorben war. Einige Monate später wurde ich zur Gerichtsverhandlung nach Idar-Oberstein geladen und angehört. Es wurde der Kraftfahrer, ein Hauptgefreiter, kurz vor der Entlassung stehend, der fahrlässigen Tötung für schuldig befunden. Ob noch irgendein Verantwortlicher bei diesem Unfall irgendwie bestraft wurde, ist mir zumindest nie bekannt geworden. Ich kann es aber auch nicht ausschließen.

Vorschriften und Sicherheitsbestimmungen sind immer konsequent einzuhalten. Leitende und Vorgesetzte mit einem besonderen Aufgabenbereich haben sich für einen bestimmten Auftrag oder eine besondere Aufgabe Vorschriftenkenntnisse anzueignen und die Sicherheitsbestimmungen zu beherrschen. Alle beteiligten Soldaten sind über Sicherheitsbestimmungen zu belehren und in den Ablauf einzuweisen. Ist das aus Sicht des Verantwortlichen nicht ausreichend, dann ist eine Ausbildung oder eine Übung durchzuführen. Im Friedensbetrieb hat die Einhaltung von Sicherheitsbestimmungen Vorrang vor taktisch richtigem Verhalten. Militärische Führer müssen den Ausbildungsstand ihrer Soldaten und den technischen Zustand ihrer Fahrzeuge kennen. Unruhe und Hektik des militärischen Führers übertragen sich auf seine Untergebenen.



Angriffsbeginn

2.000 Meter vor dem feindlichen Feldposten steht der Panzerzug aufgelockert und versteckt im Waldstück. Die drei Panzerkommandanten warten am vordersten Panzer auf den Zugführer, der sich abgesehen am Waldrand ein Lagebild verschaffen will. Noch zehn Minuten, dann müssen zwei Züge nebeneinander aus verschiedenen Richtungen über die Ablaufflinie angetreten sein. Doch noch immer fehlt der Zugführer mit seinen Aufklärungsergebnissen. Mit lautem Knacken der herumliegenden Äste kommt er durchgeschwitzt angelaufen. „Zwo Kampfpanzer 2.000 westlich in Stellung.“ Nach einer kurzen Atempause berichtet er weiter: „500 nördlich von denen ein SPz. Ich vermute aber zwei im Waldstück.“ Er zieht sein Koppel aus, wirft es auf den Panzerturm und schaut auf die Uhr. „Noch 8' bis Angriffsbeginn, was steht ihr hier noch rum?“



Alle Kommandanten laufen los. Ich, der junge Feldwebel, habe es wie immer am weitesten. Noch bevor ich an meinem Panzer ankomme, lässt der Militärkraftfahrer (MKF) auf Befehl des Zugführers den Motor an. Schnell bin ich in meiner Luke und setze den Sprechsatz auf. Die drei anderen Panzer rollen bereits, als er den Befehl: „Vorwärts Marsch!“ erteilt. Einmal scharf links einlenken und der Panzer wäre auf dem sandigen Weg, der uns zum Angriffsziel führt. Der MKF fährt die Wendung zu scharf. Am Klackern der linken Kette höre ich sofort, dass etwas nicht stimmt. In Bruchteilen einer Sekunde schießen mir die Bilder der Folgen einer geschmissenen Kette durch den Kopf. Noch vor Angriffsbeginn wäre der erste Panzer ausgefallen. „Wie kannst du nur?“ schreie ich den MKF an. Ich schmeiße den Sprechsatz weg und mit einem Satz bin ich an der Kette. Sie ist nur soweit aus dem Zahnkranz raus, dass die Möglichkeit besteht, das Problem mit einem kräftigen Ruck in die Gegenrichtung zu beheben. Die anderen Panzer rollen weiter in Richtung Ablaufflinie. Noch weiß keiner, dass mein Panzer immer noch steht und im Moment bewegungsunfähig ist.

Es gibt nur diesen einen Versuch, denke ich mir. Diesen einen und die Gefahr, auch noch die andere Kette zu schmeißen. Diesen Gedanken verwerfe ich sofort und vertraue den Fähigkeiten meines MKF. Wir haben solche Situationen schon erlebt und gemeinsam gemeistert. Nur damals hatten wir genug Zeit und standen nicht unter solch einem Druck. Ohne Absprachen und ohne die anderen Panzer zu informieren, sprinte ich vor meinen Panzer und beginne mit wilden Arm- und Handbewe-



gungen. So würde es wohl ein Außenstehender sehen. Doch der MKF weiß genau, was er zu tun hat. Der Motor heult auf und der Panzer macht auf der Hochachse einen kräftigen Ruck nach rechts. Ein Kontrollblick an der Kette und ich erkenne, dass es uns gelungen ist. Ich sitze auf meinen Panzer auf und frage mich, was mit der anderen Kette ist. Nach einem schnellen Blick und der Gewissheit, dass alles in Ordnung ist, steige ich dann schließlich etwas erleichtert in meine Luke.

„Die Kette ist wieder drauf“, sind meine ersten Worte, nach dem ich den Sprechsatz aufgesetzt habe. „Und jetzt Vollgas, die anderen sind ja fast schon aus dem Wald raus.“ Ich schaue auf meine Uhr. Noch drei Minuten bis Angriffsbeginn. Es ist zu schaffen, die anderen einzuholen, um rechtzeitig die Formation „Kette links“ einzunehmen.

Die Erleichterung macht sich erst jetzt bemerkbar und doch erhöht sich beim Verlassen des Waldstückes der Puls. Denn ab jetzt ist fast nichts mehr planbar.

Das Gefecht läuft nicht immer wie im Lehrbuch ab – weder auf Übungen noch im Einsatz. Feldwebel müssen im Rahmen der Auftragserfüllung Entscheidungen oftmals eigenverantwortlich treffen und zu diesen stehen. Unvorhergesehenes kann immer passieren, vor allem in zeitkritischen und herausfordernden Lagen. In solchen Situationen ist es wichtig, einen „klaren Kopf“ zu bewahren und überlegt zu handeln. Ausbildung, Erfahrung sowie Vertrauen in das eigene Können und eine „Portion“ Soldatenglück tragen wesentlich dazu bei.



Der Brigadewaldlauf

Als ich nach meinem Urlaub in meine Stammeinheit zurückkam, war ich aufgrund meiner sportlichen Aktivitäten relativ fit. Dies war auch bitter nötig, denn schon bei der Begrüßung wurde mir mitgeteilt, dass in Kürze der Brigadewaldlauf stattfinden wird. Dreimal die Woche Geländelauf und ein Lauf in Feldanzug und Kampfstiefeln sowie der Probedurchgang mit vollem Gepäck in der Woche vor dem Brigadewaldlauf waren zwar fordernd, aber durchaus zu bewältigen. Allerdings hatten einige Kameraden erheblich mehr Probleme. Langsam aber sicher rückte der Tag des Brigadewaldlaufes näher, und die Anspannung in der Kompanie stieg.

Endlich ist es soweit, unsere Kompanie soll um 09:00 Uhr starten. Bereits um 08:30 Uhr ist Sammeln am Startpunkt „Franzosenkreuz“. Dabei wird nochmals die Ausrüstung auf Vollständigkeit geprüft und Absprachen getroffen, wer welche Aufgabe während des Laufes zu erledigen hat. Punkt 09:00 Uhr fällt der Startschuss. Nach einer kurzen Laufstrecke die erste Einlage: „ABC-Alarm“. Also Schutzmaske auf, Poncho über, Handschuhe an, schnell die Tasche schließen und weiter geht's im leichten Dauerlauf. Schon nach ein paar hundert Metern haben wir den ersten Ausfall. Nach circa 1.500 Metern dann endlich Entwarnung, schnell Maske ab und alles wieder verpacken. Ein wenig durchatmen, das Tempo ist viel höher als beim Training.

Aber: Es geht weiter. Im Dauerlauf bergab kann man sich erholen. Am Kontrollpunkt angekommen, wartet schon die nächste Aufgabe. Die Versorgung von Ver-



wundeten ist angesagt: Anlegen eines Druckverbandes, Schienen eines Bruches und Bau einer Behelfstrage. Die nächste Herausforderung ist zu bewältigen. Mehrere Verwundete müssen über 1.500 Meter auf Tragen transportiert werden. Diese Aufgabe bewältigen immer vier Soldaten, regelmäßig wird durchgewechselt. Es geht bergauf und mir gehen allmählich Kraft und Luft aus. Endlich angekommen setzen wir die Tragen ab. In einer kurzen Pause können wir durchatmen, bis alle Verwundeten wieder ihre Verbände und Schienen abgelegt haben.

Weiter geht es! Jeder muss zwei Panzerabwehrminen aufnehmen. Es geht bergauf, langsam trotte ich vorwärts und werfe dabei einen Blick in die Runde. Wahnsinn, da gibt es wirklich Männer, die tragen drei oder gar vier Minen. Mir genügen meine beiden. Von hinten treiben uns zwei Hauptfeldwebel an: „Los, vorwärts Männer, gleich ist es geschafft, nur noch ein paar Meter.“ Als ich oben angekommen bin, heißt es Minen ablegen und ausruhen. Doch schon werde ich am Arm gepackt: „Los, komm helfen, da sind noch einige unterwegs, die schaffen es sonst nicht.“

Also wieder bergab und den Kameraden zur Hilfe eilen. Manche sind mit ihren Kräften völlig am Ende. Sie werden mehr geschoben und gezogen, als dass sie selber laufen, aber keiner gibt auf. Selbst unser „alter“ Hauptmann nicht, und der ist doch bestimmt schon 50 oder gar älter. Dass der sich so was noch antut, denke ich mir, und schiebe dabei einen Kameraden vorwärts. Als alle angekommen sind, ist kurze Pause. Dabei Kontrolle von Schießbuch, Truppenausweis und Erkennungsmarke.



Wir haben alles dabei, das gibt mal keine Minuspunkte. Irgendwie macht mir die Sache plötzlich Spaß, obwohl ich mit meinen Kräften ziemlich am Ende bin.

Die Pause ist vorbei. Herstellen des Anzugs und in Marschordnung antreten. Marsch mit Gesang ist jetzt an der Reihe. Los geht's! Die Kompanie marschiert und es ertönt das Lied: „Schwer mit den Schätzen ...“. Nach einiger Zeit fällt nicht nur mir das Singen schwer. Ich glaube, die Hälfte der Kompanie ringt nach Luft. Kurz darauf passieren wir den Kontrollposten. Jetzt heißt es auf Seitenrichtung, Abstand zum Vordermann und Gleichschritt zu achten. Singend geht es weiter dem Ziel entgegen.

Nach wenigen hundert Metern erreichen wir den Schießstand. Zehn Schützen werden bestimmt. Für den Rest der Kompanie steht die Hindernisbahn auf dem Programm. Die letzten Kräfte werden mobilisiert und die ersten Hindernisse sind für die wenigsten ein Problem. Immer wieder werden die Männer durch Zurufe motiviert. An der Holzwand kommt es dann zum Stau. Einige Soldaten benötigen bereits Hilfe beim Überwinden der Holzwand.

Ruckzuck werden Räuberleitern gebildet, mit deren Hilfe das Hindernis überwunden werden soll. Mit Schieben und Ziehen gelingt es schließlich, alle Soldaten über das Hindernis zu befördern. Jetzt noch selbst über die letzten Hindernisse und dem Ziel entgegen.

Total erschöpft, aber glücklich erreichen wir das Ziel. Schnell wird klar, dass tatsächlich nur ein Soldat ausgefallen ist. Die Zeit kann sich auch sehen lassen. Kurz darauf sind wir wieder relativ erholt und machen uns auf



den Weg zum Kompaniegebäude. Erst mal duschen und Wunden versorgen. Im Laufe des Tages stellt sich heraus, dass es für uns zum 1. Platz in der Gesamtwertung reicht. Mit stolzgeschwellter Brust geht es zur Siegerehrung und anschließend wird im Unterrichtsraum der Kompanie gefeiert. Hier gibt jeder nochmals seine persönlichen Erlebnisse zum Besten.

Alleine der Wille entscheidet. Selbst wenn du denkst, du hast deine Leistungsgrenze erreicht, ist das meist noch lange nicht der Fall.

Die Motivation ist das Zünglein an der Waage. Fast immer schlägt die Motivation das größere Talent. Wie sonst wären sogenannte Pokalsensationen im Fußball möglich, bei denen ein Außenseiter den haushohen Favoriten besiegt. Es gehört immer auch Glück dazu, doch die größere Bedeutung hat auch hier der stärkere Wille, etwas erreichen zu wollen.



Elbehochwasser 2002

Die 1. Kompanie war im Rahmen von KFOR bis zum Mai mit großen Teilen im Einsatz. Nach dem Absolvieren des Einsatznachbereitungsseminars und sonstiger administrativer Dinge waren noch sehr viele Soldaten, die im Einsatz waren, im Urlaub. Der Kompaniechef war im Dienst. Die Kompanie hatte eine Stärke von circa 130 Soldaten. Für das Bataillon war der Auflösungstermin auf den Dezember datiert. Daraus resultierend waren bereits viele Radfahrzeuge der 1. Kompanie in die Materialgruppe abgegeben worden. Sie standen aber noch im technischen Bereich der Kaserne.

Im August wurde die Bundeswehr im Rahmen des Elbehochwassers eingesetzt. Aus den täglichen Medienberichten war zu entnehmen, dass die Situation immer brenzlicher wurde. Im Bataillonsstab wurde eine Operationszentrale mit ständiger Besetzung eingerichtet. Die Kompanie hatten wir vorsorglich in drei Einsatzzüge eingeteilt.

Am Freitag um 07:50 Uhr wurden wir alarmiert und erhielten den Auftrag, so schnell wie möglich Marschbereitschaft herzustellen. Die Soldaten verpackten die befohlene Ausrüstung, die Kraftfahrer und die Teileinheitführer übernahmen ihre bereits abgegebenen Radfahrzeuge zurück, beluden diese mit persönlicher Ausrüstung und Gerät und fuhren in der befohlenen Marschreihenfolge vor der Kompanie auf. Ich war hauptsächlich mit organisatorischen Maßnahmen beschäftigt und informierte meine Frau, dass ich an ihrem Geburtstag nicht nach Hause komme – die war natürlich „begeistert“.



Um 10:00 Uhr verlegte die Kompanie schließlich mit circa 20 Radfahrzeugen (WOLF bis Lkw 10 to) und zwei zivilen Bussen nach Köthen in Sachsen-Anhalt. Jetzt begannen die Probleme und Herausforderungen für den Kompaniefeldweibel:

Wo sollen die Soldaten untergebracht werden? Schließlich habe ich in Zusammenarbeit mit dem Bataillonsstab und der Stadtverwaltung Köthen eine Unterkunft in einer Turnhalle im Nachbarort organisiert. Leider waren die Verhältnisse sehr beengt, da dort eine weitere Kompanie untergebracht war. Die sanitären Anlagen waren total veraltet und verdreckt. Also war es nur ein Provisorium.

Woher kommt die Verpflegung für die Soldaten? Nach einigem Hin und Her wurde mir die Truppenküche der Kaserne in Dessau als Abholpunkt genannt. Nach vorheriger telefonischer Verbindungsaufnahme holte ich am Freitag das erste Mal die Abendverpflegung ab. An der Abholrampe standen bereits acht Kompaniefeldweibel und warteten auf ihre Verpflegung. Die Truppenküche ist für circa 700 Soldaten ausgelegt, inzwischen sollten ohne Vorlauf circa 2000 Soldaten verpflegt werden. Nach etwa eineinhalb Stunden war ich an der Reihe. Das Küchenpersonal hatte für meine Kompanie ein improvisiertes Abendessen (kalt) zusammengestellt. Zurück in der Kompanie, gab ich die Verpflegung an die Soldaten aus.

Nach Rückkehr des Kompaniechefs von der Befehlsausgabe erhielten wir den Auftrag, am Samstag ab 06:00 Uhr den Damm an der Elbe im Norden von Dessau mit Sandsäcken zu erhöhen – zwölf Stunden Schicht.





Gleichzeitig befahl der Bataillonskommandeur meinen Chef als Vertreter des S 3 zum Stab. Somit hatte die Kompanie keinen Offizier, der sie führte. Die Aufgabe wurde postwendend auf mich übertragen. Ab 04:00 Uhr war ich mit einem Kraftfahrer unterwegs, um das Frühstück zu organisieren. Die Kompanie rückte befehlsgemäß aus. Verbindung innerhalb der Kompanie und zum Stab war nur über private Handys möglich. Ich machte mich mit dem S 3-Feldwebel und meinem Kraftfahrer auf die Suche nach einer besseren und mit ausreichend sanitären Anlagen ausgestatteten Unterkunft. In Zusammenarbeit mit der Stadtverwaltung (am Samstag!) wurde eine Turnhalle an der Hauptschule in Köthen zur Verfügung gestellt. Diese war für meine Kompanie mehr als ausreichend und die sanitären Anlagen waren hervorragend. Die Soldaten mussten allerdings auf dem Boden



im Schlafsack schlafen. Nach weiteren zwei Nächten bekamen wir aus dem Depot Meppen für jeden Soldaten ein Bett mit Matratze. Das war natürlich optimal. Die Verpflegungssituation normalisierte sich nur zögerlich. Es musste ständig improvisiert werden, die Vorräte der Truppenküche gingen dem Ende entgegen. Ein weiteres großes Problem war in den ersten drei Tagen, bei Tagestemperaturen um die 30 Grad Celsius, die Bereitstellung von Wasser.

Wie reinigen wir die Bekleidung der Soldaten? Hier habe ich mit dem Stab eine Reinigung in Köthen ausgemacht, bei der ich rund um die Uhr Bekleidung abgeben konnte und diese am gleichen Tag gereinigt ab 14:00 Uhr wieder abholen konnte (inklusive Rechnung auf meinen Namen).

Nach drei Tagen im zwölf Stunden Schichtbetrieb wurde der Einsatzort der Kompanie nördlich in Richtung der Stadt Aken verlegt. Die Schichten wurden auf acht Stunden gekürzt. Dies hatte natürlich wieder Auswirkungen auf die Verpflegung, da die Kompanie manchmal um 23:00 Uhr zu ihrer Schicht ausrücken musste und gegen 09:00 Uhr wieder in der Unterkunft eintraf.

Dazu kam, dass dem Bataillon kurzfristig fremde Truppenteile, beispielsweise eine Heeresfliegerstaffel, für den Einsatz unterstellt wurden. So war sehr viel Improvisation und Organisationstalent im Hinblick auf die Versorgung der Soldaten gefordert. Meine „Spießpritsche“ war im wahrsten Sinne des Wortes ein Versorgungsfahrzeug für meine Soldaten. Ab dem dritten Tag hatte ich außer der normalen Verpflegung immer circa 100 Liter Wasser als Reserve, jede Menge „Allerwelts-



medikamente“ wie Kopfschmerztabletten, Pflaster, Desinfektionsmittel, Mullbinden, Mückenschutz und dergleichen mehr dabei, um kleine „Wehwechen“ behandeln zu können. Das Material wurde mir problemlos durch das Sanitätszentrum Dessau rund um die Uhr zur Verfügung gestellt. In besonderen Fällen hat der anwesende Arzt per Handy mit den betreffenden Soldaten persönlich über die benötigten Medikamente gesprochen. Natürlich hatte ich auch Marketenderwaren dabei.

Nach circa fünf Tagen hat sich die Versorgungssituation völlig entspannt, da die Hilfsorganisationen nach vorheriger Anforderung ausreichend Verpflegung und Wasser zur Verfügung gestellt haben.

Elf Tage später war die Gefahr gebannt. Das Hochwasser ging zurück, die von der Kompanie befestigten Dämme hielten stand. Die Bevölkerung organisierte ein kleines Abschlussfest und die Kompanie kehrte unversehrt und ohne eigene „Verluste“ wieder zum Standort zurück.

Viele Herausforderungen können nur durch Disziplin, Einsatzbereitschaft, Eigeninitiative und Fürsorgeverhalten im Sinne des gemeinsamen Auftrags gemeistert werden.



Feldweibel in der Allgemeinen Grundausbildung

Ich habe alle meine Lehrgänge bestanden, bin endlich Feldweibel und habe meine erste Gruppe übernommen. „Auf geht’s, hurra!“, hat mein erster Zugführer immer rufen lassen. Mit viel Engagement und Leistungswillen werde ich meine Gruppe ausbilden und erziehen.

Meine erste Gruppe, es ist soweit. Ich war während meiner Praktika als Ausbilder eingesetzt. Jetzt stehe ich alleine in der Verantwortung und freue mich auf meine bevorstehende Aufgabe.

Ein Spiegelbild der Gesellschaft steht vor mir. Lange Haare, kurze Haare, einer ist mehr nach vorne und zur Seite, der andere mehr nach oben gewachsen. Vom Hauptschüler über den Facharbeiter bis zum Abiturienten. Eine große Herausforderung sehe ich darin, die verschiedenen Charaktere unter einen Hut zu bekommen. In der persönlichen Entfaltung ist man während der Allgemeinen Grundausbildung doch stark eingeschränkt.

„Männer, ich darf mich kurz vorstellen: Ich bin Feldweibel Thorsten M., 22 Jahre alt und ihr Gruppenführer. Ich werde Sie in den nächsten drei Monaten führen und ausbilden. Alles weitere zu meiner Person erfahren Sie in einer Vorstellungsrunde in den nächsten Tagen von mir.“ Während meines ersten Truppenpraktikums hat der Zugführer immer gesagt: „Quatscht die am ersten Tag nicht mit nebensächlichem Zeugs voll, für die ist alles neu und völlig unbekannt.“



Die haben am nächsten Tag sowieso wieder vergessen, wo der Stab beziehungsweise was überhaupt ein Stab ist.“

Was ist nebensächlich? Ist ein Stab nebensächlich? Ich denke nicht, aber ich weiß, was er gemeint hat. Zu viele Informationen kann man in kurzer Zeit nicht verarbeiten und speichern. Nach und nach werde ich die Gruppe mit allen Informationen versorgen.

Der Größe nach sortiert gehen wir zur Bekleidungskammer. Ich habe noch etwas Zeit mit meiner Gruppe und nutze sie, um ihr zu erklären, wie man einen Ausbilder anzusprechen hat. Ich zeige ihnen die gängigen Dienstgradabzeichen unserer Kompanie und frage sie auch immer wieder ab. Klappt gut, ein erstes Lob ist fällig: „Männer, da Sie die Dienstgradabzeichen bereits gut wiedergeben können, machen wir eine kurze Pause.“ Ich merke schnell, dass dieser Entschluss bei meinen Männern gut ankommt. Das Eis scheint zu brechen, erste Gespräche kommen zustande.

Nach der Einkleidung ging es, bepackt wie die Esel, zur Unterkunft. Da sich meine Stube im selben Block befindet, habe ich meine Stube beziehungsweise meinen Spind als Muster vorgestellt, getreu dem Motto, „verlange nichts von deinen Männern, was du nicht selbst vorlebst!“

Meine Männer waren beeindruckt. Bis dato hatte Mama immer das Zimmer und den Schrank zuhause aufgeräumt.

Ich habe meinen Männern von Anfang an die Angst genommen. Ich habe die vielen nicht gestellten Fragen in ihren Gesichtern gesehen. „Wann darf ich denn endlich



zu Hause anrufen? Mann, hab ich einen Durst! Wo und wann kann ich Zigaretten kaufen? Wie legt man ein Hemd zusammen? Darf ich mal auf Toilette?“ Die müssen gedacht haben, dass da ein Hellseher vor ihnen steht. Da meine Grundausbildung auch noch keine Ewigkeit her ist, war es leicht, die Fragen zu beantworten, auch bevor sie gestellt wurden.

Die Einschleusung ist abgeschlossen, alle sind eingekleidet, einen Besuch beim Friseur habe ich organisiert und meine Männer tragen schon den Feldanzug. Sie sehen jetzt wie richtige Soldaten aus.

Waffen- und Geräteausbildung: Gewehr G 36, Ladetätigkeiten, Erstausbildung. Vom Zugführer wurde als Ausbildungsziel: „unter Anleitung durchführen können“, vorgegeben.

Ich bekomme die Krise. Jäger Schmitt ist nicht in der Lage, die Sicherheitsüberprüfung durchzuführen. Vom hin und her trampeln stehe ich schon 20 Zentimeter unter der Grasnabe. Jäger Schmitt bringt meinen Ablauf und das Erreichen des Ausbildungsziels in Gefahr.

Auch hier ist es wichtig, die Ruhe zu bewahren. Wie hat mein Zugführer gesagt: „Zeigen! Immer wieder zeigen führt zum Erfolg!“ Ich erinnere mich immer gerne an ihn zurück, er hatte für jede Gelegenheit einen Rat und einen Leitspruch.

Mein Hilfsausbilder schnappte sich den Kameraden und übte mit ihm abseits vom Geschehen. Zehn Minuten später lag er wieder mitten im Geschehen und alle erreichten das Ausbildungsziel.

Ähnlich wie bei der Waffenausbildung verliefen auch die anderen Ausbildungen in den verschiedenen The-



menbereichen. Es gab Höhen und Tiefen, aber zum Ende der Allgemeinen Grundausbildung haben alle das Ausbildungsziel erreicht, getreu dem Motto „Gemeinsam sind wir stark“.

Zum letzten Mal lässt mein Zugführer den Zug antreten, verteilt feierlich die Litzen und wir rufen gemeinsam den Schlachtruf des Zuges: „Zwoter Zug: Auf geht's, hurra!“

Meine erste Allgemeine Grundausbildung verlief aus meiner Sicht sehr erfolgreich. Ich habe es geschafft, mit Ruhe und viel Geduld aus einem „kunterbunten Haufen“ junger Männer, die aus allen Himmelsrichtungen Deutschlands und allen Gesellschaftsschichten kamen, eine leistungsstarke Gruppe zu formen.



Zum Zapfenstreich Heroin

Der Dienst als Offizier vom Wachdienst (OvWa) an diesem Tag verlief wie jeder Dienst zuvor, nichts Außergewöhnliches. Wachübernahme, Belehrung der Wachsoldaten und Vergatterung.

Um 19:00 Uhr war Flaggenparade, wobei es von Vorteil war, zwei Wachsoldaten zu haben, die das einigermaßen beherrschen. Kurz gesagt: Soweit alles Routine. Weil der Dienst des OvWa bei Nacht zum großen Teil durch Kontrollfahrten innerhalb und außerhalb der Kaserne geprägt war, legte ich sie so, dass ich zumindest für drei Stunden am Stück ruhen konnte.

Gegen 22:30 Uhr waren die ersten Kontrollfahrten vor Mitternacht zu Ende. Ich gehe zum Wachhabenden und sage ihm, wann ich wieder geweckt werden möchte. Dann hoch aufs Zimmer. Das Koppel mit der Waffe hänge ich über den Stuhl und stelle das Telefon oben drauf. Danach wurde der Stuhl ans Bett geschoben, damit ich nachts bei einem Anruf nicht herauskriechen muss. Nachdem ich meine Stiefel ausgezogen hatte, legte ich mich im Feldanzug ins Bett, um ein paar Stunden zu ruhen. Gegen 23:00 Uhr, ich war gerade eingnickt, klingelte das Telefon. Meine Begeisterung hielt sich in Grenzen. Am anderen Ende der Leitung war ein aufgeregter Unteroffizier vom Dienst (UvD) einer Grundausbildungskompanie. Er berichtete mir, dass zum Zapfenstreich ein Soldat, der noch kurz zuvor da war, plötzlich fehlte. Sie hätten ihn jetzt, nach längerem Suchen, bewusstlos in der Toilette und mit einer Spritze im Arm, gefunden. „Was sollen wir jetzt machen?“ Darauf war



ich nicht vorbereitet, denn als OvWa rechnet man eher mit einer ausgelösten Alarmanlage der Waffenkammer, Randalen oder mit Rohrbrüchen, aber nicht mit Drogen-delikten. Mir schoss es durch den Kopf: Erste Hilfe – aber wie? Bewusstlos, Drogen, Spritze, Ansteckungsgefahr mit HIV, Hepatitis und sonst noch was? Ich sagte: „Selbst- und Kameradenhilfe soweit möglich, anderen den Zugang verwehren und sofort den Sanitäter rufen, ich komme sofort.“

Als ich in der Kompanie ankam, war der Notarzt schon vor Ort. Der junge Mann lag bereits auf der Trage mit einer Infusion im Arm – die Haut blass, fast schon gelb, die Augen leer, eingefallen und blutunterlaufen. Auf dem Waschtisch lagen seine „Junkie-Utensilien“. Die halbleere und blutgefüllte Heroinspritze, Löffel, Gummiband sowie ein Feuerzeug. Die scheinbar sehr starke Dosis führte dazu, dass er es nicht mehr schaffte, sich die volle Ladung zu setzen und beim Spritzen umfiel. Mittlerweile war der Junge bei sich, drohte aber ständig bewusstlos zu werden, was den Arzt wiederum veranlasste, ihm regelmäßig eine Ohrfeige zu geben.

In der Zwischenzeit hatte der UvD den Kompaniechef und die Polizei verständigt, die dann auch kurze Zeit später ankamen. Während es sich für die Polizei dann um Routinearbeiten handelte, war dem Chef Betroffenheit und eine gewisse Ratlosigkeit anzusehen. Auch für ihn waren solche Vorfälle nicht an der Tagesordnung. Die Beamten vom Drogendezernat durchsuchten dann anschließend die Ausrüstung und den Spind, um Beweismittel sicherzustellen. Es wurde nur noch Ascorbinsäure in Pulverform in seinem Spind gefunden. Diese



braucht ein Süchtiger, um das Heroin zu strecken, wie mir der Polizist erklärte. Bei der Durchsuchung des Autos des Drogensüchtigen wurden dann ein paar Gramm Heroin gefunden und als weitere Beweismittel sichergestellt.

Im Zug und vor allem in der betroffenen Stube herrschte während der gesamten Zeit eine enorme Erschütterung und Entsetzen, zum Teil vielleicht sogar auch Angst, mit so einem Vorfall unmittelbar konfrontiert zu sein. Für mich war die Nacht ebenfalls gelaufen.

Die Soldaten und zivilen Mitarbeiter der Bundeswehr sind ein Spiegelbild der Gesellschaft. Sie kommen aus unterschiedlichsten Gesellschaftsschichten und Regionen und leisten den Dienst in der Bundeswehr aus verschiedenen Gründen. Oft lässt es sich schwer überprüfen, ob jemand Drogen konsumiert oder nicht. Fakt ist, dass jedem berechtigten Verdacht auf Drogenkonsum nachgegangen werden muss. Alle Soldaten sind über die schädliche Wirkung beim Konsum von legalen und illegalen Drogen zu informieren. Die Führer und Ausbilder müssen dafür sensibilisiert werden, Anzeichen eines Drogenkonsums durch Verhalten und Utensilien erkennen zu können.



In English, please!

Februar, die Hälfte meines sechsmonatigen Einsatzes im Einsatzkontingent KFOR, Task Force Prizren, ist vorüber. Mein zu Einsatzbeginn neu aufgestellter Zug hat sich bewährt und ist hier zu einer Einheit geworden. An den Einsatzrhythmus haben wir uns gewöhnt. Seit über drei Monaten gibt es keine Wochentage mehr. Wir haben jetzt den Acht-Tage-Rhythmus: Zwei Tage Patrouille, zwei Tage Bataillonsreserve, zwei Tage Grenzstation „Falke“, einen Tag technischer Dienst und einen Tag Kompaniereserve. Dann wieder von vorn.



Bisher habe ich auch noch nichts von der angekündigten und befürchteten Einsatzroutine und Langeweile bemerkt. Ich denke, das bleibt auch weiterhin so, denn dafür sorgen schon die täglich wechselnden Aufgaben, die ständig neuen Erfahrungen sowie die in letzter Zeit immer vorhandenen zusätzlichen Aufträge für die Bataillons- und Kompaniereserve.



Wieder einmal Tag acht, also keine Überraschung beim Befehl: „Hauptfeldwebel M. zum Chef!“ Es folgen eine Einweisung und ein neuer zusätzlicher Auftrag für meinen Zug: „In der Übung Samariter soll die Leistungsfähigkeit und das Zusammenwirken von KFOR-Kräften und einheimischen Rettungskräften geübt und dargestellt werden. Dazu wird im ehemaligen deutschen Feldlager Progress, einer großen zerfallenen Textilfaserfabrik in Prizren, ein Unfall durch eine Gasexplosion simuliert. Die 3. Kompanie stellt einen Zug als Rollenspieler und Verletzte. Sie haben den Auftrag, mit Ihrem gesamten Zug die reale Absicherung der Übung zu gewährleisten. Störungen sind zu verhindern und Unbefugten das Betreten des Progress-Geländes zu verwehren. Ganz wichtig: Sie und Ihre Männer dürfen eigentlich nicht zu sehen sein.“

Nach dieser Einweisung geht es zur Erkundung vor Ort, da die Brigade am gleichen Nachmittag den Vortrag über die Erkundungsergebnisse befohlen hat.

15:00 Uhr vor Ort im Werk Progress auf einem zentral gelegenen Platz. Viele wichtige und noch wichtigere Dienstgrade der Brigade diskutieren über den geplanten Ablauf der Übung. Ich stehe mit meinem Stellvertreter etwas abseits und denke mir: Übung oder Schauspiel? Das Drehbuch hat schon sehr viele genaue Vorgaben, so dass ein wirkliches überraschendes Üben der Rettungskette und der Sicherungskräfte unwahrscheinlich ist.

Plötzlich: „Wo ist denn eigentlich der Führer der Absicherung?“ Hallo wach, das bin ich, also: „Hier, Herr Oberstleutnant.“



„Herr Hauptfeldwebel, tragen Sie bitte den Einsatz ihrer Kräfte zur Absicherung vor.“ Also los geht’s: „Ich habe den Auftrag, plane den Einsatz wie folgt ...“ Plötzlich ein „Stopp“. Ein italienischer Offizier (hinterher wusste ich, der J 2 der Brigade): „In English, please!“

Das letzte Mal Englisch vor Jahren, Schule seit 20 Jahren vorbei, kein SLP (Standardisiertes Leistungsprofil), bisher nur national eingesetzt und nun erwartungsvolle Blicke. Also Puls hoch, durchatmen und noch eine kurze Info auf Deutsch an alle, mit der Bitte um Berichtigung und Unterstützung.

Ich fand meinen Vortrag der Erkundungsergebnisse und Absicherung selbst ziemlich schlecht und ungenau, da Worte, Redewendungen und Satzbau garantiert nicht in Ordnung waren. Auch die Grammatik war bestimmt nicht immer richtig, aber es gab keinen Einspruch. Hinterher sagte mir der S 3-Offizier des Bataillons, er habe mich zwar verstanden, aber er empfiehlt nach dem Einsatz die Anforderung eines Sprachlehrganges. Parallel dazu rät er zum Selbststudium. Aber nicht nur, denn ohne Kontrolle und Korrektur sowie ohne Sprechen lernt man keine Sprache richtig.

Zum Ergebnis: Die Übung „Samariter“ wurde von uns ohne Störung und Vorkommnisse abgesichert und wir blieben sogar fast unsichtbar. Für mich blieb nur die Erkenntnis: „Mach eine Sprachausbildung, multinationale Einsätze sind die Zukunft!“

Mit guten Vorsätzen aus dem Einsatz zurück, sah die Wirklichkeit im normalen Dienstbetrieb am Standort anders aus. Neue Verwendung als Kompanietruppführer und keine Sprachausbildung. „Nicht abkömmlich“ und



„brauchst du in deiner Verwendung auf dem Dienstposten nicht“, waren die Aussagen. Also hieß es, neben den alltäglichen Aufgaben und dienstlichen Vorhaben, unregelmäßig, unkontrolliert und ohne korrigierendes Sprechen etwas Englisch im Selbststudium zu lernen.

Mit Einführung der neuen Feldwebelausbildung wurde dem Rechnung getragen. Feldwebel bekommen für ihre zukünftigen Aufgaben und Einsätze eine Sprachausbildung mit abschließender Prüfung.

Fremdsprachenkenntnisse und ein gültiger SLP sind neben der fachlichen Kompetenz, der körperlichen Leistungsfähigkeit und der Einsatzerfahrung wichtige Punkte bei der Beurteilung und Voraussetzung für weitere förderliche Verwendungen. Nicht zuletzt, um erfolgreich im Einsatz zu bestehen. Feldwebel sollten sich in Absprache mit ihren Vorgesetzten für die Verbesserung ihrer Fremdsprachenkenntnisse einsetzen. Des Weiteren sollte man bedenken, dass die Sprachausbildung in Lehrgangsform nur der erste Schritt ist. Zum Erhalt der Sprachfähigkeit gehören ein ständiges und häufiges Sprechen sowie die Wiederholungsprüfungen des erreichten oder höheren SLP. Ein kleiner, aber wichtiger Schritt dazu ist die vom Bundessprachenamt angebotene Auffrischung in der dienstfreien Zeit. Da es in vielen Bereichen ausgebildetes Personal mit sehr guten Englischkenntnissen und SLP gibt, sollte man mit deren Hilfe versuchen, im täglichen Dienstbetrieb öfters Englisch zu sprechen, um sich im Umgang mit der Sprache zu festigen und besonders den militärischen Wortschatz zu vertiefen.



Sportunfall mit Folgen

In der Zeit, in der ich als Ausbildungsfeldwebel an einer Truppschule eingesetzt war, ereignete sich bei der Sportausbildung in einem Unteroffizierlehrgang ein folgenschwerer Unfall eines Soldaten meiner Gruppe. Noch heute, nach einigen Jahren, lässt mich dieser Vorfall nachdenklich werden.

Im Rahmen der allgemeinen Sportausbildung war an diesem Tag gemäß Dienstplan die Abnahme von Leistungen für das Deutsche Sportabzeichen (DSA) befohlen. Unser Zugführer legte fest, dass wir aufgrund der schlechten Witterung die Sporthalle nutzen sollten, um dort Hochsprungleistungen für das DSA abzulegen. Mit der Durchführung wurde ein Feldwebel betraut. Ein weiterer Feldwebel aus unserem Zug und ich unterstützten ihn dabei. Wir liefen mit dem Zug zur Sporthalle, zogen unsere Hallenschuhe an und der Durchführende begann mit Aufwärm- und Dehnungsübungen für die Soldaten. Parallel dazu bauten mein Kamerad und ich die Hochsprunganlage auf. Als dies beendet war, schlossen wir uns dem Aufwärmtraining an. Da der durchführende Feldwebel ein passionierter Kickboxer war, fiel das Aufwärmen sehr intensiv aus.

Als die Lehrgangsteilnehmer sich ausreichend gedehnt hatten, wiesen wir sie in die Regeln beim Hochsprung ein. Meine Kameraden und ich hatten auf unserem Feldwebellehrgang einen Sportlehrer in der Ausbildung und bei ihm die Abnahmeberechtigung zur Abnahme des DSA erworben. So konnten wir hier auf unser Wissen zurückgreifen. Trotzdem hatten wir uns vor der Ausbil-



dung noch mal in die Vorschrift eingelesen. Gemeinsam machten wir den Lehrgangsteilnehmern die verschiedenen zulässigen Techniken beim Hochsprung vor. Anschließend begannen wir, diese Techniken mit dem ganzen Zug bei einer niedrigen Höhe zu üben, um dann von Mal zu Mal die Höhe schrittweise zu steigern.

Der Hauptgefreite (UA) R. aus meiner Gruppe war als Nächster an der Reihe. Technisch etwas holprig, hatte er die geforderten Höhen bei den vorausgegangenen Sprüngen geschafft. Bei diesem Sprung jedoch lief er recht unkoordiniert auf die Hochsprunganlage zu, sprang beidbeinig ab, versuchte einen Hechtsprung über die Latte, (wobei diese auf die Matte fiel) rollte sich über den Kopf ab und blieb mit dem Rücken auf der Matte liegen. Wir forderten ihn auf, die Matte zu verlassen, um mit ihm diesen missglückten Versuch zu besprechen, aber er antwortete uns, dass er nicht könne. Wir gingen zu ihm und fragten, was passiert sei. Er sagte, er könne seine Beine nicht mehr bewegen. Mir wurde ganz mulmig.

Wir schickten sofort einen Lehrgangsteilnehmer los, der einen Truppenarzt im nahe gelegenen Sanitätsbereich informierte. Nach kurzer Zeit erschien der Truppenarzt zusammen mit einer Krankenwagen-Besatzung und ließ sich das Geschehene schildern. Er untersuchte den verunglückten Soldaten. Dabei fuhr er mit seinen Fingern leicht über dessen Beine und fragte ihn, ob er etwas spüre. Als dieser das verneinte, wurde mein mulmiges Gefühl noch größer und ich dachte mir: „Hoffentlich nicht gelähmt.“



Danach wurde der Verletzte von uns unter Anleitung des Truppenarztes vorsichtig in eine inzwischen herbeigebrachte Vakuumtrage gehoben und mit dem Krankenwagen sofort in das örtliche Krankenhaus gebracht.

Als der Rettungswagen abgefahren war, stellte sich eine nachdenkliche Ruhe in der Sporthalle ein und jeder fragte sich, wie es zu diesem Unfall kommen konnte.

Der Truppenarzt kam zurück und ließ sich den Unfallhergang aus unserer Sicht schildern. Er kontrollierte im Anschluss noch die verwendeten Sportgeräte auf Mängel, stellte dabei aber keine fest. Auf unsere Frage, welche Verletzung unser Kamerad habe, sagte er nur: „Es sieht nicht gut aus.“ Zurück in der Inspektion, meldeten wir den Vorfall sofort unserem Chef, der natürlich genauso bestürzt war wie wir.

Am späten Nachmittag des nächsten Tages bestätigte sich leider unsere Befürchtung. Hauptgefreiter (UA) R. war gelähmt und noch in derselben Nacht in eine Spezialklinik nach Heidelberg gebracht worden. Für unseren ganzen Ausbildungszug war diese Nachricht ein Schock.

Wir, drei Feldwebel, mussten am selben Tag noch zu unserem Chef, um als Zeugen vernommen zu werden. Außerdem erhielten wir den Auftrag, die Hochsprunganlage in der Halle noch einmal so aufzubauen, wie sie zum Zeitpunkt des Unfalls aufgebaut war. Hierbei wurde besonders geprüft und kontrolliert, ob wir die richtige Hochsprungmatte verwendet haben, dass die Latte nicht an den Trägerholmen befestigt war, sondern frei auflag und dass ein ausgiebiges Aufwärmen und Dehnen statt-



gefunden hat. Es konnte kein Fehlverhalten festgestellt werden.

Hauptgefreiter (UA) R. muss nach dem Absprung beziehungsweise dem Abrollen so unglücklich auf der Matte aufgekommen sein, dass er sich einen Rückenwirbel brach. Nach ein paar Tagen erreichte uns die Meldung, dass Hauptgefreiter (UA) R. gelähmt bleiben würde.

In der folgenden Zeit dachte ich sehr viel nach und stellte mir immer wieder die gleichen Fragen. Hätten wir den Unfall verhindern können? Wie kommt der junge Hauptgefreite mit dieser Situation jetzt zurecht? Trifft uns eine Schuld? Was denkt der Soldat über die Bundeswehr und uns Ausbilder? Wird er uns Vorwürfe machen?

Nach circa drei Wochen sagte unser Inspektionsfeldwebel, wir könnten den Hauptgefreiten jetzt in der Klinik in Heidelberg besuchen und er fragte, wer das tun möchte. Ich konnte nicht! Ich hatte zuviel Angst vor dem Anblick, vor den vorwurfsvollen Fragen und vor der Frage nach dem „Warum“. Trotzdem fand sich ein erster Trupp, bestehend aus einem Ausbilder und den Stubenkameraden von R., der ihn besuchen wollte.

Als der Ausbilder zurückkam, löcherte ich ihn natürlich mit Fragen. Zu meinem Erstaunen sagte er, dass er ein sehr gutes Gespräch mit dem Soldaten hatte und es ganz anders verlief als erwartet. Da war kein vorwurfsvoller Blick, keine bedrückte Stille im Raum. Im Gegenteil: Hauptgefreiter (UA) R. plante die Zukunft mit seiner neuen Situation.

Er fragte auch nach mir, seinem Gruppenführer. Als nach einer Woche ein weiterer Trupp den Verunglückten besuchte und auch dieser Besuch mit einer positiven Re-



sonanz endete, entschloss ich mich, beim nächsten Mal dabei zu sein.

Ich fuhr also mit weiteren vier Soldaten aus dem Zug nach Heidelberg und überlegte mir, worüber ich mit dem Hauptgefreiten (UA) R. sprechen könnte, ohne ihn direkt auf seine Verletzung ansprechen zu müssen. Angekommen, entwickelte sich aber alles ganz anders. Als ich in sein Zimmer trat, fand ich keinen betäubten und in sich gekehrten Soldaten vor, wie ich es eigentlich erwartet hatte, sondern einen Kameraden, der uns mit einem Lächeln begrüßte. Es war keine Spur von Vorwurf zu spüren. Im Gegenteil! Ich erlebte einen Soldaten, der sein Schicksal zu akzeptieren schien und schon wieder in die Zukunft blickte. Er erzählte von den Fortschritten seiner Genesung und dass er die Hoffnung habe, wenigstens seine Hände und Arme wieder bewegen zu können. Auch sagte er, dass er durch eine hohe Unfallversicherung einen gewissen finanziellen Spielraum habe, um die nötigen Umbauarbeiten in seinem Elternhaus zu schultern. Das Wichtigste aber erschien mir, dass er voller Zuversicht war, das Schicksal zusammen mit seiner Lebensgefährtin zu meistern. Auch seine Stammeinheit besuchte ihn regelmäßig und unterstützte ihn in jeder Form. Auf der Rückfahrt war ich froh, die Gelegenheit zu diesem Besuch genutzt zu haben.

Wir blieben noch einige Wochen in Kontakt, verloren uns dann aber im Laufe der Zeit bedauerlicherweise aus den Augen. In meiner Erinnerung bleibt ein Kamerad zurück, der sich trotz eines so schweren Schicksalsschlages seine positive Lebenseinstellung bewahrt hat.



Beschuss bei der Schiffsentladung

Einer der ersten Auslandseinsätze der Bundeswehr unter UN-Mandat mit umfangreicher Truppenstärke war 1993 in Somalia. Zu diesem Zeitpunkt war ich beim Umschlagzug in Mogadischu eingesetzt. Eine unserer Aufgaben bestand darin, deutsche Schiffe zu entladen und das Material nach Belet Huen zum deutschen Kontingent zu schicken.

Während der Entladung der Schiffe übernahmen wir zusätzlich die Sicherung im Hafengebiet mit TPz FUCHS und WIESEL.



Ein sensibler Punkt wurde unter anderem mit einem Transportpanzer (TPz) FUCHS besetzt. Der Auftrag des Soldaten am MG bestand darin, einen Bereich zu über-



wachen, aus dem schon mehrfach auf Soldaten im Hafen geschossen wurde. Die Einweisung in den zu überwachenden Bereich erfolgte nach LANGEMAPP. Schließlich war das Einsatzszenario neu und so bedienten wir uns der bekannten Verhaltensregeln.

Die Entladung des Schiffes ging zwar zügig voran, zog sich aber doch bis in die späten Nachmittagsstunden. Sowohl die Soldaten, als auch die zivilen Mitarbeiter der Schiffsbesatzung trugen Gefechtshelm und Bristolweste.

Plötzlich waren Schüsse außerhalb des Hafensbereichs zu hören, worauf sofort mehrere Feuerstöße durch den MG-Schützen auf dem TPz FUCHS abgegeben wurden. Sofort begab ich mich zum TPz, um mir einen Überblick über die Lage zu verschaffen. Was war genau passiert? Der Soldat am MG wies mich sofort ein. Aus dem zugewiesenen Bereich wurde durch zwei Personen mit Kalaschnikows das Feuer eröffnet. Nachdem das Feuer erwidert wurde, gingen diese in Deckung und verschwanden vermutlich in einer kleinen Seitenstraße.

Über Funk hörten wir den Befehl des für die Entladung verantwortlichen Leitenden Stabsoffiziers: „Achtung, wir wurden überschossen! Setzen mit der Entladung des Schiffes weiter fort! Ende.“

Nach diesem Befehl über Funk reagierte der MG-Schütze völlig aufgelöst. „Wie kann der Mann so etwas sagen? Wir wurden doch nicht überschossen, sondern beschossen!“ Der Blick in die Augen der anderen Soldaten auf dem TPz sagte mir, dass sie genauso dachten. Wenn ich ehrlich bin, deutete auch aus meiner Sicht die Flugbahn vermutlich eher auf Beschießen statt Überschießen hin.



Ich sagte ihm im ruhigen Ton, dass eine Diskussion völlig fehl am Platz sei. Wichtig sei vorrangig die weitere Sicherung, damit die Schiffsentladung durchgeführt werden kann. „Heute Abend können wir in Ruhe die ganze Sache besprechen. Jetzt ist es zwingend erforderlich, ihren Auftrag weiterhin so vorbildlich wie vorher zu erfüllen.“ Er nickte mir zu und es wurde kein weiteres Wort darüber gesprochen.

Nachdem die Ladung gelöscht war, fuhren wir zurück zu unserem kleinen Camp auf dem Flughafen in Mogadischu. Nach unseren routinemäßigen Tätigkeiten (Technischer Dienst, Berichte schreiben und so weiter) wurde wie jeden Abend zusammen gegessen. Danach setzten wir uns auf die provisorische Veranda vor unserem Zelt. Sofort setzte sich der Soldat zu mir und schilderte nochmals die Situation aus seiner Sicht.

In dem ruhigen Gespräch, an dem sich auch weitere Soldaten beteiligten, erklärte ich ihnen, dass der verantwortliche Stabsoffizier eine sehr große Verantwortung übernommen hatte. Die TPz-Besatzung hatte sich völlig richtig verhalten und sich im Rahmen der Selbstverteidigung gemäß der Rules of Engagement verhalten.

Nach Beurteilung der Lage und dem Ausweichen des Angreifers hat der verantwortliche Führer entschieden, das Entladen fortzusetzen. So hat das Material an Bord unsere Kameraden in Belet Huen rechtzeitig erreicht.

Erst Jahre später, in der Vorbereitung auf den nächsten Einsatz, wurde mir bewusst, dass wir etwas gemacht hatten, was mittlerweile in der Ausbildung vermittelt wird: „Debriefing“. Nicht nur dem Zusammenhalt hat



es aus meiner Sicht sehr gut getan, sondern das Sprechen über die Lehren hat uns damit in anderen, ähnlichen Situationen rasches, unverzügliches Handeln ermöglicht. Die abendlichen Gespräche gab es in der Folge des Einsatzes noch sehr oft.



Tod auf dem Heimweg

In einem August, es war die Zeit der ersten Auflösungen von Truppenteilen und Verbänden, des Personalstärkegesetzes und der ersten großen Welle von Personalreduzierungen und Personalversetzungen quer durch die Bundesrepublik war ich Führer eines dislozierten Wallmeistertrupps (WmTrp). Der Trupp war besetzt mit einem Wallmeistertruppführer, einem Wallmeisterfeldwebel und einem zivilen Kraftfahrer. Der Auftrag des WmTrp war unter anderem, die Einsatzbereitschaft und Verkehrssicherheit von baulich vorbereiteten Sperrern (zum Beispiel Straßensprengschachtanlagen, Brückensprengungen, Steckschachtanlagen) sicherzustellen und pioniertechnische Führungsmittel (beispielsweise Gewässerfolien) zu erstellen.

Einhergehend mit den Auflösungen und Reduzierungen wurden auch verschiedene Dienstposten gestrichen oder herabdotiert. So wurde auch die Stelle des „2. Mannes“ ersatzlos gestrichen.

Oberfeldwebel Konrad G. war von dieser neuen Situation ebenfalls betroffen. Ein korrekter, fleißiger, zuverlässiger, intelligenter, rundum vorbildlicher und heimatverbundener Berufssoldat.

Drehen wir das Rad der Zeit zurück und lassen Sie mich erzählen, was damals im August geschah.

Oberfeldwebel G. befand sich schon zwei Wochen im Jahresurlaub. Er nutzte die Zeit, sich in der freien Wirtschaft nach Alternativen umzusehen, um einer eventuellen Versetzung aus dem Weg zu gehen. Die Mithilfe im



landwirtschaftlichen Betrieb seiner Eltern war Hobby und Erfüllung zugleich.

Es war ein Montagnachmittag. Oberfeldweibel G. war am Standort, um beim Personaloffizier des Bataillons verschiedene Informationen und Auskünfte einzuholen. Anschließend besuchte er uns im Büro, um nachzufragen, was es denn Neues gäbe.

In der Zwischenzeit zog ein Gewitter auf, und es begann auch schon leicht zu regnen. Nachdem wir uns bei einer Tasse Kaffee ausgetauscht hatten, holte Konrad einen orangefarbenen Regenkombi, er war mit dem Motorrad unterwegs, zog diesen über und verabschiedete sich gegen 16:00 Uhr von uns.

Ich war an diesem Tag ebenfalls mit dem Motorrad zum Dienst gefahren und folgte Konrad circa eine viertel Stunde später. Wir hatten bis auf ein paar Kilometer den gleichen Weg nach Hause. Der Großteil der Strecke verlief im Zuge einer Bundesstraße, vorbei an zwei Kurorten.

Nach circa 25 Kilometern sah ich in einiger Entfernung, im Einmündungsbereich einer Seitenstraße, einen Lkw mit eingeschalteter Warnblinkanlage stehen, mitten auf der Bundesstraße ein Auto. Ich reduzierte die Geschwindigkeit und erkannte beim näher kommen ein silberfarbenes, unförmiges Etwas vor dem Wagen. Ich reduzierte mein Tempo weiter bis auf Schrittgeschwindigkeit, rollte langsam auf den Pkw zu und an diesem vorbei. Nach knapp zehn Metern lag ein schwarzer Motorradhelm mit bunten Streifen auf der Fahrbahn. „So einen ähnlichen trägt Konrad auch“, dachte ich und rollte langsam weiter. Weitere zehn Meter weiter lag eine Per-



son mitten auf der Fahrbahn, von Kopf bis zu den Knien mit einer Plane zugedeckt. Ich sah nur die Motorradstiefel und einen orangefarbenen Regenkombi! Was langsam wie ein Film an mir vorüber zog – Pkw, Helm, orangefarbener Kombi – wurde zur Gewissheit: Es war Konrad! Das silberfarbene, unförmige Etwas war seine bis zur Unkenntlichkeit deformierte Maschine.

Ich fuhr rechts ran, stellte meine Maschine ab, ging auf die umherstehenden Helfer und Personen zu und fragte, was passiert sei. „Der Pkw hat dem Motorradfahrer die Vorfahrt genommen. Er hatte keine Chance zum Ausweichen. Er ist tot!“ bekam ich zur Antwort. Diese Worte trafen mich bis in mein Innerstes. Ich stammelte nur noch: „Nein, das kann nicht sein. Vor wenigen Minuten haben wir uns noch unterhalten.“ Hilflöse, traurige Blicke trafen mich. „Waren der Notarzt, die Polizei schon da?“. Nur stummes Kopfschütteln. Wie in Trance ging ich zu meinem Motorrad zurück, setzte mich auf die Leitplanke und rauchte eine Zigarette. Dann kam eine Reaktion von mir, die mich heute noch irritiert. Ich setzte meinen Helm auf, zog die Handschuhe an, setzte mich auf die Maschine und betätigte den Anlasser, ohne Gedanken, wie ein Roboter. Erst als ich den Motor hörte, wurde mir bewusst, was eigentlich geschehen ist. Ich wachte wie aus einer Hypnose auf. Jahre später habe ich dieses mir unverständliche Verhalten einer Truppenpsychologin erzählt, die mir erklärte, dass dies eine normale Reaktion bei Schock sei: Die Flucht vor der Tatsache, dass mein Kamerad eben tödlich verunglückt war.

Bis zu diesem Moment wusste niemand außer mir, wer der Verunglückte war.



Innerhalb weniger Minuten, nach einer gefühlten Ewigkeit für mich, trafen kurz nacheinander Notarzt und Rettungswagen ein. Untersuchung durch den Arzt, Reanimation durch Stromstöße. Alle Versuche blieben ohne Erfolg. Der Notarzt packte seinen Rettungskoffer ein, die Sanitäter verluden ihre Trage, Türen schlugen zu. Dieses Geräusch der zuschlagenden Türen war so endgültig. Es gibt keine Hilfe mehr! Konrad ist tot!

Zwischenzeitlich war auch die Polizei eingetroffen und begann mit der Unfallaufnahme und der Zeugenbefragung. Einer der Polizeibeamten kam auf mich zu und fragte mich, ob ich den Verunglückten kenne und wisse, wo er wohnt? „Ja, ich bin sein Vorgesetzter.“ „Wollen Sie die Eltern benachrichtigen?“ In diesem Moment ging mir nur ganz kurz durch den Kopf, dass auch diese traurige Pflicht von einem Vorgesetzten erfüllt werden muss und ich es Konrad schuldig bin. Geschockt von dem ganzen Geschehen sagte ich zu, nicht ahnend, was dies eigentlich bedeutet und was ich noch vor mir hatte. Die Heimfahrt zu mir war ein Albtraum, ich zitterte am ganzen Körper und war fast nicht mehr in der Lage, mein Motorrad sicher zu führen.

Zu Hause, nach einer Tasse Kaffee, informierte ich die vorgesetzte Dienststelle, die mich beauftragte, aufgrund der Zeit und der räumlichen Entfernung, sofort alle notwendigen Maßnahmen durchzuführen.

Also machte ich mich auf den Weg zu Konrads Eltern, die ich auch persönlich kannte.

Diese Fahrt von mir zu Hause bis zum Elternhaus von Konrad war ein weiterer, schlimmer Albtraum. Auf der einen Seite der tote Sohn, auf der anderen Seite die un-



wissenden Eltern und ich dazwischen mit der Todesnachricht. Diese sechs Kilometer lange Fahrt war die schwerste und einsamste meines bisherigen Lebens. Was sage ich? Wie sage ich es? Wie beginne ich? Wen werde ich als erstes antreffen? Eine Menge Fragen rasten durch meinen Kopf, bis zum: „Ich kehre um. Ich kann es nicht!“ Jetzt wurde mir auch klar, wieso ich der zuständigen Polizeiinspektion Vollzug melden musste. Warum, wieso, wie auch immer. Ich weiß heute nicht mehr, wie ich es geschafft habe. Ich fuhr einfach weiter und stand dann irgendwann mitten auf dem Innenhof des Anwesens. Ich stellte den Motor ab und stieg aus dem Auto.

In diesem Moment betrat Konrads Mutter, aus einem Nebengebäude kommend, den Innenhof und sah mich. „Oh nein, das auch noch“, dachte ich. Bis zu diesem Moment hatte ich noch kein Wort gesprochen.

Sie blieb abrupt stehen und fing an zu zittern. Ich hatte den Eindruck, sie spürte etwas, war darauf gefasst, dass sich irgendetwas Schlimmes, Furchtbares ereignet hatte. Sie hatte Recht, konnte aber nicht ahnen, wie furchtbar es sie gleich treffen würde. „Konrad ist was Schlimmes zugestoßen.“ Zu mehr kam ich nicht. Aufschreiend brach sie vor mir zusammen. Eine weinende, wimmernde Mutter, die nach ihrem Sohn rief, und ich war so hilflos!

Irgendwoher kamen der Vater und einer seiner Brüder angerannt und halfen der Mutter. Sie fragten mich, was passiert ist. „Konrad ist bei einem Verkehrsunfall tödlich verunglückt.“



Meine Hilfe bestand dann nur noch darin den zuständigen Hausarzt zu informieren, denn Konrads Mutter brauchte unbedingt ärztliche Hilfe und die Zusage, dass ich alle weiteren, notwendigen Maßnahmen über die Dienststelle veranlassen werde.

Die Tage bis zur Beerdigung waren für uns nicht leicht. Die einzuleitenden und durchzuführenden Maßnahmen gemäß Vorschrift waren geprägt von der Trauer um unseren Kameraden und nahmen unsere gesamte Konzentration und Kraft in Anspruch. Angefangen vom Aufbrechen des Spindes bis zum Verpacken seiner dienstlichen Ausrüstung und Ausstattung, einschließlich seiner persönlichen Sachen. Wir hatten das Gefühl, wir packen mit jedem Gegenstand unseren Kameraden stückchenweise in die Kartons.

Die Beerdigung fand mit militärischen Ehren statt. Wir, seine Wallmeisterkameraden, trugen den Sarg zu Grabe. Viele ehemalige Kameraden, Vorgesetzte, Freunde und Bekannte begleiteten Konrad auf seinem letzten Weg. Nach den Trauerfeierlichkeiten kam unser Kommandeur zu mir und sagte: „Das haben Sie gut gemacht“. Ich fragte ihn daraufhin: „Haben Sie so eine Situation schon mal erlebt, Herr Oberst?“ „Ja.“ „Dann können Sie ja nachfühlen, wie es mir geht.“ „Ja, ich hätte Sie beim Überbringen der Nachricht gerne unterstützt.“ Der Kommandeur erzählte mir dann „seine“ traurige Geschichte, was er erlebte und was er fühlte. Ich stellte fest, dass es nur kleine Unterschiede zu meiner Geschichte gab und er mich sicher verstanden hatte und wusste, wie ich mich in diesem Moment fühlte.

Noch heute sind meine Gefühle und Gedanken von damals nur schwer in Worte zu fassen. Von einer Sekunde auf die andere war nichts mehr so, wie es einmal war.

An die einsame Fahrt mit der Todesnachricht, von mir zu Hause zu den Eltern, denke ich immer noch mit Grauen.

Mit den Erfahrungen würde ich sicherlich einiges anders machen und nicht ohne Unterstützung zu den Eltern fahren und die Botschaft nicht alleine überbringen.



Internationale Küche

In meinem ersten Auslandseinsatz, bei EUFOR in Bosnien, war ich als „Deputy Officer“ bei der Verpflegungsgruppe eingesetzt. Die gemischte Einheit bestand aus Franzosen, Spaniern, Italienern und Deutschen. Für die Absicherung des Lagers war eine marokkanische Einheit zuständig.

Die Besonderheit bestand darin, dass die Versorgungskompanie und auch die Teileinheiten des Versorgungselements aus den vier Nationen bestanden. Somit war ich Vorgesetzter von den drei mir unterstellten deutschen Soldaten sowie stellvertretender Teileinheitführer der multinationalen Verpflegungsgruppe. Konkret bestand sie aus sechs Franzosen, drei Italienern und zwei Spaniern. Da dies auch eine Art Pilotprojekt unter europäischer Führung war, wurde der Einsatz vom Sozialwissenschaftlichen Institut der Bundeswehr (SOWI) begleitet. Hier wurden die Herausforderungen des Alltags in Bezug auf Zusammenarbeit im multinationalen Bereich untersucht.

Die wahrscheinlich größte Herausforderung war die Sprache, beginnend mit den Kommandos beim morgendlichen Antreten, weiter beim „normalen“ Tagesablauf inklusive der Teileinheitführerbesprechungen bis hin zu den Anweisungen für die zivilen Ortskräfte, die in der Küche eingesetzt waren. Alles in Englisch.

Meine Sprachkenntnisse bestanden derzeit nur aus vagem Schulenglisch und gutem Fachfranzösisch. Allerdings ging es den meisten Soldaten der anderen Nationen ähnlich. Somit waren kleinere Missverständnisse und



Versprecher vorprogrammiert, trugen aber, aufgrund der geringen Tragweite, oft zur allgemeinen Erheiterung bei. Zu meinen täglichen Aufgaben gehörte das Führen der Soldaten meiner Teileinheit, die Kontrolle der Einhaltung von Hygienevorschriften, die Kontrolle der lokalen Ortskräfte, Kommissionierung der Lebensmittel, Übersetzung von Speiseplänen und Unterstützung des französischen Teileinheitführers. Zusätzlich war ich das Bindeglied zwischen dem nationalen Versorgungselement und der multinationalen Küche. Weitere tägliche Herausforderungen bestanden darin, alle Nationen mit ihren Eigen- und Gewohnheiten unter „einen Hut“ zu bringen. Zum Beispiel können die Auffassung von Pünktlichkeit, Disziplin und Verantwortungsbewusstsein sich stark unterscheiden. Die Kunst bestand darin, eine Art der Kommunikation zu praktizieren, die Sprache mit Gestik, Mimik, manchmal auch Skizzen oder Zeichnungen verband. Zusätzlich konnte man sich ein wenig Respekt verschaffen, indem man zum Beispiel „Smalltalk“ oder Grüße in der jeweiligen Landessprache formulierte. Erforderlich war ebenfalls die Kenntnis über die ausländischen Dienstgradabzeichen.

Im Juli erteilte uns der Auftrag, das Buffet für den französischen Nationalfeiertag zuzubereiten und zu gestalten. Die Zubereitung und Herrichtung der verschiedenen Speisen war, aufgrund der unterschiedlichen Ausbildungsstandards sehr aufwändig zu organisieren. Ebenso hielt ich es aus „taktischen Gründen“ für angebracht, mehr Zeit einzuplanen, um den manchmal auftretenden landestypischen Verspätungen beziehungsweise dem et-



was zu lockerem Umgang mit Aufträgen entgegen zu wirken. Damit waren wir letztlich im richtigen Timing. Das Buffet übertraf bei weitem alle Vorstellungen. Der gemeinsame Erfolg, welcher durch das Feedback der gesamten Truppe bestätigt wurde, vermochte die eigentlich so unterschiedlichen Charaktere und Nationen, mit all ihren Eigenheiten und Gebräuchen, zu einer leistungsfähigen und vor allem leistungswilligen Teileinheit zu formen. Das erleichterte im Nachhinein die Erfüllung der Aufträge ungemein und förderte auch den Kontakt in der Küche. Somit war eine Kameradschaft entstanden, die mit Vorträgen nie hätte erreicht werden können. Ebenso profitierten wir als Vorgesetzte dieser „bunten“ Truppe davon. Auch das Ansehen bei Soldaten, mit denen man dienstlich nicht direkt zu tun hatte, war seit diesem Tag gestiegen.

Abschließend kann ich für mich sagen, dass diese Tätigkeit in fast zehn Jahren Dienstzeit wohl den interessantesten, aber auch ungewöhnlichsten Teil darstellte. Den eigenen Prinzipien treu zu bleiben war ebenso wichtig, wie eine gewisse Offenheit und Toleranz den anderen Nationen gegenüber. Dies macht interkulturelle Kompetenz aus. So wird man als Vorgesetzter akzeptiert und kann sicher in jedem Umfeld handeln. Eine Erfahrung im multinationalen Bereich, der in Zukunft noch mehr an Bedeutung gewinnen wird, kann ich immer wieder empfehlen. Anerkennung auch von Vorgesetzten anderer Nationen zu bekommen, bestätigt nicht nur den eigenen Erfolg, sondern trägt auch zum Ansehen des eigenen Landes bei.



Wir hatten doch keine Bilder im Kopf!

Nur langsam senkte sich die Sonne auf den Sodenberg hinab und verlor so von ihrer sengend heißen Kraft. Wir hatten das Sommerquartal in unserer Grundausbildungskompanie. Es war gerade 16:30 Uhr, als meine Gruppenführer zur Dienstplanbesprechung einrückten. Feldweibel B. und die drei Fahnenjunker S., T. und W. nahmen im Dienstzimmer Platz und stellten Schreibbereitschaft her.

Im dritten Quartal hatten wir die Regelung, dass uns Fahnenjunker im Praktikum als Gruppenführer und Oberfähnriche als Zugführer unterstützten. Dies gewährleistete zum einen den Erholungsurlaub in einer Grundausbildungskompanie und zum anderen praktische Übungsmöglichkeiten für die jungen Offizieranwärter. So hatte ich an diesem Dienstagabend meinen Gruppenführer und die drei im Praktikum übenden Fahnenjunker zur Dienstbesprechung für die nächste Woche im Dienstzimmer sitzen. Noch vom Schweiß des Tagesdienstes gezeichnet, gab ich die Punkte aus der Teileinheitführerbesprechung an die Männer weiter und kam dann zum Dienstplan.

Es war die Woche des letzten Übungslagers. Die Gruppenführer bekamen für das Biwak Aufträge zur Vorbereitung der Ausbildungen Feuerkampf und Streife. Die Handzettel waren bis Freitag zum Dienstbeginn vorzulegen.

Die nächsten Tage vergingen, ohne dass die Fahnenjunker bei mir oder dem Feldweibel Fragen zur Ausbildung gestellt hätten. Umso mehr wunderte es mich, dass am Freitagmorgen ausschließlich vom Gruppenführer beide



Ausbildungen in Schriftform vorbereitet waren. Die drei Fahnenjunker hatten lediglich die Handzettel zur Feuerkampfausbildung abgegeben.

Als der Chef seine Wochenendbelehrung abgeschlossen hatte und jeder mit seinen Gedanken schon im Wochenende war, befahl ich dem Feldwebel B. den Zug zu übernehmen und ins Wochenende wegtreten zu lassen. Die drei Fahnenjunker ließ ich einrücken. Von den Gruppenführern ließ ich mir noch mal den Auftrag wiederholen. Nach einer Weile betroffenen Schweigens und bohrenden Blicken auf den Fußboden, offenbarten sie mir, dass sie mit der Ausbildung „Streife“ nichts anfangen konnten. Keiner von ihnen hatte brauchbare Bilder im Kopf, wie eine solche Ausbildung in der Praxis aussehen könnte. Auf die Frage, ob sie eine solche Ausbildung noch nie gehalten hätten, sagten sie nur: „Ja schon, aber alle bekamen auf die Streifenausbildung eine fünf und der Ausbilder hatte letztendlich nicht erklärt, wie er sich eine solche Ausbildung vorstellte.“

Nun hatten die jungen Ausbilder keine wirkliche Vorstellung von dem, was sie tun sollten und auch aus den Vorschriften konnten sie nichts Erschöpfendes herauslesen. „Wenn man keine eigenen Erfahrungen und keine Bilder im Kopf hat, ist es schon schwierig, mit bloßer Phantasie eine solche Ausbildung lebendig zu gestalten“, sagte ich den Gruppenführern. „Wenn Ihnen also in Zukunft die geeigneten Bilder im Kopf fehlen, so fragen Sie jemanden, der die Bilder kennt, das heißt, der solche Erfahrungen schon selbst gemacht hat.“ Mit meinen Vorstellungen einer solchen Ausbildung entließ ich die Fahnenjunker ins Wochenende und forderte für



Montagsmorgen erneut einen Handzettel. Dass die jungen Soldaten keine Bilder im Kopf hatten, war für mich nicht so sehr verwunderlich, aber dass auch ihr Ausbilder, ein Hauptfeldwebel, außer einer schlechten Zensur keine Bilder an die Lernenden weitergegeben hatte, hat mich schon irritiert!

Dann war der Tag des Übungslagers gekommen und die Kompanie verlegte bei anhaltend gutem Wetter ins Biwak. Dank der hohen Führerdichte verlief der erste Tag sehr routiniert. Die Plätze der Gruppen waren sauber und ordentlich, die Zelte vernünftig abgespannt und trotz der milden Temperaturen hatten die Gruppenführer in jedem Zelt eine Lagerstätte anlegen lassen. Am Nachmittag war der Bataillonskommandeur zur Dienstaufsicht gekommen. Bei der Ausbildung Feuerkampf sah er die Stellung des Maschinengewehrs, das frontal von zwei starken Buchen gedeckt war, flankierend vor die Gruppe wirken konnte und als „Schweigewaffe“ eingesetzt war. Der Maschinengewehrschütze hatte die Mittelunterstützung gewählt und den Bereitschaftsgrad „Klar zum Gefecht“ hergestellt. Als dann noch der Unteroffizier R. im Pausengespräch die Funktionen des Kombinationswerkzeuges bei der Störungsbeseitigung am Maschinengewehr erklärte, war der Kommandeur offensichtlich zufrieden. Mir war klar, dass er hier in 15 Minuten so viele Details gesehen hatte, dass er sich um die Tiefe der Ausbildung keine Sorgen machen musste. Nach dem Abendessen begann die Ausbildung Streife. Es hat sich eine gewisse Neugierde in mir breit gemacht, wie nun die Fahnenjunker meine Bilder in die Ausbil-



dung umgesetzt hatten. Dennoch wollte ich den Ausbildern Zeit lassen, bis die Streifenausbildung angelaufen war. Mit den anderen Unteroffizieren saß ich am Zuggefechtstand und hatte die spärlich zugewiesene Leucht- und Signalmunition auf die Gruppen verteilt. Die Unteroffiziere sollten bei eingeschränkter Sicht die Fahnenjunker bei der Ausbildung unterstützen. Vorsorglich wies ich noch mal auf die besonderen Sicherheitsbestimmungen im Umgang mit der Signalpistole hin. Meine Erklärungen umfassten die nicht vorhandene Sicherung der Waffe sowie die Tatsache, dass es für die Signalpistole keine Exerzier-, Manöver- und Übungsmunition gibt und die Waffe bei Ausbildung und Übung genauso verwendet wird wie im Einsatz. „Wo kann man etwas über die Signalmunition nachlesen?“ fragte ich die Gruppenführer. Unteroffizier R. erinnerte sich an die Ausbildung im letzten Quartal. Er antwortete, es stehe in der ZDv 3/20 im Anhang. Auf die Frage, welche Munition bei einem Feuerüberfall zum Beleuchten einzusetzen ist, konnte Unteroffizier R. wieder antworten. Es sollte zunächst eine Einsternmunition verschossen werden, weil diese Munition sofort Licht bringt, während ein Fallschirm erst nach einigen Sekunden am Gipfelpunkt seinen Leuchtsatz ausstößt und erst dann Licht zum Schießen bringt. Des Weiteren sollte man nach Möglichkeit immer bei den Farben bleiben und nicht mischen, da sich das Auge umgewöhnen muss. Unteroffizier R. hatte meine Pausengespräche aus dem letzten Quartal in Erinnerung behalten.

Nun ließ ich jeden Unteroffizier noch einmal in die Kisten greifen und mir sagen, um welche Farbe und Art es



sich bei der gezogenen Munition handelte. Von den neuen Unteroffizieren konnte mir das keiner sagen. Wiederum erklärte Unteroffizier R.: „Man muss sich hier die Eselsbrücke mit dem Ampelprinzip merken. Fährt man mit dem Daumen über den Hülsenboden und die Riffelung läuft ringsum, so lässt es sich schlecht über den Hülsenboden fahren. So ist es auch bei einer roten Ampel. Halbgeriffelt steht für gelb und weiß, wobei die gelbe Patrone sich durch einen phosphoreszierenden Leuchtring von der weißen unterscheidet. Und um den grünen Hülsenboden lässt es sich gut ringsum fahren, er besitzt keine Riffelung.“ Jetzt wollte ich wissen, wo dieses Prinzip der Markierungen bei der Bundeswehr noch Anwendung findet. Da mir diese Frage niemand beantworten konnte, ließ ich die Gruppenführer die Taschenleuchten auspacken und fragte: „Rot rechts, grün links, oder ist es umgekehrt?“ Die Gruppenführer hatten verstanden! Und wenn sie auch die Wichtigkeit dessen im Einsatz noch nicht abschätzen konnten, so war mir gewiss, das sind Erfahrungen, die sie weitergeben werden. Die anschließende Streifenausbildung verlief ganz nach meinen Vorstellungen, zumal sich die Fahnenjunker selbst gut eingebracht hatten. Ich war mir sicher, sie hatten jetzt einige „Bilder im Kopf“.

Jeder Führer lernt, die Nichtdurchführbarkeit eines Auftrags sofort zu melden. Junge Ausbilder lernen von ihren erfahrenen Vorgesetzten! Praxis ist durch nichts zu ersetzen. Ausbildung muss wieder mehr als das „Produkt“ gesehen werden, das es herzustellen gilt. Dafür sind dem Ausbilder die geeigneten „Mittel“ zur



Verfügung zu stellen. Vor allem aber die Zeit, eine solche Ausbildung vernünftig vor- und nachzubereiten. Eine Endkontrolle des „Produkts“ Ausbildung muss weiterhin auf hohem Niveau stattfinden.

Die Thematik der Grundausbildung wurde hier bewusst gewählt, da bei diesem Beispiel jeder einen umfassenden Einblick hat. Solche Erfahrungen, die heutige Ausbildungsqualität betreffend, existieren in allen Bereichen. Es liegt nicht an den jungen Soldaten, sondern an uns Vorgesetzten, eine qualitativ hochwertige Ausbildung zu ermöglichen.



Der Bergeinsatz

Montag, kurz vor 12:00 Uhr, endlich wieder ein sonniger Tag. Ich bin Schirrmeister in einem Panzergrenadierbataillon. Gerade schaue ich aus dem Fenster meines Büros im ersten Stock in den technischen Bereich des Instandsetzungszuges. Viele Hallentore sind offen, noch wird überall geschraubt, man kann bei der Instandsetzung förmlich zuschauen. Meinem Büro gegenüber befindet sich die Bergegruppe mit vier Bergepanzern Standard und einem Autokran. Auch dort wird gerade der letzte Übungsplatzaufenthalt nachbereitet. Gleich wird es ruhiger werden, die Mittagspause ist längst fällig. Aber es sollte anders kommen.

Das Telefon klingelte und der S 3-Stabsoffizier war dran: „Wir müssen Amtshilfe leisten. Ein Lkw hat sich festgefahren, die zivilen Abschleppunternehmer schaffen das nicht. Sie haben freie Hand, der technische Stabsoffizier ist informiert, die Polizei holt Sie gleich ab, melden Sie sich zwischendurch, danke“, lautete sein kurzer Befehl.

Jetzt musste alles schnell gehen, bevor die Männer zum Mittagessen verschwunden wären. Ich informierte den Instandsetzungszugführer, die Wartung und den Bergetrupp. Bereits nach wenigen Minuten trafen wir uns im Hof zur Lageinformation. Kaum hatte ich angefangen, kam auch schon ein Polizeifahrzeug angefahren. Nach kurzer Begrüßung schilderte uns der Polizist die Lage vor Ort.

Demnach hatte sich bereits am Freitagnachmittag ein Tanklastzug mit rund 25 Tonnen flüssigem Sauerstoff



derart verfahren, dass er sich in einer Gartenhaussiedlung festgefahren hatte und inzwischen umzustürzen drohte. Der Aushilfsfahrer hatte erst heute Morgen seiner Firma das Missgeschick über Telefon mitgeteilt, die dann Hilfe schickte. Aber auch der große Dreiachser Abschleppwagen fuhr sich fest. Nichts ging mehr. Für uns hieß das „volles Programm“. Für den Weg zum Einsatzort hatten wir keinen Marschkredit, auch war mir die Brückentragfähigkeit nicht bekannt. Aber der Polizist sagte, es wäre alles machbar und in Ordnung. Er würde vorfahren und uns den Weg freimachen.

Und schon ging es los. Polizei mit Blaulicht vorneweg, dahinter ich mit meinem Funk-WOLF, der Bergepanzer und zum Schluss die Wartung mit den aktivierten Rundumleuchten. In recht flotter Fahrt folgten wir dem Polizeifahrzeug. Vielleicht hätten wir doch eine Höchstgeschwindigkeit ausmachen sollen. Niemals hätte ich mir träumen lassen, am Kurzentrum, zwischen Golfplatz und Trimm-dich-Pfad, durchzufahren. Auf dem Weg dahin gab es auch noch einen Auffahrunfall zweier uns entgegenkommender Zivil-Pkw, mit Blechschaden. Der hintere Fahrer hatte wohl noch nie einen Bergepanzer gesehen und war aufgefahren. Wir hielten nicht an, unser Polizist gab Zeichen und forderte über Funk Verstärkung an. Kurz darauf stoppten wir oberhalb des Einsatzortes auf einem Parkplatz, ließen dort Bergepanzer und Wartung stehen und fuhren mit der Besatzung im Geländewagen der Polizei zum Lkw.

Es ging durch die Kleingartensiedlung, kurvig und eng bergab. Links und rechts des einspurigen, geteerten Weges sah man die Reifenabdrücke des Lkw. Wie konnte



hier ein 40-Tonnen Sattelzug durch und warum ist er immer weiter gefahren? Die wenigen Ferienhausbesitzer standen auf ihren Grundstücken und schauten skeptisch, was da wohl kommt. Angekommen an der Einsatzstelle, einer nassen Wiese, direkt am Hang zum Rheintal runter, standen der Sattelzug, eine Zugmaschine mit Hänger und der Abschleppwagen davor, bis auf die Achsen versunken.

Es folgte eine kurze Vorstellung aller Beteiligten, die Schilderung dessen, was schon versucht wurde, Absprachen und Sichten, wo das Bergeseil angeschlagen werden könnte und wie weiter vorgegangen werden sollte.

Im Polizeifahrzeug wurde die Besatzung wieder hochgefahren, um den Bergepanzer zu holen. Die Wartung sollte vorfahren und an den Engstellen beim Einweisen helfen. Ich zog derweil mit meinem Kraftfahrer alle Gleitschutzketten an unserem WOLF auf. Mehrere Autos der Anwohner standen noch in der Gefahrenzone, die bereits gut verschlammt war. Die Autos kamen aus eigener Kraft nicht mehr weg, wir halfen beim Rausziehen. Jetzt brauchten wir Platz, viel Platz. Der Bergepanzer war zu hören, kam aber nicht näher. Ich ging hin, um zu schauen, woran es lag. Ich hatte eine super Besatzung dabei, aber der Weg war offenbar zu schmal für uns. Erneut musste die Polizei her, um mit den Anwohnern zu klären, was wir machen müssen und wer den Schaden zahlt. Bäume standen im Weg, wir waren zu breit, die Kurven zu eng, die Bäume mussten gefällt werden.

Also die bordeigene Kettensäge raus geholt und Platz geschaffen. Inzwischen kamen auch schon die ersten Schaulustigen und Wanderer hinzu, aber auch ein Mitar-



beiter der Spedition des Lasters, die Presse und der örtliche Polizeichef.

Rund eine Stunde später stand der Bergepanzer zum ersten Mal bereit, den Abschleppwagen mit dem Abschleppseil rauszuziehen. Leicht war es nicht. Die Ketten setzten sich zu und fingen an durchzudrehen, aber es gelang im ersten Anlauf. Nun hieß es, die Ketten des Bergepanzers frei zu fahren, damit sie wieder richtig fassen konnten. Also mit Geschwindigkeit die Zufahrtsstraße rauf und runter. Dann ein neuer Anlauf zum Sattelzug.

Es wurde Zeit für einen Anruf in der Kaserne, um den Zwischenstand zu melden. Vorsorglich bat ich, einen weiteren Bergepanzer fertig zu machen und uns weitere Abschleppbolzen und Seile zu bringen.

Im Beisein des Spediteurs und des Fahrers suchten wir einen Anschlagpunkt an der Zugmaschine, der kräftig genug war, standzuhalten. Dazu wurde beschlossen, den verflüssigten tiefgekühlten Sauerstoff, immerhin fast 25 Tonnen, kontrolliert abzulassen. Die Umgebung würde zwar für eine Weile vereist sein, aber immer noch besser und billiger, als den Lkw samt Sattelanhänger zu beschädigen.

Nachdem der erste Versuch mit dem Bergepanzer im direkten Anhängen gescheitert war, blieb nur der Einsatz der Bergewinde übrig. Leider auf große Entfernung, da es zum befestigten Weg doch recht weit war. Der erste Abschleppbolzen war bereits krumm, die Stoßstange auch schon leicht verformt und nach vorne gestreckt. Beim Anziehen der Windenseile gab eine ganze Baumreihe auf einem der Grundstücke nach. Ich gab deshalb



die Kommandos aus sicherer Entfernung über Funk. Ganz langsam kam der Lkw näher und endlich frei. Es war geschafft, wir konnten abbauen. Erneuter Anruf in die Kaserne, mit der Meldung: „Alles in Ordnung.“

Wir packten alles ein, fuhren wieder hoch zu dem kleinen Parkplatz und sichteten erst mal die Fahrzeuge. Inzwischen waren mehrere Stunden vergangen. Hunger und Durst machten sich breit. Nach einer kräftigen Brotzeit stellten wir Marschbereitschaft her. Man bedankte sich bei uns und tauschte noch Adressen für die Rechnungen aus. Wir wurden zur Kaserne, der Lkw zum TÜV begleitet, wo eine größere Untersuchung auf Schäden anstand.

Als „weiteres Ergebnis“ haben wir tiefe Spuren, gefällte und beschädigte Bäume, kaputte Zäune sowie viel, viel Schlamm „hinterlassen.“ Irgendwie sah es aus wie auf der Schießbahn 35 in Baumholder nach einem Gefechtstag.

Ich meldete mich bei meinen Vorgesetzten zurück und schrieb den Einsatzbericht. Nur gut, dass sich keiner verletzt hatte – meiner guten Mannschaft sei Dank.

Am Ende kamen wir mit Bild in die hiesige Tageszeitung. Der Einsatz wurde unter Ausbildung verbucht und wir hatten ein Erlebnis mehr, das nicht zu schnell vergessen wird.



Gefährliche Routine

Ich war als Oberfeldwebel in einem Instandsetzungsbataillon stationiert und habe vom Hauptgefreiten bis zum Oberfeldwebel viele, viele Wachdienste in den verschiedensten Positionen geleistet.

Nun war ich schon zum zwanzigsten oder dreißigsten Mal der Offizier vom Wachdienst (OvWa), hatte einiges an Erfahrung und somit auch viel zu vermitteln. Jede Wachbelehrung überschritt die vorgesehene Zeit deutlich. Dies lag aber daran, dass es Mängel in der Ausbildung der Soldaten gab. Die Punkte auf meiner Belehrungsliste konnte ich nur mühsam abarbeiten. Einer der wichtigsten Punkte war dabei das Standardalarmverfahren, auf dem die restlichen, spezifischen Alarmverfahren basieren. Dies hat einen Großteil der Zeit in Anspruch genommen. Die eigenen Soldaten sagten immer: „Der Oberfeldwebel bringt uns immer mehr bei, als die anderen. Wir fühlen uns zum ersten Mal auf unseren Dienst gut vorbereitet“ oder „... es ist gut zu wissen, dass der Chef Plan hat und es weitergibt“. Die anderen sagten: „Der Oberfeldwebel spinnt! So'n Mist braucht keiner. Soll nicht immer alles so ernst nehmen, es passiert eh nix!“ Ich konnte dazu nur sagen: „Was tun wir, falls etwas passiert?!“

Als ich eines Tages zum Dienst komme, ist in der Kaserne bereits helle Aufregung! Was war passiert? Die Polizei war vor Ort, Autos wurden von der Wache beim Rausfahren komplett durchsucht, Wachverstärkung, abgesperrter Technischer Bereich und so weiter.



Ich gehe zu meiner Kompanieführung und frage, was los ist. Die Waffenkammer unserer Instandsetzung im Technischen Bereich wurde in der Nacht von Freitag auf Samstag aufgeschweißt! Es wurden neun Gewehre G 36 entwendet.

Später erfuhr ich, dass der Vorfall erst am Sonntag bekannt geworden war. Das war meiner Meinung nach der Grund dafür, warum man nur zwei der neun Gewehre später im Dortmund-Ems-Kanal wieder gefunden hatte. Warum funktionierte unser Wachsystem nicht? Die Einbruchmeldeanlage hat wohl versagt. Nein! Es saßen weder der Wachhabende, noch der stellvertretende Wachhabende an ihrem Platz! Dort saß ein Gefreiter im vierten Dienstmonat. Der quittierte den Alarm und meldete ihn etwa zehn Minuten später dem Wachhabenden, da ihm wohl niemand gezeigt hatte, was er zu tun hat. Es passiert ja eh nix! Beide Wachvorgesetzte schliefen, denn es passiert ja eh nix! Der Wachhabende meldete es dem OvWa. Der sagte wohl nur: „Ruft den Unteroffizier vom Dienst (UvD) an, der soll schauen!“ Denn es passiert ja eh nix, nur ein Fehlalarm, wie immer, bestimmt! Es wurde nicht einmal die Wache in Alarm versetzt. Ich habe es „live“ von den Beteiligten mitbekommen und war entsetzt. Zum Glück waren es nicht meine Leute, dachte ich nur.

Dieser lapidare Satz „Es passiert ja eh nix“ hat dazu geführt, dass nicht unverzüglich gehandelt wurde und somit die neun Gewehre G 36 unbehelligt entwendet wurden. Die Verantwortlichen wurden selbstverständlich zur Rechenschaft gezogen. Der Verlust der Waffen war für mich jedoch das Schlimmste.



In meinen folgenden Wachbelehrungen saßen oftmals Soldaten, die mir mit diesem Satz kamen. Ich fragte sie dann, ob denn wieder „eh nix“ passieren würde. Keine Antwort und ein Lächeln von mir. Keiner in den folgenden Wachen sagte diesen Satz mehr. Die meisten fingen sogar an Fragen zu stellen wie: „Was mache ich denn, wenn ...“ oder „... kann ich mit diesem Alarmweg nicht schneller reagieren?“

Die Lehre, die ich daraus ziehe, ist folgende: Sage niemals, dass eh nie was passiert! Lerne aus dem, was dir selbst und anderen widerfahren ist und bilde so aus beziehungsweise führe so, dass du gut gerüstet bist, wenn etwas passiert!



Denken – Drücken – Sprechen

In meiner langjährigen Erfahrung als Fernmelder habe ich allzu oft eine Unterschätzung der Fernmeldeausbildung bemerkt. Diese Problematik kann gerade im Auslandseinsatz schwerwiegende Folgen haben.

Hierzu einige persönliche Eindrücke, gerade aus dem Auslandseinsatz in Afghanistan, wo ich zuletzt von November bis März im Einsatz war. Dort war es mein Auftrag, die bewegliche Befehlsstelle des Commander Regional Command (COM RC) NORTH zu leiten. Da ich viel mit der Quick Reaction Force (QRF), den gemischten Aufklärern und der Schutzkompanie in Kunduz zu tun hatte, wusste ich, wie wichtig taktische Funkgespräche und formgebundene Funksprüche, gerade in einem Einsatzland wie Afghanistan, sind.

Hierbei fiel mir bei den Einsätzen im Raum Kunduz immer wieder auf, wie nervös und ängstlich Gruppenführer bei ihren Funksprüchen klangen. Es kam öfter vor, dass nicht zusammenhängende und sinnlose Lagemeldungen über Funk durchgegeben wurden. Ganz nach dem Grundsatz: Entweder man meldet gar nicht, oder alles! Dieses ist im Wesentlichen auf eine unzureichende Fernmeldeausbildung zurückzuführen. Natürlich sind die erhöhten Belastungen, die eine Patrouille in potenziell feindlichem Gebiet mit sich bringen kann, zu berücksichtigen. Aber gerade in solchen Situationen muss der verantwortliche Führer in der Lage sein, eine schnelle, kurze und aufschlussreiche Meldung über Funk abzusetzen.



Ein Fall ist mir besonders in Erinnerung geblieben: Als wir im Raum „Maymahne“ mehrere Tage operierten und am zweiten Tag bei der Nachtpatrouille ein DINGO in einem Flussbett auf die rechte Seite kippte, haben wir nur die Meldung erhalten: „Sind umgekippt, können Auftrag nicht mehr weiter fortsetzen.“ Hierbei fehlten natürlich sämtliche Grundsätze: Wo ist es passiert? Verletzte? Schäden am Fahrzeug? Wird Hilfe benötigt? Da nach diesem Funkspruch keine weitere Verbindung zustande kam, wurde sofort die Eingreifreserve alarmiert und zur vermuteten Unfallstelle entlang des Patrouillenweges in Marsch gesetzt. Auch der zweite DINGO konnte über Funk nicht erreicht werden. Kurz bevor die Eingreifreserve ausrücken sollte, hatten wir wieder Verbindung zu den beiden Fahrzeugen. So konnten wir weitere Informationen abfragen und ihnen auch nahe bringen, dass ein Funkgerät immer besetzt sein sollte. Dabei kam heraus, dass kein Personenschaden entstanden ist, der zweite DINGO das umgekippte Fahrzeug bergen und zur Forward Operation Base (FOB) zurückschleppen konnte. Deshalb wurden letztendlich nur zwei zusätzliche DINGOS zur Sicherung angefordert.

Wäre hier sofort eine richtige Meldung abgesetzt worden (Wo, Wann, Wer, Wie, Was) und der Funk besetzt geblieben, hätte keine Alarmierung der Einsatzreserve stattfinden müssen. Auf die Fernmeldeausbildung ist großen Wert zu legen. Der militärische Führer und seine Soldaten sollten die Grundsätze der Fernmeldebetriebssprache und des Meldewesens gerade im Einsatz und Gefahrensituationen drillmäßig beherrschen.



Der Vorgesetzte als Bezugsperson

Als junger Feldwebel war ich als stellvertretender Zugführer in einem Wieselzug TOW (Panzerabwehrlenkflugkörper) eingesetzt. Der Zug hatte eine Stärke von vierzehn Soldaten, darunter zehn Grundwehrdienstleistende. Bei dieser Zugstärke war natürlich Kameradschaft und gegenseitige Unterstützung stark ausgeprägt. Wir betrachteten uns als „kleine Kampfgemeinschaft“. Anfang August war mein Zugführer für einen längeren Zeitraum auf Lehrgang und unser Kompaniechef beauftragte mich mit der Führung des Zuges. Ich freute mich auf diese Aufgabe.

Am Morgen kam der Obergefreite S. auf mich zu und sagte, er müsse dringend mit mir unter vier Augen sprechen. Ich stimmte selbstverständlich zu und bat ihn in mein Büro. Obergefreiter S. schilderte mir unter Tränen seine private Situation. Er steckte mittendrin im Drogensumpf. Es verging seit Monaten kein Tag ohne den Konsum von Drogen. Dieses intensive Gespräch zwischen uns beiden dauerte mehrere Stunden. Mir war klar, dass es ein Hilferuf war. Mein Entschluss stand fest: Meldung an den Kompaniechef. Dennoch versprach ich S., ihn jederzeit nach besten Kräften zu unterstützen.

Am nächsten Tag fuhr ich mit S. zu seinen Eltern, die bis dahin nichts von den Problemen ihres Sohnes wussten. Wir suchten das offene Gespräch.

Einen Tag später stellte sich S. beim Truppenarzt vor. Auch dahin begleitete ich ihn. Der Truppenarzt überwies ihn zu einem Facharzt. Auch hier war es für mich selbstverständlich, dem Soldaten beizustehen und ihn zu un-



terstützen. Ich wurde für den Obergefreiten S. innerhalb weniger Tage zu einer festen Bezugsperson. Der Facharzt verordnete umgehend eine mehrwöchige Entziehung.

Im Dezember stand S. mit seinen Eltern vor meinem Büro. Er sagte unter Tränen, dass er seit August völlig frei von Drogen sei, und dass er es ohne meine Hilfe vermutlich nicht geschafft hätte.

Dieses Erlebnis war auch für meine weitere persönliche Entwicklung ausschlaggebend. Ich gehe seit diesem Zeitpunkt offener und direkter mit meinen Untergebenen um. Ich suche so oft wie möglich das Gespräch, um Probleme frühzeitig zu erkennen und meine Hilfe anzubieten.

Das offene und direkte Gespräch schafft Vertrauen, auch schwierige Situationen inner- und außerhalb des Dienstes zu meistern.



Kontrolle!

Ich bin eingesetzt als Zugschiedsrichter im Übungszentrum Infanterie und schwerpunktmäßig für die Zugführer zuständig. Ich bin mitverantwortlich für die Ausbildung auf Zugebene, überwache den Übungsverlauf und liefere Beiträge zu den Auswertungen der Kompanieschiedsrichter. Nachfolgend ein Beispiel aus meiner Tätigkeit während einer Einsatzübung mit dem Thema: „Die verstärkte Infanteriekompanie im Jagdkampf“.

Bei den Vorbereitungen der Operation in der Kaserne gibt es für die eingeteilten Führer viel zu tun. Das Umsetzen der Befehle auf Zug- und Gruppenebene, das Vorbereiten der Befehlsausgaben und die Überprüfung der persönlichen Ausrüstung (zum Beispiel Rucksäcke). Es ist circa 09:30 Uhr. Der Zugführer hat die Befehlsausgabe zweckmäßig durchgeführt. Durch seine visuelle Aufbereitung der Befehlsausgabe, das Nutzen von Luftbildern, Karten und Fotos, wird der Auftrag allen Soldaten des Zuges klar. Durch Zuhilfenahme eines kleinen Geländesandkastens und kleiner, einlaminiertes taktischer Zeichen „spielt“ er einzelne Phasen des Sickers, des Beziehens des ersten Verstecks sowie einen möglichen Handstreich in den einzelnen Phasen durch. Schnell wird den Soldaten klar, dass es eine umfangreiche Operation ist und es auf jeden einzelnen ankommt! Besonderen Wert legt der Zugführer in seiner Befehlsausgabe auf die Selbst- und Kameradenhilfe sowie einen möglichen Abtransport von Verwundeten. Die Soldaten merken auf einmal, dass der eine oder andere in einem realen Einsatz vielleicht nicht lebend zurückkommen



würde. Ich beobachte Soldaten, die sich über den letzten Übungsdurchgang, vor circa einem Jahr, unterhalten. Der eine sagt: „Ich bin während der Übung insgesamt dreimal ausgefallen“ und lacht dabei. Ein zweiter erzählt stolz, er wäre nur einmal schwer verwundet gewesen, ausgefallen wäre er nie. Er sagt des Weiteren, dass er nicht verstehen kann, wieso man es lustig finde, dass man insgesamt dreimal ausgefallen sei. Es macht sich Nervosität breit, die Soldaten machen sich auf einmal Gedanken über das, „was wäre, wenn!“

Ich gehe später noch einmal in den Bereich des Zuges und überprüfe stichprobenartig die Rucksäcke der Soldaten, befrage sie nach Inhalten aus der Befehlsausgabe (zum Beispiel Erkennungszeichen, Marschziel und so weiter) und überprüfe einige Marschskizzen. Deshalb nur einige, weil nicht jeder Führer und Soldat eine Skizze angefertigt hat. Befohlen wurde in der Befehlsausgabe: „Alle Gruppen- und Truppführer sowie je ein weiterer Soldat in jeder Gruppe erstellen Marschskizzen!“ Ich dachte noch: Ob das gut geht? Wenn schon jetzt ein einfacher Befehl nicht durchgesetzt wird, was mag wohl später daraus folgen? Wo bleibt die Kontrolle des Zugführers, vor allem aber die Kontrolle der Gruppenführer?

Ich gehe nochmals zu einem Soldaten und frage ihn, wie er seinen Rucksack gepackt hat und durch wen dieser kontrolliert wurde. Der Soldat erwidert mir lediglich: „Herr Hauptfeldwebel, ich bin alt genug und lange genug dabei und außerdem vertraut mir mein Gruppenführer!“ Soso, denke ich noch – sein Dienstgrad ist Hauptgefreiter und er befindet sich im dritten Dienstjahr! Ich



spreche den Gruppenführer, im Dienstgrad Feldwebel, darauf an und frage ihn, ob er denn die Rucksäcke seiner Soldaten nicht überprüfen will. Er sagt mir daraufhin, dass seine Soldaten, insbesondere der Hauptgefreite, einsatzerfahren sind, er sich zu 100 Prozent auf sie verlassen kann und er deshalb keine Kontrolle durchführen muss. Ich schreibe mir diese Punkte in ein kleines Buch, welches ich ständig in meiner Beintasche mitführe. Der eine oder andere Punkt kann später in die Auswertung mit einfließen. Dies ist wichtig für die Nachbereitung des Zuges!

Mittlerweile ist es gegen 19:00 Uhr, die Kompanie macht sich fertig zum Verlegen in den Einsatzraum. Letzte Maßnahmen werden abgeschlossen und die Kompanie gewinnt mit Hubschraubern ihren Absitzraum.

Das Absitzen funktioniert reibungslos. Es wird kurz orientiert, der erste Trupp, als Sicherung voraus, marschiert los. Bereits nach circa zwei Kilometern bricht ein Soldat zusammen, der Rucksack wiegt knappe 36 Kilogramm. Es ist genau der Soldat, der nach eigener Aussage „alt und erfahren genug ist“, genau derjenige, dessen Rucksack durch seinen Gruppenführer nicht überprüft wurde, da er „lange genug dabei ist“ und man ihm ja vertrauen kann. Die Ausrüstung wird auf andere Kameraden aufgeteilt und der Marsch wird fortgesetzt. In der Nacht erreicht die Kompanie eine Freifläche. Über diese hinweg will die Kompanie sickern, um in das gegenüberliegende Waldstück zu gelangen. Die ersten Trupps marschieren aufgelockert los. Starker Nebel erschwert das Orientieren, aber es funktioniert reibungslos. Irgendwann



marschiere ich mit einem Trupp los, der Trupp hinter mir unterhält sich am Waldrand, dabei ist auch der Gruppenführer. Ich wundere mich noch, da keiner dieser Soldaten aufmerksam ist und Verbindung zu uns hält. Wir verschwinden im Nebel und die Verbindung zu den Restteilen der Kompanie bricht ab. Ich hole mein kleines Buch hervor und notiere mir „Verbindung halten“!

Der Gruppenführer hat nach einiger Zeit gemerkt, dass die Verbindung unterbrochen ist und marschiert einfach drauf los (ein anderer Schiedsrichter begleitet ihn und informiert mich später). Er verliert die Orientierung und marschiert direkt in eine kleine Ortschaft, was eigentlich ein Abbruchkriterium ist. Dort versucht er sich neu zu orientieren, was allerdings misslingt. Der Zugführer eines anderen, hinter ihm marschierenden Zuges, nimmt Verbindung mit ihm auf und übernimmt die Führung der restlichen Kräfte aus der Ortschaft heraus in Richtung Waldstück, wo bereits die Kräfte der Kompanie, dabei auch der Kompaniechef, warten.

Das Resultat des „Verlaufens“: Circa fünf Kilometer mehr marschiert und fast vier Stunden später als geplant gewinnt die Kompanie ihr Versteck. Daraus resultiert ein nicht geplanter Schlafenzug und ein Verlust an Gefechtswert.

Der Gruppenführer schreit, nachdem er die Restteile der Kompanie erreicht hat, seinen ursprünglich vor ihm marschierenden Trupp an. Mit den Worten „wie blöd seid ihr denn eigentlich“ und „warum haltet ihr denn nicht Verbindung zu mir“ beginnt er meiner Einschätzung nach, seine Verantwortung und sein Versagen als Führer auf seine Soldaten zu übertragen.



Dies ist mir dann zu viel des Guten. Ich frage ihn, wie so er nicht nach Marschkompasszahl (MKZ) marschiert ist, dann hätte er den Anschluss wieder herstellen können. Er erwidert: „Ich habe mein GPS (Global Positioning System) dabei, deshalb habe ich mir die MKZ (die durch den Kompaniechef befohlen wurde) nicht gemerkt.“

Seine Probleme waren, dass er

1. keine Verbindung gehalten hat,
2. die MKZ nicht notiert und nicht an seine Soldaten weitergegeben hat,
3. keinen Kompass mitführte (Truppführer-Ausstattung),
4. keine Marschskizze angefertigt hat und
5. keine Ersatzbatterien für das GPS dabei waren.

Am folgenden Tag marschiere ich nach der Übernahme meiner Schicht in Richtung des Verstecks des Jagdkommandos. Als ich dort eintreffe, nehme ich zuerst Verbindung mit dem Zugführer auf, anschließend halte ich mich im zugewiesenen Raum des Zuges auf.

Ich erkenne unter einer Plane den „alten und erfahrenen“ Hauptgefreiten, der bei der Phase „Sickern“ wegen des zu schweren Rucksacks zusammenbrach und traue meinen eigenen Augen nicht. Der Soldat liegt auf dem Bauch, vor ihm eine Zeitschrift, daneben eine Dose Cola und eine große Packung Marshmallows. „Tach, Hauptfeld“, sagt er zu mir. „Alles klar?“ Ich denke nur, er hat nichts begriffen, nichts ist klar, vor allem aber: Was macht eigentlich der Gruppenführer?



Der Gruppenführer liegt dösend in seinem Versteck. Entgegen unserer üblichen Art – in eine laufende Übung greifen wir als Schiedsrichter grundsätzlich nicht ein – gehe ich zu ihm. Ich frage ihn, wie es denn seinem Hauptgefreiten geht und ob er als Gruppenführer irgendwelche Konsequenzen aus dem Erlebten für sich gezogen habe? „Alles in Ordnung, Herr Hauptfeldwebel. Es läuft alles nach Plan!“ Mittlerweile habe ich den Eindruck, dass er die Befehlsausgabe seines Zugführers verschlafen haben muss und nicht mitbekommen hat, was alles in seinem Aufgabenbereich schief gelaufen ist. Also eben nicht „nach Plan“, um mit seinen Worten zu sprechen!

Ich versuche ihm im Gespräch zu erklären, was anscheinend an ihm alles vorbeigegangen ist. Dies dauert circa 30 Minuten. Er gibt sich zunächst einsichtig und hat scheinbar ein schlechtes Gewissen. Er gibt zu, „vielleicht“ ein wenig nachlässig gewesen zu sein. Das mit der „Kontrolle“ (zum Beispiel der Rucksäcke), sehe er allerdings anders! Letztendlich versuchte er mir zu erklären, dass er schon lange genug dabei und nicht auf den Kopf gefallen sei. Seinen Bereich hätte er trotz der angesprochenen Mängel im Griff. Das habe ich vorher schon einmal gehört!

Wenige Minuten später spreche ich mit dem noch jungen Zugführer, der sich etwas zum Essen zubereitet. Er fällt aus allen Wolken, als er hört, was sich einer seiner Gruppenführer geleistet hat. Sofortige Maßnahme: Kontrolle – Kontrolle – Kontrolle! Und ein Gespräch mit dem Gruppenführer unmittelbar im Anschluss. Der Zugführer, selbstkritisch wie er ist, räumt Fehler ein, ver-



sucht diese auch nicht zu vertuschen oder die Schuld bei anderen zu suchen. Dies hätte ich mir auch von besagtem Gruppenführer gewünscht.

Die Übung wird am Sonntag gegen 10:00 Uhr beendet. Am Nachmittag findet in unserem Hörsaal die Schlussbesprechung statt, die circa 90 Minuten dauert. Die Auswertung ergibt viele Fehler auf unterster Ebene. Deshalb vieles nicht funktionierte, lag meist nicht am Befehl des Führers, sondern an Kleinigkeiten, die am Ende zum Scheitern der Operationen führten. Der Zugführer kommt zu mir und bedankt sich für die vorangegangene Ausbildung und die faire Behandlung. Er sagt: „Ich habe mich lange auf diesen Durchgang vorbereitet und dann scheitert es an so vielen Kleinigkeiten!“

Dabei meint er „Kleinigkeiten“ wie:

- Ersatzbatterien oder Ersatzglühlampe für Taschenleuchte vergessen,
- Ersatzbatterien für GPS vergessen,
- Truppführerausstattung nicht vollständig,
- Marschskizze nicht vollständig oder gar nicht vorhanden,
- MKZ nicht notiert,
- Kontrolle des Marschgepäcks nicht durchgeführt,
- Kontrolle des Befehls nicht durchgeführt (Gruppenebene)!

Ich erwidere: „Das sind keine Kleinigkeiten!“



Der Befehl des Zugführers kann noch so gut sein. Wenn keine vernünftige Umsetzung durch die Gruppenführer erfolgt, ist die Auftragserfüllung gefährdet. Es ist die Verantwortung eines jeden Führers, den Führungsprozess vor Augen, die Kontrolle durchzuführen. Gerade auch den „erfahrenen“ Soldaten gilt es, im Auge zu behalten, den Auftrag dabei stets im Blick zu haben und nie nachlässig zu werden.

Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser! Jeder wird irgendwann nachlässig, das liegt in der Natur des Menschen. Nur wenn ich die mir anvertrauten Soldaten kontrolliere und überprüfe, ob sie den Auftrag verstanden haben, kann ich sicher sein, dass dieser auch grundsätzlich erfüllt werden kann.

Ich habe mir folgenden Spruch von meinem Ausbilder auf meinem Unteroffizierlehrgang gemerkt, den ich noch heute beherzige: „Auftrag bekommen, heißt Auftrag erfüllen!“

Das beinhaltet auch die Kontrolle. Kontrolle hat nichts mit Misstrauen zu tun. Auch ich brauche die Kontrolle meiner Vorgesetzten. Nur dann kann man ausschließen, dass unnötige Fehler passieren. Kontrolle ist somit auch eine Art der Fürsorge.



Drillausbildung

Die Soldaten meiner Kompanie befinden sich in der Grundausbildung. Es steht Gefechtsdienst aller Truppen auf dem Dienstplan. Das Thema der Ausbildung lautet „Hinlegen und Aufstehen“, Bewegungsarten. Es ist das dritte Mal, dass diese Ausbildung auf dem Dienstplan steht und es ist angedacht, dass die Soldaten diesmal drillmäßig üben. Das Wetter in diesem Herbst ist warm und die Soldaten merken sehr schnell, dass dieser Tag noch einige Anstrengungen mit sich bringen wird.

Meine Ausbilder führen das Thema so durch, dass die Soldaten einen bestimmten Geländeabschnitt immer wieder von A nach B durchqueren müssen. Stellung! Fertig machen zum Sprung! Sprung auf marsch, marsch! Deckung! Im weiteren Verlauf der Ausbildung wird das Ganze dann natürlich noch mit zusätzlichen Einlagen vermischt und auch in anderem Gelände geübt. Im Pausengespräch befragen mich die Soldaten, was das für einen Sinn haben soll, dieses stumpfsinnige, immer wieder das Gleiche zu machen. Die Antwort ist einfach: Drill soll den Soldaten dazu bewegen, in einer bestimmten Situation automatisch das Richtige, das immer wieder drillmäßig Geübte durchzuführen, ohne zu überlegen, ohne zu zögern, einfach automatisch. Die Soldaten sind mit der Antwort zufrieden. Zumindest nehmen sie meine Aussagen hin, ohne zu widersprechen oder nochmals nachzufragen.

Ein dreiviertel Jahr später befinde ich mich auf dem Lehrgang für Unfallvertrauenspersonen in Fassberg. Es ist ein Sonntagnachmittag, Anreisetag. Der Lehrgang



soll am nächsten Tag beginnen. Nachdem ich meine Ausrüstung ausgepackt habe, schaue ich ein wenig Fernsehen und sehe mit Bestürzung Bilder einer Katastrophe:

Bei den Vorführungen der italienischen Kunstflugstaffel „Frecce Tricolori“ prallen während einer Flugshow auf dem Luftwaffenstützpunkt Ramstein drei Militärflugzeuge zusammen. In den Flammen kommen 67 Menschen ums Leben, weitere 350 werden zum Teil schwer verletzt.

Eine Woche später, wieder zurück in meinem Standort, teilt mir der Spieß mit, dass ein Soldat der Kompanie bei der Vorführung in Ramstein anwesend war und starke Verbrennungen erlitten hat, sich jedoch nicht in Lebensgefahr befindet. Als es dem Soldaten wieder etwas besser geht, fahren der Spieß und ich nach Koblenz ins Bundeswehrzentral Krankenhaus und besuchen den Soldaten. Erst jetzt spannt sich für mich der Bogen zu der Ausbildung des Vorjahres. Der Soldat berichtet uns mit Tränen in den Augen, dass sein bester Freund, welcher bei dem Unglück direkt neben ihm gestanden hatte, bei dem Flugunglück gestorben ist. Er selbst ist wenige Schritte nach vorne gegangen und hat sich instinktiv hinter einen Abfallcontainer geworfen. Er ist „drillmäßig“ in Stellung gegangen, ohne zu überlegen. Das hat ihm das Leben gerettet. Einige Tage später rief bei unserem damaligen Chef dann auch noch der Vater des Soldaten an und bedankte sich überschwänglich für die gute Ausbildung seines Sohnes, ohne die er vermutlich nicht mehr am Leben wäre.



Drillmäßiges Üben ist ein wichtiges Ausbildungsverfahren. „Drill“ verschafft sowohl Führern als auch Geführten im Gefecht und beim täglichen Dienst einen freien Kopf, da sie viele Dinge, welche ihnen abverlangt werden, automatisch, ohne groß zu überlegen, durchführen.

„Drill“ kann Leben retten!



Lehrgang Überleben im Einsatz

Überleben im Einsatz (ÜLE) ist ein Lehrgang, der im Jahr 2008 in die Bundeswehr eingeführt wurde und an dem jeder im Rahmen seiner Ausbildung zum Feldwebel teilnehmen muss. Das Ziel des Lehrgangs ist es, die psychische und physische Leistungsfähigkeit zu steigern und mit Stresssituationen umgehen zu können.

Wir kamen alle aus ganz verschiedenen Einheiten und Verwendungen. Gegenüber uns Feldwebeln des allgemeinen Fachdienstes, so wie ich als Nachschubdienstfeldwebel einer Gebirgspionierkompanie, dessen Arbeitsplatz ein gut klimatisiertes Büro ist, hatten die Feldwebel des allgemeinen Truppendienstes meiner Einschätzung nach natürlich Vorteile auf diesem Lehrgang, da diese mehr mit dem Gefechtsdienst vertraut waren. Wir waren gespannt, was uns die nächsten drei Wochen erwarten würde und reisten mit einem skeptischen Gefühl an. Wir hatten von anderen Kameraden nicht viel Positives über diesen Lehrgang gehört, ich wollte aber trotzdem die drei Wochen ohne Verletzung oder Erkrankung überstehen und durchhalten. Andernfalls folgt in der Regel die sofortige Ablösung vom Lehrgang.

Ich meldete mich also am Anreisetag, einem Sonntagabend, zum Dienst und wurde erstmal von einem brummigen Hauptfeldwebel mit schroffem Tonfall darauf aufmerksam gemacht, dass ich mich bei meinem Zugführer zu melden habe und nicht bei ihm. Ich meldete mich also beim Zugführer und bekam anschließend meine Stube zugewiesen, auf der bereits drei weitere Kameraden einquartiert waren. Wir wussten, dass der



Lehrgang hart werden wird, aber wir alles durchstehen müssten.

Der Lehrgang begann dann auch schon mit Kletterausbildungen und Abseilen recht straff. An den Gesichtern mancher Kameraden sah ich, dass sie Angst davor hatten, sich abzuseilen. Ich hatte das vorher zwar auch noch nicht gemacht, aber überwand mich trotzdem und seilte mich an der Mauer ab. Wesentlich mulmiger war das Gefühl, als wir an einem anderen Tag frei schwebend an einer Brücke hingen und uns abseilen mussten. Eines Nachts alarmierte uns ein Ausbilder mit dem Auftrag, in fünf Minuten im Gefechtsanzug inklusive Sportanzug im Rucksack auf dem Gang zu stehen. Wir ahnten schon, was jetzt kommt. Im Laufschrift ging es zur Schwimmhalle und dort schwammen wir 200 Meter. Im Anschluss folgte als Mutprobe der berühmte Sprung vom Dreimeterturm in der stockdunklen Schwimmhalle. Da wir alle gut mitgemacht hatten (was für den gesamten Lehrgang galt), bekamen wir die Nacht doch noch drei Stunden Schlaf.

Die nächsten Tage sind wir eigentlich nur in allen möglichen Variationen gelaufen. Entweder als Orientierungsmarsch, „sickernd“ oder im Eilmarsch mit Waffe und Gepäck. Abends war man deshalb froh, wenn man die Beine mal hochlegen konnte. Den Weg zum eigenen Auto schafften wir dennoch, als wir in unser wohl verdientes Wochenende wegtreten durften.

Die erste Woche war vorbei und die zweite Woche begann mit einer Ausbildung mit Diensthunden. Ein paar von uns durften sich sogar beißen lassen, natürlich nur im Schutzanzug. Während der anschließenden Ausbil-



dung regnete es wie aus Kübeln und wir waren alle nass bis auf die unterste Schicht. Das machte aber nichts, da wir sowieso aus dem Anzug raus mussten und hinein in einen Neoprenanzug. Zunächst galt es, mit einem selbst gebauten Zeltbahnpaket einen sehr kalten Fluss zu durchschwimmen. Nass wurden wir anschließend dann auch noch im Sturmboot und auf unseren selbst gebauten Behelfsflößen. Kalt wurde uns aber immer nur vom Herumstehen, sodass wir sehr froh waren, als die nächsten Tage wieder Marschieren und Bewegung auf dem Programm standen. Allerdings marschierten wir nicht in die warme Stube, sondern in einen abgelegenen Wald ins Biwak. Das Biwak haben wir gemeinsam gut überstanden. Bei manchen Ausbildungen, wie zum Beispiel beim Brotbacken, haben bei einigen sogar schon die Augen gefunktelt. Natürlich war aber das komplette Biwak gefechtsmäßig. Wir hatten den Auftrag unser Versteck zu betreiben, mit Alarmposten, Feuerstelle und so weiter. Wir marschierten nur nachts, damit wir vom Feind nicht entdeckt werden. Und so marschierten wir, bis wir irgendwann die Kaserne erreichten und uns dann dort nachbereiten konnten. Wir waren sehr froh, als wir Samstagmittag Dienstschluss hatten und uns doch noch ein kurzes Wochenende gönnen konnten.

Nun war die letzte Woche angebrochen und jetzt aufzugeben kam überhaupt nicht mehr in Frage. Es begann die Durchschlageübung, in der alles wiederholt wurde, was wir in den Wochen zuvor gelernt hatten. Ich empfand diesen Teil als den schwierigsten des Lehrgangs. Das Wetter war vor allem kalt und nass und wir bekamen kaum Schlaf. Wir marschierten von einem Versteck



zum anderen. Zwischendurch immer wieder Stationen, an denen wir das bereits Erlernte unter Beweis stellen mussten. Hierzu zählten vor allem die Kletter- und Sicker Ausbildung. Aber auch diese Übung ging schnell vorbei. Der Lehrgang ging nach drei anspruchsvollen und schwierigen Wochen erfolgreich zu Ende. Geschafft! Wir alle verließen die Artillerieschule mit einem positiven und zufriedenen Gefühl.

Von 37 angereisten Lehrgangsteilnehmern haben 25 bis zum Schluss durchgehalten. Die anderen wurden aufgrund von Verletzung oder Erkrankung abgelöst. Meine Stube blieb bis zuletzt vollzählig.

Ich persönlich habe den Lehrgang „Überleben im Einsatz“ als erlebnisorientierten Ausbildungsabschnitt erlebt, der zwar anstrengend, aber sinnvoll und empfehlenswert ist. Meine auf diesem Lehrgang gewonnenen positiven Eindrücke gebe ich auch an meine Kameraden weiter.



Der gelernte Seemann

Nun stand ich hier auf einem Hügel in Bosnien-Herzegowina und blickte auf die Stadt Gorazde hinunter. Das hatte man davon, wenn man sich als gelernter Seemann bei der Freiwilligenannahmestelle weigert, zur Marine zu gehen.

Um mich herum flatterte bei herrlichem Sommerwetter reichlich gespanntes Absperrband mit der Aufschrift „DANGER! Mines!“ Die Felder und auch der Wald runter ins Tal waren saftig grün. Viel bekamen meine Kameras und ich davon jedoch nicht mit, denn während meine Stabsunteroffiziere in einigermaßen sicherer Entfernung die Sicherung und Absperrung übernahmen, kniete ich mit meiner Schutzweste und meinem Schutzhelm mit Visier auf dem Boden und sondierte mit meiner Minensuchnadel den Boden vor mir in der Breite meines Basesticks ab.

Es war mal wieder Wochenende im Einsatz – die Zeit, in der die drei Kampfmittelräumtrupps zusammen mit den EOD-Trupps (Explosive Ordnance Disposal) auf dem Transportpanzer (TPz) aufsaßen und die über die Woche eingegangenen EOD-Tasks (Kampfmittelbeseitigungsaufträge) abarbeiten konnten. Es war sehr erfreulich und bemerkenswert, dass die Feuerwerker auf der Arbeitsebene das Know-how der Kampfmittelräumer zu schätzen wussten und uns mit einbanden. Echtes Teamwork. Wenn man mitten in einer Minen- und Kampfmittelverseuchten Fläche, allein auf sich gestellt, nur mit seiner Suchnadel und dem Metallsuchgerät bewaffnet arbeitet, ist man hoch konzentriert und hat einen sehr hohen



Adrenalinspiegel. Da geht es mir genau wie allen Räumern weltweit. Nur manchmal schweifen auch bei mir die Gedanken ein wenig ab.

Was machst du hier? Wie kommst du hier her? Wo könntest du jetzt eigentlich sein, wenn du damals die Frage der Freiwilligenannahmestelle oder Jahre später die des Kompaniechefs anders beantwortet hättest?

Militärisch aufgewachsen bin ich in einem Pionierbrückenbataillon, womit es mich nach meiner Grundausbildung aufgrund meines Eingangsberufes wieder zur Wasserkomponente verschlug. Im Gegensatz zu meinem zivilen Leben war dieses Gewässer aber nicht so tief und auch nicht so groß, denn es handelte sich um den Rhein und nicht um den Atlantischen Ozean. Hier stationiert durchlief ich mit einer Vielzahl von Lehrgängen quer durch Deutschland meine Ausbildung bis zum Kommandanten einer eigenständigen Flussfähre Bodan. Es war eine schöne Zeit, denn auf einer Fähre war jeder auf den anderen angewiesen, vom Feldkoch über den Maschinisten bis zum Kommandanten. Ein eingespieltes Team mit immer wechselnden Grundwehrdienstleistenden, was super funktionierte. Das galt für den Aufenthalt an Bord, denn sobald man ohne Fähre auf Übungsplätzen unterwegs war, wurde die Mannschaft auseinandergerissen. Aber auch die Zeit ging zu Ende, da das Heer umstrukturiert und die „Bodankomponente“ aufgelöst wurde. Mein Bataillon wurde ein reines Pionierbataillon. Ich musste die Entscheidung treffen, für welchen Aufgabenbereich ich mich in einer Pioniermaschinenkompanie entscheiden würde, denn schließlich bin ich



Berufssoldat und das, was ich mache, muss ich mit Überzeugung tun. Es war kurz vor dem Weihnachtsurlaub, ich stand in unserem T-Bereich und war in die Werkseinweisung an der Faltfestbrücke (FFB) eingebunden. Jeden Abend fragte ich mich: „Ist es das?“ Kurz danach ging ich in den Urlaub, doch kam ich auch dort nicht mit meinen Gedanken zur Ruhe.



„Nein!“, das ist nicht das, was ich machen will. Mein Kompaniechef sagte kurz vor dem Urlaub zu mir: „Herr



Oberfeldwebel, Sie können mich jederzeit anrufen.“ Und wie ich nun mal bin, nahm ich ihn beim Wort und rief ihn an. Ein paar Tage später saßen wir deshalb in seinem Dienstzimmer und diskutierten über die Aufträge und Einsätze eines Kampfmittelräumers und den damit verbundenen Gefahren. Er unterstützte mich sehr bei meiner Entscheidungsfindung.

Der erste Einsatzbefehl ließ auch nicht lange auf sich warten und kurz nach meiner Ausbildung zum Kampfmittelräumfeldwebel und meiner Einsatzausbildung saß ich auch schon im Flieger nach Bosnien. Ich habe direkt an meinem Ankunftstag eine Minensperre und den mir zugeteilten bosnischen Räumtrupp übernommen. In den nächsten Tagen und Wochen wurden mein eigener SFOR-Trupp und mein zugeteilter bosnischer Trupp durch die enge Zusammenarbeit fast zu einer geschlossenen Einheit an der Sperre.

Was mir schnell bewusst wurde, war die Tatsache, dass ich mit meiner früheren Tätigkeit als Bootskommandant zwar viel auf den Binnengewässern in Deutschland unterwegs war und mit meinen Soldaten einen richtig „verschworenen Haufen“ hatte, aber es in keiner Weise mit der Zusammenarbeit hier im Einsatz vergleichbar war. Ich war dort vor Ort in der Sperre allein und bei der Suche nach Minen und Kampfmitteln nur für mich selbst verantwortlich, während ich mich absolut auf die Außenabsicherung durch meine Jungs, egal welcher Auftrag im Einsatz auf uns zu kam, verlassen musste und konnte.

So wurde unser Auftrag immer sicher und vollständig erfüllt, ob Patrouille, Mine Awareness, Monitoring oder eben der EOD-Task.



Hier kniete ich nun, mitten in der schönen Landschaft Bosniens und fühlte mich sicher, trotz der Gefahr die unter der Bodenoberfläche lauerte. Denn ich bin sehr gut ausgebildet und vorbereitet worden und weiß, dass hinter mir alles zu 100 Prozent sicher läuft, und ich mich blind darauf verlassen kann.

Ich habe es nie bereut, diesen Weg eingeschlagen zu haben, denn eins steht fest: Jeder wächst mit seinen Aufgaben!



Instandsetzung einer Beinprothese

Während meines Einsatzes im ersten Kontingent des Unterstützungsverbandes Somalia haben viele Ereignisse mein Leben geprägt und mir die Entscheidung leicht gemacht, mich für die Laufbahn der Feldweibel zu bewerben. Aber eines ist mir ganz besonders im Gedächtnis geblieben:

Die Sanitätsstation, die auch sehr viele Einheimische behandelt hat, lag auf der gegenüberliegenden Feldlagerstraße. Ein behandelnder Bundeswehrarzt schickte nach meinem Zugführer, der mit seinem Zug für die Energieversorgung und die Wartung der vorhandenen Klimageräte des Lagers verantwortlich war. Einsatzbedingt erfüllten wir jedoch nicht nur unseren „STAN-Auftrag“, sondern bewältigten auch verschiedenste andere Aufgabenstellungen.

Mein Zugführer kehrte mit einem Gegenstand, den ich vermutlich im Abfall entsorgt hätte, und der Bitte, Instandsetzungsarbeiten daran durchzuführen, zurück.

Er erklärte mir, dass dieser Gegenstand eine selbstgefertigte Beinprothese war. Kurz beschrieben war dies ein abgebrochenes Paddel, an dem ein Metallgestell mit einer Stoffauflage angeflanscht war. Einige Zentimeter darüber waren zwei gürtelartige Lederbänder am breiteren Ende des Paddels zur Fixierung am Oberschenkel angeschraubt. Der unterschenkelamputierte Patient klagte über Rückenschmerzen, vermutlich resultierend aus einer Schiefstellung des Körpers beim Gehen. Diese wurde durch die Abnutzung des Holzpaddels verursacht. Eine orthopädische Werkstatt gab es natürlich nicht.



Auch die Übernahme der Kosten einer Prothese nach europäischem Standard kam nicht in Frage.

Somit war die Idee geboren, das Metallgestell und die Gurtbänder höher zu setzen, um dem Patienten einen möglichst geraden Gang zu ermöglichen.

Die Montage bereitete keine Probleme, allerdings wollte ich zudem ein erneutes Abnutzen des „Paddelfußes“ verhindern. Eine Gummi- oder Kunststofffülle würde bei dem sandigen und steinigen Bodenbelag nicht lange halten. Die Lösung war ein Blech, welches ich um den Paddelfuß gelegt und mit Schrauben fixiert hatte.

Damit hatte ich dem Patienten zwar die Möglichkeit genommen, sich geräuschlos fortzubewegen, dafür würde er aber so schnell keine erneute Instandsetzung seiner Beinprothese benötigen.

Die provisorisch instandgesetzte Prothese wurde noch am gleichen Tag dem Patienten angepasst. Mich hat es sehr gefreut, dass ich ihn kurz darauf lächelnd das Feldlager verlassen sah.

Als Instandsetzer muss man immer mit allem rechnen.
„Geht nicht, gibt es nicht.“

Flexibilität, Einfallsreichtum und korrektes Arbeiten werden gefordert. Grundlage dessen ist immer eine fundierte und umfassende Ausbildung.



Aufbau der Bundeswehr in den neuen Bundesländern

Die 12. Panzerdivision hatte den Auftrag, die Auflösung der ehemaligen Nationalen Volksarmee (NVA) zu überwachen sowie die Aufbauarbeiten für die neu strukturierte Bundeswehr in den neuen Bundesländern zu unterstützen. In einer „Hauruckaktion“ erhielten die Verbände der Division den Auftrag, Arbeitsgruppen im Sinne von Aufbauunterstützungsteams zu bilden. Zusammen mit der Kompanieführungsgruppe und zwei Gruppenführern gehörte ich der Arbeitsgruppe fünf an. Unser Auftrag war ein Nachrichtenbataillon in den neuen Bundesländern bei der Umgliederung und der damals stattfindenden Grundausbildung vor Ort zu unterstützen.

Als wir am 03.10.1990 gegen 14:00 Uhr mit einem Lkw 0,5 to und einem VW-Bus die ehemalige innerdeutsche Grenze überschritten, hatte ich schon ein etwas mulmiges Gefühl. Das erste Mal in meinem Leben betrat ich das Land, aus dem noch bis vor kurzem der mögliche Feind kommen sollte. Ich hatte noch ganz genau meinen vorgesehenen Verteidigungsraum im Kopf, jede einzelne Stellung meines LEOPARD 1 A 5 Zuges. Meine Kompanie wäre damals im Schwerpunkt der Hauptangriffsrichtung des Feindes eingesetzt worden, wo die Überlebenschancen bei einem Angriff sehr gering gewesen wären. Jetzt war ich auf der anderen Seite des vorderen Randes der Verteidigung (VRV), „im Feindesland“.

Ein Schlagloch riss mich aus meinen Gedanken. Die Straßen waren etwas „holpriger“ geworden und der Geruch von Braunkohle stieg mir in die Nase. Auch das



Landschaftsbild hatte sich verändert. Ich fühlte mich mindestens 20 Jahre zurückversetzt.

Als wir endlich angekommen waren, nahm mein Kompaniechef Verbindung mit einem Major der Bundeswehr auf, der dort bereits im Rahmen eines Vorkommandos tätig war und sich mit den Örtlichkeiten und der Lage vor Ort auskannte. So konnten wir recht schnell in einer Art Feldweibelwohnheim Unterkunft beziehen. Es roch stark nach Linoleum, und in jeder Etage hingen zur Sicherstellung der permanenten Gefechtsbereitschaft der NVA riesige Alarmlautsprecher im Gang. Ansonsten hatte ich, wie sich später herausstellen sollte, mit meinem Kompanietruppführer eine sehr komfortable Stube erwischt. Nach Einrichten der Unterkunft und einer Lagebesprechung fiel ich todmüde ins Bett. Mit gemischten Gefühlen schlief ich ein.

Der nächste Tag brachte neue Eindrücke. Einige meiner Aufgaben waren es, Unterrichte im Bereich der Politischen Bildung, Gefechtsausbildung sowie praktische Ausbildung mit Themen der Allgemeinen Grundausbildung durchzuführen. Der Unterricht wurde in einem Raum von circa 40 Quadratmeter durchgeführt. Hierhin zwängten sich auf alten Kinositzen circa 50 Grundwehrdienstleistende und ehemalige Ausbilder der NVA und lauschten gespannt meinen Worten. Selten wurde eine Frage gestellt. Eingeschüchtert harreten sie der Dinge, die auf sie zukamen. Sie verfolgten aufmerksam meinen Unterricht, denn „der Westen“ mit seinen demokratischen Grundwerten brachte nicht nur neue Pflichten, sondern neuerdings auch Rechte für die Soldaten mit sich. Als ich über den Wehrbeauftragten und



die Wehrbeschwerdeordnung sprach, gab es so manche leuchtenden Augen.

Ein weiterer Aufgabenbereich erstreckte sich für mich auf die Ausbildung der Ausbilder. Die Gruppen- und Zugführer der ehemaligen NVA im Dienstgrad Unteroffizier bis Oberleutnant (wobei sich der Dienstgrad bei manchen aufgrund der Neuordnung der Streitkräfte täglich änderte), sollten eine Gefechtsausbildung mit dem Thema Alarmposten vorbereiten und praktisch durchführen. Hierzu schlug ich meinem Kompaniechef einen Unterricht vor, in dem ich mit den ehemaligen NVA-Ausbildern einen Handzettel und den praktischen Teil für die Alarmpostenausbildung erarbeiten wollte. Bei der Weiterbildung waren circa 15 Ausbilder der ehemaligen NVA dabei und arbeiteten interessiert mit. Hier fiel mir in besonderem Maße auf, dass sie Schwierigkeiten mit der nun neuen Freiheit in der Gestaltung der Durchführung hatten. Bisher waren sie eine klar vorgeschriebene Befehlsgebung gewohnt, die keinen Spielraum für eigenes kreatives Denken zuließ. Dies war aufgrund der bis dahin vorliegenden NVA-Ausbildungsunterlagen auch gar nicht erwünscht und erforderlich. Für die Ausbilder eröffneten sich neue Horizonte.

Am nächsten Tag sollte die praktische Ausbildung mit den Rekruten stattfinden. Von den 15 Ausbildern waren aber nur noch drei zum Dienst erschienen. Die anderen hatten den in dieser Übergangszeit noch möglichen Weg der freiwilligen Beendigung des Dienstverhältnisses gewählt und sich arbeitsuchend gemeldet. Somit musste ich kurzfristig meine geplante Ausbildung umstellen und das Beste aus der neuen Ausbilderlage machen,



denn die wehrpflichtigen Soldaten waren ja vor Ort. Aber als erfahrener Zugführer war man flexibel und handelte lagegerecht.

Nach einem Monat wurde ich durch einen anderen Zugführer ersetzt, denn ich hatte einen neuen Auftrag bekommen. Als Fahrlehrer in Zweitverwendung habe ich nun in einer Bataillonsfahrschule ehemalige Fahrlehrer der NVA ausgebildet und sie bei der Ausbildung von Fahrschülern der Fahrerlaubnisklassen C und E auf Bundeswehrfahrzeugen unterstützt. Es ging eine interessante und erfahrungsreiche Zeit zu Ende.

Es ist eine besonders bereichernde Erfahrung, in seinem Soldatenleben etwas Nachhaltiges bewirkt zu haben. Ich hatte das Glück, als Zeitzeuge und „Pionier des Aufbaus Ost“ dabei gewesen zu sein und der Nachwelt davon berichten zu können.

Das Aufgeben alter Feindbilder musste von heute auf morgen erfolgen. Hier musste der Führer flexibel und durchsetzungsfähig sein, um in dieser oft emotionsgeladenen Atmosphäre seinen Auftrag erfüllen zu können. Dies ist auch im Rahmen der heutigen Auftragslage, in der die Bundeswehr weltweit mit anderen Nationen mit unterschiedlichen Traditionen und Gebräuchen zusammenarbeitet, von entscheidender Bedeutung.



Die Bergtour

Ich bin 2005 als Frau in die Bundeswehr eingetreten, zu einer Zeit, als es in der Kampftruppe noch nicht viele Frauen gab.

Nach nun mittlerweile fünf Dienstjahren bin ich derzeit Munitionsgruppenführerin im Transportzug eines Panzergrenadierbataillons und zur Beauftragten Person für Gefahrgut in unserem Verband bestimmt. Ich bin verantwortlich für den Umgang, die Lagerung und den Transport von Gefahrgut, die Bereitstellung von Munition für die geplanten Schießvorhaben sowie für die Versorgung der Fahrzeuge mit Dieselkraftstoff. Das schaffe ich natürlich nicht allein und daher unterstehen mir bis zu 18 Soldaten. Meine Verantwortung als Vorgesetzte nehme ich sehr ernst und sie ist ein wesentlicher Bestandteil meines Berufes, auf den ich nicht mehr verzichten möchte.

Hilfe von Kameraden nehme ich nicht an, nur weil ich eine Frau bin, sondern weil gegenseitige Unterstützung zur Erfüllung des Auftrages beiträgt und die Kameradschaft fördert. Dass auch eine Frau ihren „Mann“ stehen kann, möchte ich an einem Beispiel meines letzten Auslandseinsatzes im Kosovo darstellen.

Im Kosovo war der Transportzug für den Transport von Munition, das Betreiben der Tankstelle und das Betanken von Heizgeräten verantwortlich. Teilweise arbeiteten wir bis zu 15 Stunden am Tag und waren oft mit unseren schweren LKW unterwegs. Abends beim geselligen Beisammensein oder auch morgens bemerkte ich



die Müdigkeit meiner Jungs. Der Arbeitsaufwand belastete uns. Ich musste irgendetwas tun, denn die Motivation meiner Männer war am Boden. Wir brauchten eine Auszeit und so entschied ich mich für eine Bergtour. Mein Chef stand meiner Idee aufgeschlossen gegenüber und nach einer kurzen Planung ging es bereits los. Diese Bergtour auf eine Berghütte in einer Höhenlage von 1.800 Meter soll hier als Beispiel dienen, dass man alles schaffen kann, wenn man will und am Ball bleibt.

Schon am frühen Morgen herrschten erdrückend heiße Temperaturen, der Asphalt in unserem Camp glühte förmlich. Nach dem Frühstück packten wir unsere Rucksäcke. Wir mussten Ausrüstung und Verpflegung für drei Tage mitnehmen. Ich packte meine Sachen mit Bedacht, denn immerhin wird es nicht leicht werden. Aus Neugier wog ich mein Gepäck und stellte mit Erschrecken fest, dass ich zwanzig Kilo dabei hatte. „Das kann ja heiter werden“, dachte ich. Aber das Ziel, bald zwei Tage Entspannung genießen zu können, motivierte mich sehr.

Nach dem Motto „Vorwärts Marsch“ rannten meine Männer sofort den Anstieg hinauf. Klar, dass sie die Ersten bei der Rast waren und auf mich und den Rest der Kameraden warten mussten. Doch je höher wir stiegen, desto abgekämpfter wirkten die „starken“ Männer. Der Schweiß drang aus jeder Pore, wir waren schnell durchnässt. „So muss es sich anfühlen, wenn man in einer Steinwüste unterwegs ist“, dachte ich mir.

Einzelne Kameraden legten mehrere kleinere Pausen ein, doch schon nach kurzer Zeit waren sie am Ende ih-



rer Kräfte. Sie wirkten blass und abgekämpft. Einem Kameraden wollte ich das Gepäck abnehmen, um ihm den Aufstieg leichter zu machen, aber er nahm meine Hilfe nicht an. Vermutlich motivierte ihn meine angebotene Hilfestellung sogar dazu, den Aufstieg aus eigener Kraft schaffen zu wollen. Ihr könnt euch mit Sicherheit vorstellen, dass alle dachten, er lehnt die Hilfe ab, weil ihm diese von der einzigen Frau in der Gruppe angeboten wird. Doch wurden sie eines Besseren belehrt. Wir kämpften uns als Team diese 1.800 Meter hoch, zurückgelassen wurde niemand. „Wir stehen zusammen und wir fallen zusammen“, so das Motto des Tages. Müde und kaputt vom Anstieg erreichten wir gemeinsam den Gipfel.

Es ist nicht immer leicht als Frau in der Bundeswehr. Körperlich wird man häufig stärker gefordert als im zivilen Leben. Aber mit der richtigen Einstellung, dem Willen und vor allem im Team kann man alles schaffen. Nicht aufgeben, stets ein klares Ziel vor Augen haben und sich nicht beirren lassen sind wichtige Faktoren für den Erfolg und die innere Zufriedenheit. Das habe ich als Feldweibel gelernt.

Durch Fleiß und gewissenhaftes Handeln sowie einer gesunden Distanz gegenüber Männern ist man als Frau angesehen und akzeptiert. Dabei ist es wichtig, die Privatsphäre zu wahren und Privates vom Dienstlichen zu trennen.

Egal ob Mann oder Frau: Respekt und Anerkennung muss man sich im Beruf erarbeiten und verdienen.



Der Logistiker als Missionar

Als Schirrmeister und Instandsetzungstruppführer war ich in einer Panzeraufklärungskompanie eingesetzt. Panzeraufklärer waren eine starke Truppengattung. Die wesentliche Leistung war das Erzielen von Aufklärungsergebnissen und dabei „Fahren, Funken, Schießen“. Um diesen herausgehobenen Aufgaben gerecht zu werden, wurde die gesamte „Energie“ eingesetzt.

Etwas zu kurz kam dadurch der Bezug zur Materialerhaltung. Arbeiten vor, während und nach der Benutzung, Ausfüllen und Abgabe von Fahraufträgen sowie Besonders angesetzter Technischer Dienst waren Verpflichtungen, denen die „Kämpfer“ nicht mit dem gleichen Enthusiasmus nachkamen.

Als Schirrmeister und Instandsetzungstruppführer hatte ich manchmal das Gefühl eher ein Missionar als der für die Einsatzbereitschaft Verantwortliche zu sein. War man mit der Kompanie auf Übung, sollten wir, also mein Instandsetzungstrupp und ich, eigentlich nur über zwei Zustandsarten verfügen: „Unsichtbar“, wenn keine Schäden vorhanden waren und „in Action“, wenn gerade ein Ausfall gemeldet wurde. Diese Szenarien wurden im Rahmen der Vorbereitung auf einen Wettkampf sowie für die Teilnahme am Truppenübungsplatz CMTC (Combat Maneuver Training Center, vergleichbar mit dem Gefechtsübungszenrum) Hohenfels geübt und der Instandsetzungstrupp stellte sich der Aufgabe.

Wenn Übungen anstanden, wuchs auch das Interesse an der Materialerhaltung und kam es gar zum Ausfall eines



LUCHS oder FUCHS, gelobte die jeweilige Besatzung Besserung für die Zukunft.

Richtig ernst aber wurde es, als die Technische Materialprüfung ins Haus stand. Nachdem unser Kompaniechef und der technische Staboffizier (TStOffz) des Bataillons die „Marschrichtung ausgegeben“ hatten und die Aktivitäten der Besatzungen stiegen, machte ich mich an den Ablaufplan für die zu prüfenden Fahrzeuge. Diesen erstellte ich nach meinen eigenen Vorstellungen, den Erfahrungen aus der Umsetzung beim Besonders Angesetzten Technischen Dienst und legte ihn dem „Alten“ vor.

Er prüfte, ließ sich mein Konzept erklären und zeichnete es ab. Als dieser in Befehlsform festgelegte Ablauf in der nächsten Teileinheitführer-Besprechung verteilt wurde, murrten die Zugführer und stellten die Notwendigkeit, so präzise zu planen, in Frage.

Mit der Festlegung der Prüfreihefolge würde man sie jeglicher Flexibilität berauben und das wäre zum Nachteil für das Prüfergebnis der Kompanie. Und außerdem „Das hatten wir noch nie!“

Der Chef hörte sich das Ganze an und wies darauf hin: „Befehl ist Befehl. Aus – Ende!“

Die Technische Materialprüfung lief an und nach Abschluss erfolgte die Auswertung durch den Prüfgruppenleiter im Beisein des Chefs, des TStOffz und der Zugführer: „Obwohl die Anzahl der ‚erkennbaren Mängel‘ (ein absolutes Schreckensgespenst in der Truppe, weil es aussagt, dass ein Mangel nicht abgestellt wurde, obwohl er im Rahmen der Fristenarbeiten hätte erkannt werden müssen) eine erheblich zu hohe Anzahl auf-



weist, führt die reibungslose Vorstellung der Fahrzeuge dazu, der Kompanie ein besonders gutes Gesamtergebnis zu bescheinigen.“



Perspektivwechsel

Im Mai flog ich von Penzing mit einer TRANSALL in den vor mir liegenden sechsmonatigen Auslandseinsatz. Wir wurden bis dahin auf den uns bevorstehenden Einsatz gut vorbereitet, da es aber das 1. DEU Einsatzkontingent KFOR war, wusste keiner so recht, was uns dort erwarten würde. Wir waren alle hoch motiviert und voller Erwartung, auf das, was uns bevorstand.

Nach einem dreieinhalbstündigen Flug landeten wir in Skopje (Mazedonien). Meine Soldaten und ich waren Teil des Logistikregimentes KFOR, das damals noch in Tetovo (Mazedonien) in einer Kaserne der mazedonischen Armee untergebracht war. Auf der Fahrt vom Flughafen Skopje nach Tetovo wurde uns sofort klar, dass dieses halbe Jahr hier kein Spaziergang werden würde. Dieses Land war nicht vergleichbar mit Deutschland. Hier waren Elend, Hunger und zerstörte Infrastruktur an der Tagesordnung. Einigen Soldaten ging das Gesehene schon stark an die „Nieren“, obwohl wir noch in einem Land waren, wo kein Krieg herrschte. Wir fragten uns, was auf uns zukommen würde, wenn wir erst in das Kosovo verlegen müssten, also in das Land, wo bis vor kurzem noch ein Bürgerkrieg geherrscht hatte. Viele Soldaten, die in diesem Einsatz so eine Art Abenteuerurlaub sahen, wurden also schon sehr früh mit der harten Realität konfrontiert und es wurde auf der Fahrt zu unserer neuen „Heimat“ doch sehr ruhig im Bus.

Als wir dann endlich in der Kaserne ankamen, wurde uns schnell klar, dass der Lebensstandard, den wir aus Deutschland gewohnt waren, kein Vergleich war zu



dem, was wir die nächsten sechs Monate haben würden. Wir bezogen unsere Unterkünfte. Es waren Zelte des Typs II, welche mit zwölf Mann belegt wurden. Es wurde uns bewusst, dass es in den nächsten sechs Monaten keinerlei Privatsphäre geben würde. Das hat im Laufe des Einsatzes auch tatsächlich zu vielen Reibereien geführt.

Die folgenden Tage waren geprägt von der Materialübernahme sowie dem Zurechtfinden im Lager. Es kam der Tag, an dem der erste Einsatzbefehl kam und wir in das Kosovo verlegen mussten. Wir bereiteten also alles vor: Befehlsausgabe, Technischer Dienst und das Verladen der persönlichen Ausrüstung auf die jeweiligen Fahrzeuge. Ich war zu diesem Zeitpunkt eingesetzt als Transportgruppenführer. Meine Transportgruppe bestand aus acht Fahrzeugen. Vom Typ WOLF über STW 8x8 (Straßentankwagen) bis hin zum 10-Tonner gl war alles dabei.

Wir fuhren dann Richtung Kosovo los in ein uns bis dahin unbekanntes Gelände. Der Weg führte uns eine zeitlang durch die schöne Bergwelt Mazedoniens, die Straßen waren gut ausgebaut, doch der Fahrstil der einheimischen Bevölkerung war sehr gewöhnungsbedürftig. Man hatte den Eindruck, dass es dort keinerlei Verkehrsregeln gibt, und man musste jederzeit damit rechnen, dass ein Unfall passiert.

Mit diesen Eindrücken im Gepäck kamen wir an der Grenze zum Kosovo an. Es wurde durch KFOR-Truppen ein eigener Grenzübergang geschaffen, sodass es schnell ging. Nun war es endlich soweit, wir befuhren das Kosovo. Hier hatte bis vor kurzem noch ein fürchter-



licher Krieg mitten in Europa getobt. Die Folgen dieses Krieges sollten uns auf unserem weiteren Weg erst so richtig bewusst werden. Wir fuhren auf Straßen, die keine waren. Es gab nur Schotterpisten mit riesigen Löchern darin. Unsere Fahrzeuge wurden dadurch sehr beansprucht, und zeitweise war nur ein Fahren in Schrittgeschwindigkeit möglich. Wir fuhren vorbei an zerstörten und ausgebrannten Häusern sowie an vielen Kindern, die nichts weiter als Lumpen am Körper trugen. Spätestens jetzt wurde uns deutlich, welches Ausmaß dieser Krieg hatte. Diese Bilder kannte man bisher nur aus den Medien, und jetzt waren wir mitten in diesem zerstörten Land.

Unser Weg führte uns weiter durch die wunderschöne Bergwelt des Kosovos. Allerdings hatte man nur Augen für die vielen Minenschilder, die rechts und links der Straße aufgestellt waren. Plötzlich sprang ein Kind kurz vor meinem Führungsfahrzeug auf die Straße. Es wedelte wild mit den Armen. Offensichtlich sollten wir anhalten. Ich ließ also meine Transportgruppe halten, das Kind kam auf mich und meinen Kraftfahrer zu und sagte mit aufgeregter Stimme „Mina, Mina“ und zeigte auf eine von mir circa fünf Meter entfernte Stelle. Ich sah dorthin und entdeckte nach einigem Suchen eine Bombe, die im Boden steckte. Es war ein UXO (Unexploded Explosive Ordnance = nicht zur Wirkung gelangtes Kampfmittel). Sofort schoss mir alles durch den Kopf, was ich in der einsatzvorbereitenden Ausbildung gelernt hatte. Es war wie ein Instinkt und man tat aus dem Gefühl heraus das Richtige. Ich ließ meinen Stellvertreter die Transportgruppe übernehmen, und den Auftrag wei-



ter fortführen. Über Funk informierte ich die Feldjäger sowie den EOD-Trupp (Explosive Ordnance Disposal = Kampfmittelbeseitigungstrupp) und gab die Koordinaten durch. Mein Fahrer und ich kennzeichneten den Fundort, sperrten ihn großräumig ab und verblieben vor Ort, bis der EOD-Trupp eintraf und das UXO vor Ort sprengte. Diese ganze Aktion dauerte circa drei Stunden. Danach setzte ich meinen Marsch Richtung Feldlager Prizren fort und koppelte mit meiner Transportgruppe. Wir erledigten unseren Auftrag und bezogen danach unsere Unterkünfte im Feldlager. Aufgrund der vorgeschriebenen Lenk- und Ruhezeiten der Kraftfahrer war an eine Rückfahrt nicht mehr zu denken.

Am nächsten Tag luden wir wieder Material auf, das für die in Mazedonien stationierten Truppenteile bestimmt war. Ich fuhr mit meiner Transportgruppe in Richtung Mazedonien, als mir auf Höhe des Dulje-Passes ein ziviler, mit Dachziegeln völlig überladener Lkw entgegen kam. Ich merkte sofort, dass da etwas nicht stimmen konnte. Er war viel zu schnell unterwegs und kam ins Schlingern. Als ich mit meinem Fahrzeug ungefähr auf seiner Höhe war, sah ich, wie der Kraftfahrer und sein Beifahrer sich von ihren Sitzen erhoben und versuchten, sich in ihrer Schlafkabine in Sicherheit zu bringen. Dann ging alles sehr schnell: Die Bremsen des Lkw versagten. Da das Fahrzeug nicht mehr gelenkt wurde, stellte sich die Zugmaschine quer, und der voll beladene Auflieger knallte über das Führerhaus. Die Ladung reagierte wie ein Geschoss und schlug auch in das Führerhaus meines letzten Fahrzeuges ein. Es war wie ein Wunder, dass keiner meiner Soldaten verletzt wurde, da



die Ziegel knapp neben den Köpfen der beiden Kraftfahrer einschlugen. Ich ließ sofort die Unfallstelle absichern und informierte die Feldjäger. Als ich mir einen Überblick über die Unfallstelle verschafft hatte, versuchte ich mit meinen Soldaten die Verunfallten zu bergen. Wir fanden sie auch, leider konnten wir keinem der Beiden mehr helfen. Sie waren unter der schweren Ladung zerquetscht worden. Es war ein grauenhafter Anblick.

Glücklicherweise trafen in diesem Moment auch schon die Feldjäger und die UNMIK-Polizei (United Nation Mission in Kosovo) ein, die alles Weitere veranlassten und meine Soldaten und mich aus dieser Situation herauslösten. Da die Fahrzeuge der Transportgruppe nicht so beschädigt waren, dass eine Weiterfahrt unmöglich gewesen wäre, und die Soldaten auf mich einen sehr gefassten Eindruck machten, fasste ich den Entschluss, den Auftrag weiter fortzuführen. Im Feldlager Mazedonien angekommen, entluden wir die Fahrzeuge und meldeten uns beim Chef zurück.

Auch wenn es so aussah, als hätten alle Soldaten das Erlebte gut verkraftet, merkte man in den darauf folgenden Tagen, dass sich einige sehr zurückzogen und sehr still wurden. Diese Soldaten hatten mit dem Erlebten schwer zu kämpfen. Wir versuchten, die Erfahrungen in den folgenden Tagen durch viele Gespräche aufzuarbeiten, um sie so wieder fit zu bekommen. Dieses gelang auch sehr gut.

Diese Erfahrungen machten meine Soldaten und ich am Anfang des Einsatzes. Wir waren uns nicht bewusst, dass es für einige Kameraden des Kontingents noch viel



schlimmer kommen sollte. Sie verloren in diesem Einsatz ihr Leben, aber nicht etwa durch Kampfhandlungen, sondern durch einen unverschuldeten schweren Verkehrsunfall. Seit diesem Einsatz denke ich über viele Dinge des täglichen Lebens ganz anders und der Einsatz hat mir eine ganze Menge an Lebenserfahrung gebracht, besonders in Hinblick auf die sehr guten Lebensverhältnisse in Deutschland.



Individuelle Grundfertigkeiten

Es war im Spätherbst Ende der neunziger Jahre. Wir, nach Aussage meines Kommandeurs ein „handverlesener Haufen“ von zehn Dienstgraden, bereiteten uns auf unseren Einsatz auf dem Gebiet des ehemaligen Jugoslawiens vor.

Neben den üblichen Vorbereitungen, wie dem Empfang einsatzbezogener Ausrüstung und dem Vervollständigen der notwendigen Impfungen, wurden auch unsere individuellen Grundfertigkeiten überprüft beziehungsweise auf neuesten Stand gebracht.

Nach den ersten Zusammenziehungen, Lageeinweisungen und Unterrichtungen über den Konflikt auf dem Balkan, wurden wir Ende September auf einem Übungsplatz in Süddeutschland erneut zusammengezogen. Hier ging es darum, uns in der Handhabung unserer Waffen G 36 und P 8 sowie verschiedener Ausbildungsthemen zu perfektionieren. Am zweiten Tag der Ausbildung stand „Waffendrill“ auf dem Programm. Wir wurden durch einen sehr jungen, aber durchaus in der Materie stehenden Ausbilder, während des Zerlegens und Zusammensetzens der verschiedenen Waffen mit verbundenen Augen, sehr schnell an unsere Grenzen geführt. Nicht jeder in unserer Gruppe war in der Lage, das Ausbildungsziel ohne Schwierigkeiten zu erreichen, obwohl wir alle „Profis“ vom Hauptfeldwebel bis zum Oberstleutnant waren. Zum Abschluss hatte sich der Ausbilder noch zum Ziel gesetzt, uns die Waffe P 8 bei der Schussabgabe zu präsentieren. Dazu erhielt jeder von uns eine Pistole P 8 und einen Schuss Manövermunition. Wir stan-



den in Linie zu einem Glied. Uns gegenüber, in einer Entfernung von circa 20 Metern, war für jeden „Schützen“ eine Schützenscheibe ins Gelände gesteckt, um uns ein Ziel zu bieten.



Die Kommandos des Ausbilders waren klar und eindeutig, wir handelten nach Anweisung und zehn Schüsse brachen. Nach der Schussabgabe führten wir wie befohlen eine Sicherheitsüberprüfung durch und steckten die Pistolen zurück in das Holster.

Noch bevor der Ausbilder uns weitere Anweisungen geben konnte, bewegte sich plötzlich der links von mir eingesetzte „Schütze“, ein bis dahin absolut professionell wirkender Oberstleutnant, auf die Schützenscheibe zu.



Auf meine Frage, wo er hin wolle, antwortete er mir, er habe heute zum ersten Mal mit dieser Waffe geschossen und möchte jetzt mal überprüfen, wo der Treffer liege. Das war zwei Wochen vor Einsatzbeginn!

In erster Linie sollte sich jeder, ob Mannschaftsdienstgrad, Unteroffizier oder Offizier, darüber im Klaren sein, dass er Soldat ist!

Die Spezialisierung für den Dienstposten ist zwar wichtig, darf aber nicht dazu führen, die individuellen Grundfertigkeiten eines Soldaten zu vernachlässigen. Dies ist umso wichtiger, wenn es darum geht, im Einsatz unter schwierigen Bedingungen zu bestehen.

Das ständige Inübhthalten sowie die Selbstdisziplin beim Ablegen der geforderten individuellen Grundfertigkeiten muss der Anspruch eines jeden Soldaten sein.



Der Brückenunfall

Am Morgen des 12. September befahl der Zugführer nach eingehender Erkundung den Bau einer Faltfestbrücke von 27 Meter Länge. Ich wurde als Verlegetruppführer eingeteilt, die Brücke zu bauen und den Ablauf der Transportfahrzeuge zu koordinieren. Mein Zugführer selbst teilte die Sicherungskräfte ein.

Die Transport- und Verlegegruppe war zügig zusammengestellt und wir begannen den Kfz-Marsch zur Brückenstelle. Dort angekommen, wurden wir von Vorkräften in den Verfügungsraum eingewiesen und begannen aus der Bewegung heraus mit den Vorbereitungen zum Bau der Brücke.

Meinem Wesen nach, versuchte ich schon von Beginn des Baues an, alles Mögliche zu optimieren. Ich wusste, wir konnten es schneller und besser, und versuchte alles aus den Mannschaftssoldaten und auch von meinem Kranunteroffizier sowie der Leistungsfähigkeit des Systems herauszuholen. Es sah so aus, als würde alles zeitgerecht erledigt sein. Der Spieß kam schon etwas früher mit dem Essen und auch der Chef kam mit dem Zugführer 1 gerade um die Ecke.

Die Brücke war nach kurzer Zeit fast fertig gestellt. Der Verleger wurde zurückgebaut. Nur die Schlepprampen mussten noch angebaut werden. Hier war Unterstützung erforderlich, da es sich um eine anstrengende und fordernde Arbeit handelt. Ich schnallte mir meine Verlegefernbedienung ab und wies den Kraftfahrer des Verlegers noch in den Verfügungsraum ein, ging dann aber mit eiligen Schritten zur Brücke und packte mit an, um



durch vermeintliches Vorbild die Arbeitsleistung nochmals zu steigern. Die Arbeitsleistung war durch mein forderndes Tempo ohnehin hoch, und im Kopf lief meine eigene Stoppuhr.

Die Mannschaftssoldaten wurden von mir vor dem Brückenbau belehrt, dass jeder umsichtig handeln und mit Köpfchen auf der Brücke arbeiten sollte, da wir über einem tiefen Graben mit wenig Wasser bauten.



Nun machte ich mich voller Eifer daran, den Rest fertig zu stellen. Der Chef und der Spieß standen am Ufer und mein Zugführer meldete zackig. Ich wollte gerade eine lange Verbindungsstange aus der Schlepprampe ziehen, als diese plötzlich klemmte. Nachdem ich einmal richtig daran gezogen habe, kam sie mir einen halben Meter entgegen. Zu viel, denn ich stand bereits mit den Hacken



am Schrammbord der Brücke und verlor das Gleichgewicht. In dieser Schrecksekunde fasste ich noch einmal nach, doch die Stange kam noch weiter heraus und ich musste einsehen, dass ich nun „verspielt“ hatte. Keiner konnte mir helfen, denn alle arbeiteten wie verrückt. Mit voller Gefechtsausrüstung und allem was dazugehört, kippte ich rückwärts und fiel circa dreieinhalb Meter tief nach unten in eine Moorlandschaft, die mich sofort mit ihrer stinkenden, nassen Brühe empfing. Als „geschlagener Held“ kroch ich an Land. Die am Ufer und auf der Brücke stehenden Soldaten erkundigten sich nach meinem Befinden und brachen danach in Gelächter aus. Zu Recht. Ich musste mich, weil ich so erbärmlich stank, noch an Ort und Stelle ausziehen, ansonsten hätte mich der Spieß nicht im Auto mitgenommen. Dabei befreite er mich auch sogleich von einem Blutegel, der sich, obwohl ich nur gefühlte drei Sekunden im Wasser lag, schon auf meiner Haut am Rücken festgesetzt hatte.

Falscher Ehrgeiz und Übereifer sollten nie die bestimmenden Merkmale unseres Handelns sein. Besonders als militärischer Vorgesetzter kommt es darauf an, den Überblick zu behalten. Umsichtiges und zügiges, aber nicht zu hastiges Handeln führt in den meisten Lagen zum gewünschten Erfolg.



Potenzialfeststellung

„Gut“, dachte ich mir, jetzt sitzt du im Auto und fährst zum Zentrum für Nachwuchsgewinnung, um die Tür für die Laufbahn zum Offizier des militärfachlichen Dienstes ein Stückchen weiter zu öffnen. Bei dieser Fahrt gingen mir viele Gedanken durch den Kopf und ich war innerlich auch schon ein bisschen aufgeregt, weil ich nur anhand eines Informationsschreibens aus dem „IntranetBw“ wusste, was mich erwartet.

Diese Art der Eignungsfeststellung wurde neu in die Bundeswehr eingeführt. Deshalb gab es auch in meinem näheren dienstlichen Umfeld noch keinen Feldwebel, der diese Potenzialfeststellung durchlaufen hatte und mir wertvolle Tipps hätte geben können.

Im Informationsschreiben stand lediglich, dass die Ausprägungen von zehn Eignungsmerkmalen, wie zum Beispiel Persönlichkeitsstabilität, anhand von fünf Prüfstationen ermittelt und bewertet werden (zum Beispiel Gruppensituationsverfahren, Kurzvortrag, Computertest, Persönlichkeitsfragebogen und Interview). Das ist, wenn man weiß, dass dieser Eignungstest mit über die eigene Zukunft entscheidet, erst mal nicht viel.

Nachdem ich am Ende einer Sackgasse das Zentrum für Nachwuchsgewinnung gefunden hatte, bekam ich vom Unteroffizier vom Dienst (UvD) meinen Stubenschlüssel und eine Mappe mit einem Laufzettel für die einzelnen Prüfstationen am nächsten Tag. Der UvD sagte noch zu mir: „Herr Oberfeldwebel, wenn sie noch was außerhalb erledigen müssen, dann bitte jetzt, denn bis 20:00 Uhr müssen alle Soldaten auf den Stuben sein, damit sie



am nächsten Tag ausgeruht und voll leistungsfähig sind.“ Außerhalb musste ich nichts mehr erledigen und bezog die Stube. Auf der Stube war ich mit einem Oberfeldwebel der Jägertruppe untergebracht. Wir beide unterhielten uns an dem Abend noch ein wenig über Gott und die Welt, um uns ein bisschen abzulenken und legten uns dann so gegen 22:00 Uhr ins Bett, um am nächsten Tag fit zu sein.

Am Morgen des Prüfungstages hatten wir um 07:00 Uhr als erstes die Begrüßung und Einweisung durch die Prüfungskommission. Diese setzte sich aus einem Psychologen und einem Hauptmann zusammen. Die Prüfgruppe hingegen bestand aus vier Oberfeldwebeln.

Nach der Einweisung ging es dann sofort mit der ersten Prüfstation, dem Ausfüllen des Personalfragebogens, weiter. Die Aufgabe schien im ersten Augenblick nicht schwer zu sein, aber je näher ich dem Ende des Fragebogens kam, umso schwieriger wurden die Fragen. Für mich waren zum Beispiel die Fragen zur Selbsteinschätzung recht schwierig zu beantworten.

Danach fuhren wir sofort mit dem Computertest fort. Vor dieser Prüfungsstation hatte ich eigentlich die wenigste Angst, denn ich hatte mir im Vorfeld ein Buch zur Vorbereitung auf solche computerunterstützten Tests gekauft und die Wochen vorher mein Gehirn trainiert. Als ich mit dem Computertest fertig war, rauchte mein Kopf und ich hatte ein mulmiges Gefühl im Bauch. Man konnte darüber aber nicht lange nachdenken, denn es stand schon die nächste Prüfstation, nämlich das Gruppensituationsverfahren, an: Alle vier Oberfeldwebel saßen an einem Tisch und mussten sich in kürzester Zeit



auf eine Lösung zu einem vorgegebenen Problem einigen. Wir waren, zum Erstaunen der Prüfungskommission, nach zwölf Minuten von 30 möglichen fertig und sehr zufrieden damit. Nahtlos ging es mit dem Kurzvortrag weiter. Wir wurden von dem Prüffizier einzeln in einen Vorbereitungsraum gerufen und mussten dann dort aus drei Bereichen ein Thema ziehen. Die Bereiche waren „Die Bundeswehr“, „Die Bundeswehr und die Gesellschaft“ und „Die Gesellschaft“. Mein gewählter Bereich war „Die Gesellschaft“ und das gezogene Thema lautete „Einheitsrente für alle in Deutschland“. Daraufhin hatte ich 20 Minuten Zeit, mir ohne irgendwelche Hilfsmittel, außer Papier und Bleistift, Notizen für einen Kurzvortrag von fünf Minuten zu machen.

Der Prüfraum war mit einem Podium bestückt, an dem ich dann meinen Vortrag vor der Prüfungskommission gehalten habe. Seine eigene Leistung lässt sich nicht gut einschätzen, weil es danach kein Feedback gab.

Endlich war Mittagspause und wir unterhielten uns über das am Vormittag erlebte, bevor es zur letzten Prüfstation, dem Interview mit der Prüfungskommission ging.

Wir wurden bei diesem Interview alle einzeln hereinggerufen und zu bestimmten Themen, zu denen es noch Unklarheiten gab, befragt. Dieses Einzelgespräch lief ungefähr so ähnlich wie bei der Feldwebeleignungsprüfung ab.

Wir waren danach alle sichtlich aufgeregt und konnten es kaum abwarten, unser endgültiges Ergebnis dieser Potenzialfeststellung zu erfahren. Rein gefühlsmäßig dachte keiner von uns, dass er für die Laufbahn der Offiziere des militärfachlichen Dienstes geeignet ist, aber



nach den Abschlussgesprächen hatten alle die Eignung für diese Laufbahn erhalten.

Wir umarmten uns und konnten es im ersten Moment gar nicht fassen, unser Ziel an diesem Tag erreicht zu haben. Wir räumten unsere Stuben und fuhren alle wieder in unsere Einheiten zurück. Unserem Ziel, für die Laufbahn der Offiziere des militärfachlichen Dienstes zugelassen zu werden, waren wir wieder einen großen Schritt näher gekommen.

Die Durchlässigkeit unseres Systems gewährleistet, dass Feldwebel mit einem überdurchschnittlichen Leistungsbild einen Laufbahnwechsel zum Offizier einschlagen können. Allgemeine Voraussetzungen hierfür sind die Bereitschaft zum lebenslangen Lernen und der Wille, neue Herausforderungen anzunehmen.



Das Ende einer Übung

Gefühlte 100 Grad Celsius. Die Sonne scheint erbarungslos vom Himmel und das im Mai. Am Tage brütend heiß und in der Nacht ein Grad über Null. Morgens beim Helm tarnen frieren mir die Finger ab und tagsüber verwelkt das Gras auf meinem Helm zu Heu. Verkehrte Welt! Den dritten Tag sind wir jetzt schon unterwegs und die Schmerzen an Füßen und Knochen sind kaum noch zu ignorieren. Der Hubschrauber, der uns zurückfliegen sollte, hat nach circa 100 Metern einen „technischen Defekt“; so „motiviert“ man Soldaten.

Ich bin auf dem Lehrgang, der mich zum Unteroffizier formen soll, im letzten Monat und am dritten Tage der Durchschlageübung im schönen Münsterland. Dieses Münsterland, das kann ich mit reinem Gewissen sagen, kenne ich seitdem landschaftlich besser als viele „Ureinwohner“.

Wir haben das Ziel fast erreicht und dann schmiert der Hubschrauber ab. Ich erinnere mich daran gerne zurück. Und so erinnert sich jeder meiner Gruppenkameraden auch an seine ganz persönliche Geschichte, die er irgendwann, irgendwann einmal erzählen wird.

„Absitzen und nicht unterm Heckrotor her, wenn ihr nicht zwei Helme haben wollt und das Ganze Marsch, Marsch ...“, höre ich meinen Gruppenführer undeutlich ob der lauten Rotorengeräusche brüllen. Ich frage mich, warum der verdammte Rotor sich überhaupt noch dreht und warum der kaputte Hubschrauber wieder wegfliegt, noch bevor der Nebeltopf, der zum Markieren der Landestelle gezündet wurde, ausgenebelt hat. Mit schmer-



zenden Füßen und offenen „Wölfen“ (das sind offene Wundstellen dort, wo Ausrüstung und Haut sich aneinander reiben) sprinten wir mit Marschgepäck in das nächstgelegene Waldstück und sichern rundum. Keiner weiß so genau, wo wir sind, denn die gefühlten 100 Meter entpuppen sich gerade als mehrere Kilometer. Das scheint der Prüfungsabschnitt „Zurechtfinden im Gelände“ zu sein. Den Oberfeldwebel, unseren Gruppenführer der Jägertruppe, habe ich, seit er uns aus dem Hubschrauber geschmissen hat, übrigens auch nicht mehr gesehen. Und, wer ist der letzte eingeteilte Gruppenführer gewesen? Na klar, ich war es. Gruppenführerausstattung und die Karte habe ich ja noch am Mann. Alle zwölf weiteren Gruppenmitglieder warten auf meine Anweisung und das jetzt. Was passiert wohl, wenn ich uns in die falsche Richtung marschieren lasse? Der Oberfeldwebel wirkt immer beruhigend. Wir vertrauen ihm, weil man immer das Gefühl hat, dass er weiß, was er tut. Und jetzt stehe ich da mit meiner Gruppe, meiner Ausstattung und ohne Gruppenführer! Jetzt bin ICH an der Reihe, mir das Genörgel über Schmerzen, Durst und Hunger, Müdigkeit und absolute Lustlosigkeit anzuhören. Mein Adrenalinpiegel steigt, meine Schmerzen sind fast weg. Nun habe ich die Verantwortung, muss meine Problemchen mit Füßen und Knochen zurückstellen, ich bin derjenige, der motivieren, den Männern auf die Schultern klopfen muss. Ich bin hier der Vorgesetzte, auf den die Gruppe hört und dem sie vertrauen soll. So schnell geht das. Und wie geht das? Die Kameraden nach Stärken einteilen, heißt es. Also, wenn ich hier einen ehemaligen Pfadfinder habe, kommen wir mit Si-



cherheit schnell ans Ziel. Doch unterstreicht das meine Fähigkeiten als Gruppenführer oder schmälert es sie? „Hört bloß mit dem Gejammer auf“, denke ich, „dafür hab ich jetzt mal überhaupt keine Zeit.“ Es gibt so schon viel zu beachten. Vor allem gilt es, die Fassung zu bewahren und nicht auf den Hauptgefreiten (UA) C. „einzuprügeln“, weil ihm mal wieder ein kluger Spruch nach dem anderen einfällt. Der war am ersten Tag der zweite Gruppenführer. Sehr dankbar – da kann man sich abschauen, was der Erste falsch macht und es dann besser machen. Außerdem ist er noch „frisch“. Er ist einer von der Sorte, bei dem Paragraph 12 Soldatengesetz anscheinend noch nicht in Gänze angekommen ist. Der lässt ganz gerne mal die Kameraden, die es nicht schaffen, vor der Holzwand der Hindernisbahn stehen und meldet es dem nächsten Vorgesetzten. Aber auch mit dem muss ich klar kommen. Die anderen Kameraden reißen sich – der eine mehr, der andere weniger – zusammen. Die Situation darf jetzt nur nicht eskalieren. Wir stehen das erste Mal ohne Gruppenführer da, und die Stimmung ist äußerst gereizt. Nicht zuletzt, weil der Helikopter die mehr als 20 Kilometer nur zu einem Bruchteil hinter sich lassen konnte.

Mit „ich glaube, wir müssen hier lang“ bewege ich jetzt wohl keinen aus seiner jetzigen Position. Es sollte jedoch zügig weitergehen, weil wir sonst durch den Gestank, den wir durch tagelanges Schwitzen verbreiten, aufgeklärt werden. Also Lagefeststellung, Planung, Entschluss, Befehlsgebung und los geht es. Ich schnappe mir meinen Nahsicherer und schleiche an den Waldrand, um mir ein Bild vom Gelände zu machen. Der orange-



farbene Rasen verrät den Landeplatz des „kaputten“ Hubschraubers. Ich hoffe, es geht „ihm“ jetzt besser. Vom Oberfeldweibel ist immer noch nichts zu sehen. Er hat wohl vergessen, auszusteigen.

Eine Hochspannungsleitung ist zu sehen und sonst eigentlich nur Gegend. So ist das eben im Münsterland. Also suche ich auf der Karte nach der Stromleitung und der Form des Waldes, die ich relativ gut abschätzen kann. Und Tatsache ist, wir sind exakt fünf Kilometer und 650 Meter geflogen. Logischerweise ist mein Kartenausschnitt auch nicht viel größer als die Flugstrecke war. Also nehme ich Verbindung zum Zuggefechtsstand auf und melde meinen Standort. Ich wette, die wissen schon sehr gut, wo wir sind. Ist aber bloß eine Vermutung.

Den Zugführer, der mich beinahe durch das Funkgerät zieht, als ich die Koordinaten offen durchgebe, werde ich jetzt wohl nur mit sehr guter Leistung beim Orientieren wieder auf meine Seite bekommen. Denn was habe ich vergessen? Mit der Sprechtafel meinen Funkspruch zu verschleiern. Gib niemals Truppenstärke, Orts-, Zeit- oder Zahlenangaben offen über einen taktischen Funkkreis, denn sonst kann dies ganz schnell „Übungsende“ für die Gruppe und das Leben bedeuten. Das bleibt für immer hängen und nicht ungestraft.

Einer Marschkompasszahl über fünf Kilometer zu folgen, ist schon knackig, vor allem durch den Wald. Also alles Gelernte anwenden: Soldaten vorschicken und ihn über Kimme und Korn anvisierend an Ort und Stelle platzieren, Gruppe hinterher ziehen und das Ganze wiederholen. Doppelschritte zählen und undurchdringbare Bü-



sche so groß wie Wälder umgehen, im Sprung und überschlagend über freie Flächen. Das ganze Programm und wieder ab in den Schlagschatten des nächsten Waldes. Dann der nächste Schock beim Durchzählen: Es fehlt ein Gewehr! Und als wäre das nicht schlimm genug, es hängt auch noch ein Soldat meiner Gruppe daran. Gewehr weg und Soldat weg. Und wer sollte es anders sein, als Hauptgefreiter (UA) C.? Wo ist der denn jetzt hingerrannt? Nur Ärger macht der.

Gut für mich ist, dass die Gruppe sich den Schuh anzieht und einsieht, dass ich nicht alles im Blick haben kann und einfach nicht nach links und rechts geschaut wurde. Also Suchtrupp losgeschickt und kurze Rast eingelegt. Eine sehr kurze Rast, denn da taucht der Oberfeldwebel auf und auf seinen Schultern ein Verletzter mit Gewehr – mein Soldat. Den hatte der Oberfeldwebel äußerst rechts aus der Flanke kommend aus meinem Schützenrudel rausgefischt und keiner hat es gemerkt. Und schon hat man eine neue Situation, nämlich einen Verletzten an Bord.

Also wird wohl hier aus der Rast eine Sanitätseinlage mit abgekämpften Soldaten. Die haben allerdings nichts anderes mehr im Kopf, als ein kühles Bier und warmes Essen auf einem richtigen Stuhl sitzend zu genießen, um anschließend in einem Bett mit Matratze in einem Raum, in dem es einen Lichtschalter gibt, den man an- und ausschalten kann, zu schlafen. Man lernt, genügsam zu werden und Luxus zu schätzen.

Der anschließende Transport des Verletzten auf einer feldmäßig gebauten Trage war eine besondere physische Herausforderung.



Meine Gruppenführerausstattung übergebe ich nun letztmalig an einen Kameraden meiner Gruppe. Mit anderen Augen und anderer Einstellung gehe ich nun als aufmerksamer Nahsicherer meines neuen Gruppenführers, in Begleitung des Oberfeldwebels, den befohlenen Marschweg. Es ist sofort eine andere Stimmung, man merkt, der Ausbilder ist wieder da – da wollen wir alle mal hin.

Der Weg, der eingeschlagen ist, kommt uns nun langsam bekannt vor und es durchdringt mich ein Glücksgefühl und gleichzeitig eins, was mir ein lautes „Sch...“ aus dem Hals drücken lassen will. Doch ich beherrsche mich. Ich möchte Unteroffizier und Feldwebel, will Führer, Ausbilder und Erzieher meiner unterstellten Soldaten werden und ein Vorbild sein. Und da hat man verdammt noch mal die Zähne zusammenzubeißen und auch am dritten Tag noch den Mund zu halten. Das muss man von einem militärischen Führer erwarten können. So halte ich mich zurzeit über Wasser. Das muss man sich ab und an vor Augen führen. Der Oberfeldwebel, so scheint es, hat noch nicht einmal Schweißperlen auf der Stirn und meckern und nörgeln kennt der schon gar nicht – vorbildlich. Das Glücksgefühl ist schnell erklärt. Da wir den Weg kennen, ist es nun nicht mehr weit zur Kaserne und zum Unterkunftsgebäude. Das mulmige Gefühl erklärt sich dadurch, dass dieser uns bekannte Weg zur Hindernisbahn führt und wir nun schon seit geraumer Zeit unseren „sanitätsdienstlichen“ Arbeiten nachkommen.

Man muss kein Prophet sein, um vorauszusehen, dass wir wohl zum guten Schluss die Hindernisse im Grup-



penrahmen überwinden sollen. Also wird auch gleich diese Tragegeschichte ihr Ende finden? Falsch gedacht, wir zerren unseren Verletzten mit Trage über die Hindernisse. Hauptgefreiter (UA) C. schwitzt Blut und Wasser. Er ist darauf angewiesen, sich auf uns zu verlassen. Die großen Sprüche kommen schon seit einigen Kilometern nicht mehr. Ich glaube, er versteht langsam, wie es um ihn und unseren Gemütszustand bestellt ist. Und wir lassen ihn trotzdem nicht im Stich. Wir bringen ihn heil über die Bahn und erreichen den Verwundetensammelplatz. Kleinlaut steigt er von der Trage und klopft den Trägern auf die Schultern. Ein leises „Danke“ ist zu hören.

Abgekämpft, aber erhobenen Hauptes, stolz ob der gezeigten Leistung, marschieren wir in die Kaserne ein und nähern uns unserem Unterkunftsgebäude.

Es sind nun fünf Minuten vergangen, der Kopf hängt mit apathischem Blick auf den Boden gerichtet in Trauerstellung – wir entfernen uns nämlich wieder von unserem Unterkunftsgebäude. Es geht auf der anderen Seite der Kaserne wieder raus. Das geht an die Substanz. Glaube nie, es sei vorbei, bevor es nicht vorbei ist! Erwarte nichts, denn dann wirst du nicht enttäuscht!

Es wird eine kleine Runde. Eine Stunde später sitzen wir auf unseren Stühlen im Flur unseres Unterkunftsgebäudes und reinigen die Waffen. Übungsende.

Ich habe gelernt, was es heißt, Verantwortung zu tragen. Ich habe auch gelernt, was es heißt, militärischer Führer zu sein, alle Soldaten „mitzunehmen“ und damit das Gemeinschaftsgefühl zu stärken. Es macht



Spaß, Verantwortung zu übernehmen und das tun wir jeden Tag in jeder Situation des Dienstes, wenn wir Vorgesetzte sind. Gut, wenn wir uns in diesen Situationen auch auf unsere unterstellten Soldaten verlassen können – unabdingbar dafür ist gegenseitiges Vertrauen.



Jeder an seinem Platz

Ein Soldat meines Zuges, eingesetzt als Systembediener im Spähwagen FENNEK, beschwerte sich während der Einsatzvorausbildung öfters bei mir, wieso er ständig mit der Waffenanlage auf sechs Uhr, also nach hinten gerichtet, fahren muss. Ich habe seine Worte noch immer im Ohr: „Darf ich ein Bild meiner Freundin auf der Rückwand des FENNEK anbringen, da ich alle Sicherungen, die sich hinter mir befinden, bereits auswendig kenne.“ Auch seine Kameraden nahmen ihn in dieser Zeit bereits auf den Arm und fragten: „Na, bist du heute wieder nur rückwärts gefahren?“ Nach einiger Zeit meldete sich jener Soldat bei mir und fragte, ob er dadurch von mir schikaniert werden solle. Ich verneinte dies und wies auf ein Zitat in einer Anweisung für Führung und Einsatz hin, welches lautet: „Der Führer muss bereits im Frieden durch Erziehung und einsatznahe Ausbildung die seelischen und körperlichen Kräfte des Soldaten wecken und festigen, um Grundlagen für die Kampfkraft der Gruppe zu schaffen.“ Ich versuchte, ihm auch mit meinen eigenen Worten zu erklären, dass diese Maßnahme keine Schikane sei, sondern einen ernsten Hintergrund hat. Er nahm dies hin, meldete sich ab und fuhr den Rest der Vorausbildung in dieser Position.

Mit diesen Eindrücken aus der Vorausbildung verlegten wir im Frühjahr nach Mazar-e-Sharif. Wir waren eingesetzt in der gemischten Aufklärungskompanie. Auch im Einsatzland fuhren wir in der geübten Zusammensetzung auf Patrouille. Nach circa einem Monat im Einsatz



fragte mein Kamerad wieder, ob er seine Sitzposition nicht verändern kann, da er keinen Sinn darin sah. Erneut machte ich ihm klar, dass nur in dieser Position der rückwärtige Bereich gesichert werden kann und ein schneller Einsatz der Waffe möglich ist.



Anfang April änderte er seine Meinung und erkannte plötzlich den Sinn und die Wichtigkeit seines Auftrags. Kurz zuvor geriet der Spähtrupp, in dem der Soldat eingesetzt war, bei Nacht in Kunduz in einen Hinterhalt. Die FENNEK wurden mit Handfeuerwaffen und Panzerabwehrwaffen (RPG = Rocket Propelled Grenade) beschossen. Durch einen RPG-Treffer konnte der Spähtruppführer seine Waffe nicht mehr einsetzen. Einzig und allein das Alphafahrzeug war noch in der Lage, den Feuerkampf zu führen. Beide Besatzungen konnten den



Hinterhalt durchstoßen und kehrten mit beschädigten Fahrzeugen in das Feldlager in Kunduz zurück. Der Schock saß bei allen beteiligten Soldaten tief. Bei der anschließenden Befragung wurde deutlich, dass durch das automatisierte Handeln genau jenes Soldaten das Leben der restlichen Besatzung gerettet wurde. Keiner stellte weiterhin dessen Auftrag als sinnlos dar, auch nicht der Kamerad, der uns die ganze Zeit nach hinten gesichert hatte. Denn er war in der Lage gewesen, schnell in diese Richtung zu wirken.

So erfüllten wir unseren Auftrag und kehrten alle im Juli nach Deutschland zurück.

Im Nachhinein erkannten wir alle, wie wichtig die einsetzungsvorbereitende Ausbildung ist. Durch das ständige Wiederholen von Tätigkeiten handelt man in Krisensituation wie von selbst. Mit dem Unerwarteten ist stets zu rechnen, Kampf ist oft gleichbedeutend mit Chaos. Um dieses Chaos zu vermeiden, muss jeder seinen Arbeitsplatz blind beherrschen und seinen Kameraden vertrauen können.



Welcome to NATO

Notizen aus dem Auslandseinsatz im „Multinational Environment“. Schon zu Zeiten des „Kalten Krieges“ waren Englischkenntnisse von Vorteil, wollte man in seinem Verteidigungsraum am „Eisernen Vorhang“ zweckmäßige Absprachen mit den dortigen Nachbarn einer anderen Nation treffen. War der Nachbar eine amerikanische Einheit, war es vergleichsweise leicht, mit den Verbündeten ins Gespräch zu kommen, denn Amerikaner sind in der Regel sehr kontaktfreudig und es ist sehr einfach, sich mit ihnen auf freundschaftliche Art und Weise zu verständigen, notfalls auch mit „Händen und Füßen“. Etwas schwieriger gestaltete sich dieses schon im Bereich der Briten und erst recht im französischsprachigen Teil des Gefechtsstreifens.

In den heutigen Einsätzen der Bundeswehr gibt es mittlerweile eine große Anzahl von Nationen, die bei vielen Anlässen zusammenarbeiten. Darüber hinaus dienen in der Bundeswehr heute auch Soldaten, die während ihrer Schul- und Dienstzeit nie eine englische Sprachausbildung hatten.

Schauen wir uns deshalb einmal ein internationales Truppenlager im Ausland etwas genauer an. Schon bei der Ankunft auf dem Flughafen wird einem die Vielzahl verschiedener Nationen durch das bunte Uniformbild deutlich. Die Einfahrt zum Lager sowie den Zutritt zum HQ (Headquarters = Hauptquartier) überwachen ungarische Wachsoldaten. Bei der Einweisung ins Lager und dem folgenden „In-Processing“ werden schon die ersten Englischkenntnisse abverlangt. Hier gilt es umfang-



reiche englischsprachige Fragebögen zu beantworten. Die Auswertung der Bögen übernimmt ein französischer Sergeant, aber erst nachdem ein amerikanischer Gefreiter ein Foto für die „ID-Card“ (Identification Card = Ausweis) von dem Neuankömmling gemacht hat.

Ein buntes Gemisch aus 34 Nationen mit ihren verschiedenartigsten Uniformen und Sprachen bevölkert das Lager. Unterkunft bezieht man in der Regel mit Soldaten anderer Nationalität zusammen in einem Container. Es kann also durchaus sein, dass man die Zeit mit einem Griechen, Spanier, Georgier, Bulgaren, Italiener oder Briten in einer Unterkunft verbringt. Hier sind einige kulturell bedingte Verhaltensweisen nur im kameradschaftlichen Gespräch in beiderseitigem Einverständnis zu klären. Schon bei der Zuweisung der Unterkunft gibt es kleine Hürden mit dem unter französischer Aufsicht arbeitenden Einheimischen zu überwinden, kann man so doch eventuell die Unterbringung mit einem bekannten Kameraden arrangieren.

Die Einweisungen in den Lagerbetrieb, die Sicherheitsbestimmungen, die Arbeit der Stabsabteilungen und regionale Besonderheiten werden durch je einen Argentinier, einen Tschechen und einen Deutschen durchgeführt. Die zu Belehrenden sind in international durchmischten Gruppen vertreten. Alle Vorträge werden in Englisch gehalten. Um notwendige Dinge des täglichen Dienstbetriebes zu beschaffen, sind überall Formulare auszufüllen. Ein freundlicher „Local“, wie die Einheimischen auch genannt werden, ist auch im „Warehouse“ vertreten und versucht mit einem Gewirr aus Landes-



sprache und Englisch zu erklären, was zur Zeit „not in stock“, sprich „vergriffen“ ist.

In den Stabsabteilungen versehen in der Regel mindestens zwei verschiedene Nationen zusammen ihren Dienst. Im Schichtbetrieb der Operationszentrale (OPZ) sind es schon über 20. Alle sitzen vor Bildschirmen, sind mit ihren „Task Forces“ verbunden und verfolgen die eingehenden Meldungen. Hier wird besonders deutlich, dass eine klare Handlung nur erfolgen kann, wenn man das Geschehene und Gemeldete auch versteht. Dies beginnt schon beim Absetzen der Meldung durch den Führer des Checkpoints und setzt sich beim Bearbeiter in der OPZ fort. Der „Shift Director“, also der Schichtführer, ob Franzose, Deutscher, Tscheche oder Angehöriger einer anderen Nation, muss in der Lage sein, zweckmäßige Entschlüsse anhand des vorgelegten „Sitrep“ (Situation Report) zu fassen und die Informationen im „Morning und Evening Update“ für den „Commander“ zusammenzufügen. Gibt es hierbei Missverständnisse durch sprachliche Übermittlungsfehler oder falsche Ausdrucksweise, kann es unter Umständen zu weit reichenden Konsequenzen im internationalen Bereich kommen.

Selbstverständlich ist in einigen Abteilungen des HQ der Erwerb einer „International Drivers License“ erforderlich. Der schwedische Unteroffizier der „Trans-Coy“, der Fahrbereitschaft, führt die Ausbildung durch, die selbstverständlich vorher bei dem dafür zuständigen Rumänen „requested“, also „angefordert“ wurde. Sobald das „Maintenance-Team“, bestehend aus Amerikanern, Belgiern und Franzosen, ein Fahrzeug zur Verfügung ge-



stellt hat, beginnt die Fahrschule mit Unterricht, schriftlichen Unterlagen zum Verkehrs- und Pannverhalten einschließlich schriftlicher Prüfung und einer praktischen Fahrausbildung, sowohl im Lager als auch über Land. Hier ist es zweckmäßig, den Fahrauftrag auszufüllen und den Anweisungen des Lehrers folgen zu können, denn Fehler werden bei nicht vorhandener Fahrschulausstattung in der Regel sofort bestraft. Eine Bekanntschaft mit der „International MP“ (Rumänen, Niederländern, Briten) und eine zeitintensive Bearbeitung sind die Folge. Dies gilt insbesondere auch für oft stattfindende Geschwindigkeitskontrollen (Laser Control). Benötige ich für die Fahrt eine Landkarte, wird diese vorher in der Kartenstelle bereitgestellt. Ein „request“ an den bearbeitenden Tschechen mit entsprechender Erläuterung der benötigten Karteninhalte und Formate bringt mich am vereinbarten Liefertermin rasch zu den gewünschten Materialien. Brauche ich weitere Auskünfte, wird sich durchgefragt, vorbei an Wachen und Sicherheitspersonal unterschiedlichster Herkunft, Bildung und Sprachkenntnisse. Eines wirkt auch hier stets verbindend: Mit Englisch komme ich in der Regel immer ein Stückchen weiter, egal auf welchem Dienstposten oder in welcher Umgebung ich eingesetzt werde.



Improvisation ist alles



Es begann mit meiner Rückkehr vom Unteroffizierlehrgang Teil 2 (UL 2). Nach drei Monaten in Koblenz kehrte ich endlich an meinen Heimatstandort zurück. Ich war froh, diese anstrengende Zeit hinter mich gebracht zu haben.

In der Zeit meiner Abwesenheit hatte sich viel getan. Die Menschen im Kosovo strebten nach Freiheit und Unabhängigkeit. Nach schweren Kämpfen und schwierigen Verhandlungen kam es schließlich zur UN Resolution 1244. Diese Resolution machte es möglich, dass Streitkräfte der NATO im Rahmen einer friedens erzwingenden Maßnahme in das Kosovo einmarschieren konnten. In der Bundeswehr hatten die Vorbereitungen zur Aufstellung von Truppen für diese Mission begonnen.



So geschah dies auch in meiner Stammeinheit. Es folgten erste Abfragen, wer sich bereit erklären würde, in diesen Einsatz zu gehen. Freiwilligenmeldungen gab es bei uns jedoch so gut wie keine. Ein Auslandseinsatz war damals alles andere als normal oder gar Routine. Mein Spieß kam auch auf mich zu und fragte, wie ich zu dieser Frage stehen würde. Zunächst war ich völlig überrascht, war ich doch gerade zwei Tage vom UL 2 zurück und kaum ein Jahr Unteroffizier. Ein wenig überumpelt sagte ich zu, an diesem Einsatz teilnehmen zu wollen. Mein Spieß meldete mich daher als Freiwilligen. Und nur wenige Tage nach dieser Meldung wurde ich auch schon über die Versetzung in meinen Einsatzverband informiert. Dieser befand sich ganz in der Nähe meines Standortes.

Es folgten mehrere Monate der Vorbereitung, unzählige Übungen und Übungsplatzaufenthalte, die uns auf den Einsatz vorbereiten sollten. In dieser Zeit wurde aus einem bunt zusammen gewürfelten Haufen Grenadiere und später auch Panzerleuten eine eingeschworene Gemeinschaft.

Im Juni 1999 war es dann endlich soweit. Nach einer mehrwöchigen Bereitstellungs- und Wartephase im Feldlager Tetovo in Mazedonien marschierte ich als Truppführer und Teil einer Schützenpanzer MARDER-Besatzung eingegliedert in eine verstärkte Panzerkompanie in das Kosovo ein. Der Einmarsch war eine Phase der Ungewissheit, aber auch der Neugier. Wir wussten nicht, was uns genau erwarten würde. Würde alles friedlich verlaufen? Oder würde es gar zu Kämpfen kommen? Wir waren auf alles gefasst. Die gelebte Kamerad-



schaft quer durch alle Dienstgradgruppen gab uns Sicherheit und Zuversicht. Doch zu unser aller Überraschung verlief alles friedlich und so gut wie reibungslos. Nach vielen Stunden Fahrt durch imposante Landschaften, vorbei an zerstörten Städten und Dörfern kamen wir endlich in Prizren an. Die Menschen bereiteten uns einen begeisterten Empfang. Der Jubel der Menschen und die Freude über die einrückenden KFOR-Truppen waren grenzenlos.

Mit der Ankunft in Prizren erreichten wir auch unseren geplanten Verfügungsraum, eine ehemalige Fabrik für Tee und Arzneimittel, später bekannt als „die blaue Fabrik“. Dies sollte also unser Lager für unbestimmte Zeit werden. Das Gelände hatte in etwa die Größe von zwei Fußballfeldern und bestand aus einer großen Fabrikhalle, einem kleineren Nebengebäude und einem Wachhäuschen. Nach einer unruhigen ersten Nacht erkundeten wir tags darauf das Gelände. Toiletten? Duschcontainer? Feste Unterkünfte? Fehlanzeige. Nichts von all dem aus Deutschland gewohnten Komfort war zu finden! Und hier sollten wir vielleicht mehrere Wochen bleiben?

Unsere Unterkunft war ab dem Eintreffen im Lager unter dem löchrigen Vordach einer im Freien liegenden Laderampe, auf der alte Feldbetten standen. Damit konnten wir aufgrund der sommerlichen Temperaturen ganz gut leben, nur dass dafür eine Unterkunftspauschale in gleicher Höhe wie in Deutschland abzuführen war, sorgte im Nachklang des Einsatzes für Unmut. Erst Jahre später sollte ein Gerichtsurteil diesen Missstand endgültig beheben.



Für unsere Körperhygiene war das Einzige, was wir fanden, ein Hydrant. In der Stadt funktionierte die Wasserversorgung gar nicht, so dass wir über die geringen Mengen Flüssigkeit, die der Hydrant preisgab, froh sein konnten.

Während der Brigadestab, der in einem ehemaligen Firmengelände mit dem Namen „Progress“ seinen neuen Standort gefunden hatte, bereits nach relativ kurzer Zeit Duschcontainer und Toiletten zur Verfügung hatte, standen wir somit plötzlich vor der ungewohnten Situation, eventuell mehrere Wochen unter stark eingeschränkten hygienischen Bedingungen leben zu müssen. Improvisation war also gefordert, denn eine schnelle Abhilfe für unser Problem war auf unbestimmte Zeit nicht zu erwarten. Man merkte, dass wir, also die Bundeswehr, nicht sofort auf alle Fragen dieses Einsatzes vorbereitet war. Unser Zugführer hatte uns Gruppenführern den Auftrag gegeben, Lösungsmöglichkeiten für dieses Problem zu finden. Nun lag es also an uns und unseren Fähigkeiten zur Improvisation, uns die Lebenssituation so angenehm wie möglich zu machen.

Wir riefen zunächst alle Soldaten zusammen, um Ideen zu sammeln. Irgendwie mussten wir es schaffen, Toiletten und eine Waschmöglichkeit für eine ganze Kompanie zu organisieren. Nun waren alle gefragt, Ideen zu äußern.

Die erste Idee, die einer der Soldaten äußerte, war schon bewährt in Großvaters Zeiten: Der Bau eines „Donnerbalkens“. Zunächst mit Ablehnung bedacht, war er jedoch eine vorläufige Lösung des Toilettenproblems. Die Kompanieführung hatte zwar die Aufstellung einiger



mobiler Toilettenhäuschen beantragt, jedoch war bis auf Weiteres keine Aussage zu bekommen, ob und wann diese eintreffen würden. Tatsächlich sollte es letzten Endes einige Wochen dauern, bis sich an dieser Situation etwas ändern würde. Das Provisorium war kaum fertig gestellt, da begannen einige Soldaten, ein Toilettenhäuschen aus Blechwänden und herumliegenden Holzbalken zu bauen. Sogar ein Vorhang fand sich noch in der großen Fabrikhalle. Wir hatten also unser Toilettenproblem mit einfachsten Mitteln und ein wenig Kreativität schnell gelöst.

Eine einfache Waschgelegenheit hatten wir in Form des Hydranten, auch wenn der über den Tag verteilt mehrfach den „Geist“ aufgab und einfach kein Wasser herauskam.

Mit den ersten Ideen wuchs die Kreativität unserer Soldaten immer mehr. Dies lag wohl auch daran, dass in unserem bunten Haufen alle möglichen Berufe vertreten waren. Einer der Soldaten, ein Hauptgefreiter, war Heizungsinstallateur. Er äußerte die Idee, eine funktionierende Dusche mit warmem Wasser bauen zu wollen. Für uns wäre dies in unserer Situation ein absoluter Luxus gewesen. Nach stundenlangen Patrouillenfahrten und Checkpoints eine heiße Dusche genießen zu können, wünschten sich alle. Alles, was er zum Bau benötigen würde, wäre ein Aktenschrank, ein demontierter Heizkörper, ein paar Schläuche und eine Feuerstelle. Er hatte vor, einen improvisierten Durchlauferhitzer zu bauen. Auf diese Idee war bisher noch keiner von uns gekommen. Er verteilte also Aufträge, und die Soldaten begannen unter seiner Anleitung zu werkeln. Nach nicht ganz



drei Stunden hatten er und seine Gehilfen aus herumliegenden Blechwänden, einem alten Heizkörper und einem Aktenschrank eine Duschkabine gebaut. Als Wasserquelle diente unser Hydrant. Der Heizkörper wurde an den Hydranten angeschlossen und mit einem Zulauf und einem Ablauf versehen. Dieser wurde nun in den liegenden Aktenschrank gelegt und darunter ein Feuer mittels Holz und den reichlich vorhandenen Dieselvorräten entfacht. Kaum war das Werk fertig gestellt, sollte der „Erfinder“ der Erste sein, der sein eigenes Werk testen durfte. Wir machten also Feuer und drehten den Hydranten auf. Und – es war kaum zu glauben – nach einer knappen Minute stiegen heiße Dampfschwaden aus der „Duschkabine“. Es funktionierte also! Damit hatte er einen in unserer Lage hochgeschätzten Luxus geschaffen. Alle waren restlos begeistert und voll des Lobes für seine Idee. Erst mehrere Wochen später bekamen wir in unserem Lager ein Duschzelt der ABC-Truppe mit warmem Wasser aufgestellt. Dennoch wurde unsere „Eigenkreation“ weiter fleißig genutzt. Die Soldaten waren stolz auf ihre eigene Idee.

Die geschilderte Antwort auf die simple Frage der Hygiene war nur eines von vielen Beispielen für die große Kreativität und das Improvisationsvermögen, welches sich in diesem Einsatz zeigte und nötig war, um die eingeschränkten Lebensumstände nach Kräften zu verbessern. Noch an vielen anderen Stellen zeigte sich, wie es unter Einbeziehung seiner Untergebenen und Nutzung ihrer Kenntnisse zu schaffen ist, Dinge zu verbessern, Situationen zu bewältigen und sowohl kleine



als auch große Probleme zu lösen. Dieser Auslandseinsatz war mein erster und ich lernte, was wirkliche Kameradschaft bedeutet. Ich erlebte eine dienstgrad- und truppengattungsübergreifende Kameradschaft, die ich im täglichen Dienst gelegentlich vermisse.

In jedem Soldaten stecken sichtbare, manchmal aber auch verborgene Potenziale. Die Aufgabe eines Vorgesetzten und damit auch eines jeden Unteroffiziers muss es sein, zuzuhören, zu beobachten und die Fähigkeiten seiner Soldaten zum Nutzen aller zu fördern. Denn nur so, im Zusammenspiel von Vorgesetztem und Untergebenen, kann Kameradschaft wirklich funktionieren.



Und die Erinnerung bleibt

Zwei Wochen zuvor saß ich mit meinem Oberfeldwebel-Kameraden noch am Feldhaus im Camp Warehouse. Ich freute mich, meinen alten Kameraden, mit dem ich damals zusammen eingezogen wurde, endlich einmal wieder zu sehen. Er war von Kunduz nach Kabul gekommen, weil er Probleme mit seinen Zähnen hatte.

Wie es bei alten Kameraden üblich ist, redeten wir viel über vergangene Tage, die wir zusammen gedient hatten. Wir freuten uns beide schon auf das Wiedersehen mit unseren Familien, denn in sechs Wochen sollte der Einsatz beendet sein! Später verabschiedeten wir uns mit den Worten „Wir sehen uns in Deutschland“. Am Tag darauf flog er wieder nach Kunduz.

Nun, vier Wochen vor Einsatzende, sitze ich mit den anderen Portepée-Unterroffizieren meiner Kompanie in einem Zelt. Unser Chef gibt die Namen zweier Soldaten bekannt, die am Tag zuvor durch eine Explosion nahe Kunduz ihr Leben verloren hatten. Ich und mehrere andere Kameraden hofften, dass keiner unserer Bekannten dabei wäre, denn in der Einsatzkompanie Kunduz kannten wir fast alle Dienstgrade durch vorherige Einsätze.

Aber es kommt immer anders, als man denkt. Der Name meines „alten“ Kameraden wurde genannt. Der Name des Kameraden, mit dem ich so viele Jahre zusammen gedient hatte. Ich vermag nicht, die Leere, die ich in diesem Moment empfand, in Worte zu fassen. Am Tag darauf erhielt unsere Kompanie den Auftrag, das Ehrengeleit für die Überführung der Särge nach Deutschland zu stellen. Am nächsten Morgen sammelten sich die Sarg-



träger, darunter auch ich, an einem Kühlcontainer neben dem Feldlazarett. Wir nahmen die Särge unserer gefallenen Kameraden auf und trugen sie langsamen Schrittes zum Ehrenmal im Camp Warehouse. Unser General sprach Worte des Abschieds, von denen ich nicht mal die Hälfte mitbekam.

Meine Gedanken waren acht Jahre entfernt in der Vergangenheit, bei zwei jungen Panzergrenadieren, die zusammen morgens um vier Uhr im Alarmposten lagen und auf ihre Ablösung warteten. Jetzt lag der Eine im Sarg und der Andere stand im „Hab Acht“ daneben. Das Lied vom guten Kameraden, das ein Trompeter blies, bildete den Abschluss der Zeremonie am Ehrenmal.

Dieses Lied hat sich an diesem Tag für immer in mein Gedächtnis gebrannt und ich verbinde es seit jenem Tag mit dem Tod meines Kameraden. Nachdem die Zeremonie beendet war, wurden die Särge zum Flughafen gefahren. Im gesamten Feldlager standen Hunderte Deutsche, aber auch viele Soldaten anderer Nationen Spalier, um den Toten die letzte Ehre zu erweisen.

Am Flughafen in Kabul angekommen, trugen wir die Särge durch das Ehrenspalier unserer Kompanie und stellten sie vorsichtig in der TRANSALL ab. Nun war für mich die Zeit gekommen, mich von meinem toten Kameraden zu verabschieden. Ich legte meine Hand auf den Sarg, schloss die Augen und trauerte kurz für mich allein. Danach trat ich ins Ehrenspalier ein, hob meine Hand zum Gruß und beobachtete wie das Flugzeug meinen Kameraden nach Deutschland brachte.



Auch wenn das Leben nach einem Einschnitt wie dem Tode eines uns Nahestehenden weiter gehen muss, werden wir die Erinnerung an unsere gefallenen Kameraden niemals verblassen lassen. Dazu gehört neben dem formalen Abschiednehmen auch die Möglichkeit des individuellen Trauerns sowie Orte, an denen wir unserer Kameraden in Würde gedenken können. So ehren wir sie.



Hubschrauberinstandsetzung im Einsatz

Was für einen Tag hatten wir heute? Montag, Dienstag oder doch schon Mittwoch? Es kreiste der Witz, dass jeder Tag wie Montag ist, außer Mittwoch, der ist wie Freitag.

Egal, der Wecker klingelte und ich wühlte mich aus dem Bett. Vier Uhr! Seit zwei Wochen stand ich nun schon im Training für meinen ersten Marathon, den ich nach meiner Rückkehr laufen wollte. Und da es um acht Uhr schon zu warm war, musste ich mein Training auf die frühen Morgenstunden schieben.

Ich bin Oberstabsfeldwebel und Nachprüfer für einen elektronischen Bereich des mittleren Transporthubschraubers (MTH) CH-53. Eine abwechslungsreiche Tätigkeit, Gott sei Dank nicht nur am Schreibtisch. Die Auseinandersetzung mit der Technik und die Zusammenarbeit mit Menschen reizen mich. Hier in der Prüfgruppe, der ich jetzt schon über 13 Jahre angehöre, habe ich das fast perfekte Zusammenspiel gefunden. Und einen Marathon vor meinem 50. Geburtstag wollte ich auch noch laufen, und dafür hatte ich nur noch wenige Monate Zeit!

Die heutigen zehn Kilometer waren schnell erledigt und so stand ich dann frisch geduscht im Küchengebäude, um mein Frühstück einzunehmen. Meine Kameraden der Prüfgruppe saßen auch noch da und so fuhren wir nach dem Essen hoch zur Halle und nahmen unseren Dienstbetrieb auf. Die Prüfgruppe, bestehend aus fünf Soldaten, alle Feldwebeldienstgrade, führt an Luftfahr-



zeugen in ihrer Fachrichtung Nachprüfungen zur Feststellung der Verkehrssicherheit und Luftfahrtauglichkeit durch. Es schien ein ruhiger Tag zu werden. Die Maschinen vom Typ CH-53 waren schon unterwegs und es befand sich nur noch die MedEvac-Rotte (Medical Evacuation = Rettungsdienst) in der Halle. Sie steht 24 Stunden am Tag bereit, um Patienten im Bereich des gesamten RC (Regional Command) North notfallmedizinisch zu versorgen. Ein weiterer Auftrag ist es, medizinisch vorversorgte Patienten, zum Beispiel aus den PRT's (Provincial Reconstruction Team) wie Kunduz oder Feyzabad, in die Klinik nach Mazar-e-Sharif zur Weiterversorgung zu bringen.

Wir stellten uns also auf einen ruhigen Tag ein und beschlossen, unser Büro mal wieder zu „entsenden“. Der gestrige Sandsturm war heftig und hatte auch in unserem Bürocontainer seine Spuren hinterlassen.

Mit der Ruhe war es allerdings bald vorbei, denn eine MedEvac-Alarmierung zog all unsere Aufmerksamkeit auf sich. Im Normalfall sollen die Maschinen 30 Minuten nach Alarmierung in der Luft sein, und diese Vorgabe galt es einzuhalten. Beim ersten Anlassen des Hubschraubers (Vorflugcheck) stellte der verantwortliche Bordwart allerdings fest, dass sich der künstliche Horizont nicht aufrichtete.

Uns Technikern war sofort klar, dass sich die angestrebten 30 Minuten nun nicht mehr einhalten ließen. Andererseits lagen da draußen aber auch Kameraden, die schlimmstenfalls um ihr Überleben kämpften. Es stand ja nun nicht nur die Fehlersuche, Reparatur und eine Überprüfung am Boden an, es musste auch noch ein



Nachprüfflug durchgeführt werden. Der Zufall wollte es allerdings, dass ich als zuständiger Fachprüfer die Fehlermeldung direkt über Funk mithören konnte, da ich mich zu diesem Zeitpunkt in der Einsatzsteuerung aufhielt. Der Weg zu den Mechanikern war nicht weit und nach meiner langjährigen Erfahrung konnte ich die Fehlerquelle eindeutig identifizieren. Zu allem Glück befand sich das benötigte Ersatzteil auch noch im Werkstattcontainer und so waren wir, der Mechanikerhauptfeldwebel und ich, nach kürzester Zeit im Hubschrauber. Der Teilewechsel dauerte nur wenige Minuten und der anschließende Bodenlauf verlief ohne Beanstandungen. Jetzt musste nur noch der Nachprüfflug durchgeführt werden und auch jetzt stand uns das Glück wieder zur Seite. Der für diesen Einsatz eingeteilte Bereitschaftspilot besaß die Berechtigung, Nachprüfflüge durchzuführen. Wäre das nicht der Fall gewesen, hätte die Besatzung wechseln müssen und somit wäre weitere wertvolle Zeit verstrichen. So aber konnten wir ohne Verzögerung abheben und den geforderten Prüfflug durchführen.

Mit dem Teilewechsel hatten wir den richtigen „Riecher“ bewiesen und der Einsatz konnte mit nur minimaler Verzögerung durchgeführt werden.

Nach circa 90 Minuten kehrte die MedEvac-Rotte zurück und zwei schwerstverletzte Soldaten konnten zur intensiven Behandlung ins Krankenhaus eingeliefert werden.

Dieser Tag zeigte uns wieder einmal auf, wie sehr in unserem ISAF-Einsatz Teamgeist gefordert wird. Das Zusammenspiel aller Bereiche wie Nachschub, Einsatz-



steuerung, Prüfgruppe und Wartungszug, die allesamt durch Feldwebeldienstgrade geführt werden, muss funktionieren, damit überhaupt ein Hubschrauber abheben kann. Ich habe festgestellt, dass gerade die Feldwebeldienstgrade mit hohem Engagement und großer Professionalität ihre Aufgaben wahrgenommen haben und persönliche Belange und Befindlichkeiten konsequent zurückgestellt haben. Die Zusammenarbeit war geprägt von einem Miteinander, der gegenseitigen Unterstützung in der täglichen Arbeit und einem gesunden Leistungswillen.

Jetzt sitze ich wieder an meinem Schreibtisch, schreibe diese Zeilen und denke an diesen Tag zurück. Was aus den beiden Kameraden geworden ist, weiß ich nicht. Was ich aber weiß ist, dass all meine Kameraden, und nicht nur die der Dienstgradgruppe der Feldwebel, all ihre gesamte Kraft in ihre Arbeit gelegt sowie Gefahren, Entbehrungen und Trennung von der Familie in Kauf genommen haben, um unseren Auftrag in Afghanistan durchzuführen.

Für unsere Prüfgruppe heißt es aber auch: Nach dem Einsatz ist vor dem Einsatz.

Und so werde ich schon bald wieder meine Sachen packen und in den nächsten Einsatz gehen. Dieses Mal allerdings ohne Marathontraining. Den habe ich gut überstanden, genau wie diesen Einsatz.



Tactics, Techniques and Procedures – der Running Pass

Im September wurde auf den Eingangsbereich des KMTC (Kabul Military Training Center) an der Route VIOLET, Kreuzung PEGASUS ein VBIED-Anschlag (Vehicle Born Improvised Explosive Device) mit einem präparierten Motorrad durchgeführt. Die ausgelöste Explosion durch den Selbstmordattentäter setzte drei Busse in Brand, forderte sechs Tote und 25 größtenteils schwer verletzte Soldaten der Afghanischen Nationalarmee (ANA).

Vier Tage vorher erhielt mein Zug, verstärkt durch Teile der gemischten Aufklärungskompanie, den Auftrag, die Absicherung eines Hilfsprojektes für eine Schule im Raum Khak-e-Jabbar circa 40 Kilometer südostwärts von Kabul zu übernehmen. Die für das Hilfsprojekt vorgesehene Truppe war aus dem gesamten Bereich der Kontingenteinheiten zusammengestellt. Es gehörten somit auch Soldaten dazu, die normalerweise das Feldlager nicht verlassen. Eine vorausgehende gemeinsame Auftrags Erfüllung hatte es nicht gegeben, viele der Soldaten kannten sich nicht.

Die Marschkolonne, die es zu führen galt, bestand aus dreizehn Fahrzeugen, darunter auch ungepanzerte Fahrzeuge wie Transportfahrzeuge und Pioniergerät. Aufgrund der zu diesem Zeitpunkt vorherrschenden Sicherheitslage im Einsatzgebiet Kabul und vorhergehender Anschlagswarnungen galt die Lage als „nicht ruhig und nicht stabil“. Somit musste jederzeit mit Anschlägen oder Hinterhaltsituationen gerechnet werden.



Unter diesen Voraussetzungen übernahm ich mit meinen Sicherungskräften die Verantwortung für circa 45 Soldaten für die folgenden drei Tage und Nächte. Für die Befehlsausgabe für den Hinmarsch plante ich eine Vorlaufzeit von einer Stunde ein. Diese Zeit wurde benötigt, da es sich nicht um ein eingespieltes Team handelte. Ich wollte nichts dem Zufall überlassen und mich auch über den Ausbildungsstand dieser Kräfte informieren. Im Rahmen dieser umfangreich gestalteten Befehlsausgabe wurde auf alle denkbaren Notsituationen, die uns während dieses Auftrages treffen könnten, eingegangen und besprochen.

Ich stellte fest, dass Ausbildungsmängel bestanden, die die grundsätzlich gültigen Einsatzverfahren betrafen. Es bestanden Mängel bezüglich taktischer Fahrweisen während des Marsches, Verhalten bei Hinterhalt durch Feindeinwirkung, Verhalten bei einem IED-Anschlag oder einfach nur der Gebrauch und die Anwendung der verschiedenen befohlenen internationalen Codes und Notverfahren (Running Pass, Code of the Week und so weiter). Bei der Bekanntgabe der gültigen ISAF-Codes bekam ich von der Masse der teilnehmenden Kräfte zur Antwort: „Was ist denn das eigentlich und wie funktionieren denn diese Codes in der Anwendung?“ Nach bereits dreimonatigem Einsatz der Soldaten war es mir unverständlich, dass diese darüber keine Kenntnis hatten. Ich erklärte den Betroffenen die gültigen Einsatzverfahren. Nach gut einer Stunde begann der Marsch, der problemlos verlief. Wir erreichten ohne Ausfälle unser Marschziel.



Die dreitägige Auftragserfüllung an dem Hilfsprojekt „Schule“ war für alle beteiligten Soldaten, für die Kräfte in der örtlichen Sicherung und auch für die Kameraden, die jeden Tag bis in die Nacht bei sengender Hitze geschuftet hatten, eine besondere Kraftanstrengung. Jeder war froh, endlich wieder ins Feldlager zurückzukehren.

Gegen Mittag des dritten und letzten Tages an der Schule wurden die Marschvorbereitungen für die Rückverlegung ins Feldlager getroffen. Ich beobachtete, dass die Aufbruchstimmung bei einigen Soldaten zu beinahe „euphorischen“ Verhaltensweisen führte.

Nach Rücksprache mit meinem Stellvertreter entschlossen wir uns, ausreichend Zeit für eine ausführliche Planung und Befehlsausgabe für den Rückmarsch zu nehmen. Diese Maßnahme wurde nicht von allen Soldaten als notwendig wahrgenommen. Für uns war es aber äußerst wichtig, die zusammengestellte Einheit ohne Zwischenfälle ins Feldlager zurückzuführen. Die Befehlsausgabe führte mein Stellvertreter, gleichzeitig Führer Hauptkräfte, in einem Zeitraum von 45 Minuten durch, um noch einmal das Verhalten in bestimmten Gefahrensituationen anzusprechen. Direkt im Anschluss begann der Rückmarsch.

Ich selbst fuhr mit meinem DINGO als Spitzengruppe circa einen Kilometer vor den Hauptkräften, um zum einen Aufklärung voraus und zum anderen ein zügiges, möglichst geschlossenes Passieren von Kreuzungen und Engstellen zu gewährleisten. Kurz vor dem Erreichen der Kreuzung der Route PEGASUS/VIOLET (1.500 Meter bis Camp Warehouse) war ein hohes Verkehrsauf-



kommen festzustellen. Ich informierte über Funk die Hauptkräfte über die Verkehrslage und sperrte die Zufahrt mit der Absicht, trotz des hohen Verkehrsaufkommens mit allen Teilen in einem Zuge geschlossen ins Feldlager einzufließen. Ich nahm eher unbewusst wahr, dass sich eine große Anzahl von Bussen und Soldaten der ANA (Afghanistan National Army) im Bereich der Einfahrt des KMTC befanden.

Als ich mit meinem Fahrzeug vor dem ersten Sicherungsposten unseres Camps stand und begann, mein MG zu entladen, passierte es: Es gab eine gewaltige Explosion und eine damit verbundene aufsteigende riesige dunkle schwarze Rauchentwicklung aus dem Bereich der Einfahrt zur KMTC. Mein erster Gedanke galt den eigenen Kräften, die sich noch im Bereich der Einfahrt zum KMTC befanden. Als ich zum Handapparat griff, um eine Lagemeldung abzufordern, meldete sich mein letztes Fahrzeug: „Entfernung 200, Explosion bei Einfahrt KMTC. Keine Ausfälle, alle Teile dran.“

Ich traf den Entschluss, durch Ausruf des Running Pass Codewortes sofort mit allen Kräften in einem Zuge ins eigene Feldlager durchzustößen, um einer möglichen Bedrohung durch einen weiteren Anschlag zu entgehen. Nach Ankunft im Feldlager überzeugte ich mich sofort persönlich bei allen Fahrzeugbesatzungen von deren Unversehrtheit und überprüfte Zustand und Vollzähligkeit des Materials. Wir waren alle heilfroh, dass keiner in dieser Situation zu Schaden gekommen war.





Das Verfahren „Running Pass“ beinhaltet ein vorher bestimmtes Codewort, das es mit Ausruf ermöglicht, ohne vorhergehende Kontrolle in einen durch eigene Kräfte gesicherten Raum einzufließen. Dieses Verfahren kann Anwendung finden, um bei einer bereits vorhandenen oder unmittelbar bevorstehenden Bedrohung auszuweichen, indem man sich verzugslos, zum Beispiel in den Schutz eines Feldlagers, begibt.



Team HOTEL

Im kalten Winter zu Beginn des Jahres 1999 bekam unser Instandsetzungsbataillon den Auftrag, das Instandsetzungspersonal und das Material für den ersten Kosovo-Einsatz zu stellen.

Für mich war dies der Beginn eines aufregenden Jahres. Ich war junger Feldwebel und Teileinheitensführer im Instandsetzungszug für Fernmeldegerät. Aber es sollte alles anders kommen als gedacht. Da wir alle noch in „Feldanzug oliv“ gekleidet waren, mussten wir so schnell wie möglich komplett mit „Flecktarn“ ausgerüstet werden. Gleichzeitig wurde unsere Kompanie in Alarmbereitschaft versetzt und unser Zugführerdienstzimmer zum Zuggefechtsstand umfunktioniert.

Jetzt waren wir damit beschäftigt, fast sämtliches Material für die Verlegung in das Kosovo einsatzbereit vorzubereiten. Bis auf ein paar Werkzeugsätze und Prüfgeräte, zur Aufrechterhaltung der Friedensinstandsetzung am Standort, sollte alles mit.

Da die Länge des ersten Kosovo-Einsatzes noch nicht abzusehen war, durfte nur mit, wer bis Ablauf des Jahres keinen Laufbahnlehrgang haben sollte – das war das „Aus“ für mich. Für mich war ab November die Fortbildungsstufe A, Meister Elektrotechnik, vorgesehen.

Die anfängliche Trauer wich schnell der Freude, denn ich sollte während der Abwesenheit meiner Kameraden den Instandsetzungszug für Fernmeldegerät führen.

Im ersten Quartal verlegte dann unsere Kompanie und ich war Führer von einigen jungen Unteroffizieren, vier Zivilangestellten und etlichen Mannschaften. Am Ende



wurden es ganze sechs Monate, welche die „besten“ meiner Dienstzeit waren.

Jetzt konnte ich meine Instandsetzungsqualität mit Führungsfähigkeit verbinden. Zu dieser Zeit war das Instandsetzungsaufkommen natürlich gering. Die Feldjäger mit dem Fernmeldematerial auf ihren Einsatzwagen blieben uns treu, jedoch war das Arbeitsaufkommen insgesamt leider nicht zufrieden stellend. Die Technische Einsatzführung war auch nicht in der Lage, uns mit entsprechenden Instandsetzungsaufträgen zu versorgen. Wie durch einen Zufall erfuhr ich, dass der Instandsetzungszug für Fernmeldegerät der Instandsetzungskompanie in Boostedt ebenfalls im Einsatz war und dort circa 80 Funkgeräte auf die Instandsetzung warteten. Das Telefon war schnell gefunden und einige Tage später schrieb ich den „ersten“ von 80 Arbeitsaufträgen, die uns für mehrere Wochen zurück auf den „Arbeitsmarkt“ brachten.

Während dieser Zeit musste ich nebenbei die jungen Unteroffiziere führen und in unsere Kompanie integrieren. Für die jungen Menschen, die plötzlich Soldaten waren und in meinen Zug ihren Dienst leisteten, war ich eine sehr wichtige Bezugsperson. Ich stellte am Ende fest, dass ich nach diesen sechs Monaten erst begriffen habe, dass es richtig war, mich für die Bundeswehr zu entscheiden. Nur hier kann man junge Menschen führen, ausbilden, motivieren und ihnen ein Stück weit Lebenserfahrung für ihren weiteren Lebensweg mitgeben.



Ein Tag auf der Konstanzbahn

„Keine Chance! Da geh ich nicht rüber! Das schaffe ich nicht!“ Die junge Soldatin im Rang eines Unteroffiziers stand vor einer ihrer Meinung nach unlösbaren Aufgabe. Es galt, einen Seilsteg zwischen zwei stählernen Klettertürmen in zwölf Metern Höhe im Kommandokraul zu überwinden. Eine Situation, mit der sie sich in ihrem Leben bisher genauso wenig auseinandersetzen musste, wie die restlichen jungen Unteroffiziere, die auf der Treppe des Kletterturms mit bangem Gesichtsausdruck und teilweise etwas blass darauf warteten, dass sie an der Reihe waren. „Na kommen Sie! Das ist reine Kopfsache, Frau Unteroffizier. Sie können das schaffen, ich helfe ihnen dabei. Schritt für Schritt. Eigentlich ist es ganz einfach; und Sie werden sehen, ist der Anfang erst einmal gemacht, geht der Rest wie von selbst. Es gilt nur, sich selbst zu überwinden“, sprach ich ihr Mut zu. Noch einmal atmete sie tief durch, fasste sich ein Herz und begann, zunächst noch etwas wackelig, dann jedoch zunehmend sicherer, sich vorwärts zu arbeiten. Bald war sie auf der anderen Seite angelangt, wo sie von einem Sicherheitsgehilfen in Empfang genommen wurde. Ein zufriedenes Lächeln und auch ein bisschen Stolz glaubte ich in ihrem Gesicht zu erkennen. Sie hatte es geschafft, den inneren „Schweinehund“ zu überwinden und Schneid bewiesen.

Wir hatten im Rahmen eines Truppenübungsplatzaufenthaltes unseres Bataillons auf dem nahe gelegenen Truppenübungsplatz Wildflecken den Abstecher zur Konstanzbahn in Hammelburg als besonderes Ereignis



für das Unteroffizierkorps unserer 1. Kompanie mit viel Elan geplant und ausgiebig vorbereitet.



Niemand wurde von uns Ausbildern an diesem Tag gezwungen, alle Abschnitte der Konstanzbahn zu überwinden. Jeder konnte selbst entscheiden, wo seine Grenzen lagen und was er sich zutraute. Dennoch waren wir Ausbilder am späten Nachmittag, als wir unsere Unteroffiziere über die verschiedenen Stationen der Bahn geführt hatten, stolz darauf, wie viele unserer Soldaten letztendlich den Willen bewiesen hatten, die physischen und psychischen Belastungen der Konstanzbahn zu bewältigen. Fast alle unsere Unteroffiziere hatten auch das letz-



te Hindernis überwunden und trotz der zahlreichen vorherigen „Niemals!“-Rufe war kaum einer zurückgeblieben.

So war es auch für uns Ausbilder ein gelungener Tag und mit einiger Freude konnte auch der Kompaniechef, der es sich selbst nicht hatte nehmen lassen, alle Hindernisse zu durchlaufen, feststellen, dass die Kompanie nicht nur im Zusammenhalt gewachsen war, sondern auch jeder Einzelne an diesem Tag eigene Grenzen ausgetestet und den Mut bewiesen hatte, auch ungewohnte physische und psychische Belastungen zu ertragen.

Vermisst

Es war eine ruhige, wolkenlose Nacht. Der Zug führte im Rahmen der allgemeinen Grundausbildung ein Ausbildungsbiwak durch. Es war der zweite Tag. Der Zugführer befahl bei der Befehlsausgabe gegen 23:00 Uhr den Feuerkampf aus den Stellungen.

Die Gruppenführer wurden im Vorfeld durch den Zugführer eingewiesen und gingen zu ihren Gruppen. Nach einer gewissen Zeit ging der Gruppenführer zum Alarmposten und wies diesen soweit ein, dass er in 30 Minuten einen Alarm auslösen sollte. Ein Teil der Soldaten saß an der Feuerstelle, während ein anderer Teil den Platz der Gruppe sicherte. Plötzlich ertönte durch den Alarmposten der Ruf: „Alarm!“ und die Soldaten flossen in die Stellungen ein. Voller Motivation stürmte der Gruppenführer als dritter Mann nach vorne. In den Stellungen liegend, befahl er seinen Soldaten: „Durchzählen!“ Dabei stellte er fest, dass ein Soldat fehlte und die anderen Soldaten falsch in ihren Stellungen lagen. Links vom Gruppenführer lagen sieben Soldaten, rechts von ihm drei. Völlig verzweifelt versuchte er dennoch, das Beste aus der Situation zu machen und entschloss sich den Feuerkampf zu führen.

Nach dem erfolgreich geführten Feuerkampf gingen die Soldaten zurück zum Platz der Gruppe und der Gruppenführer befragte die Männer nach dem fehlenden Soldaten. Der Gruppenführer teilte seine Gruppe auf, um den Platz der Gruppe zu kontrollieren und nach dem fehlenden Soldaten zu suchen. Nach erfolgloser Suche meldete der Gruppenführer nun dem Zugführer, dass



ihm ein Soldat verloren gegangen und dieser trotz Suche nicht auffindbar sei. Der Zugführer, zunächst verwundert, dann schon etwas ungehalten, da er sich so etwas nicht erklären konnte, befahl dem Gruppenführer, so lange zu suchen, bis der Soldat gefunden wäre. Der Gruppenführer meldete sich beim Zugführer ab, ging zu seinen Soldaten und ordnete die erneute Suche nach dem vermissten Soldaten an. Nach circa 90 Minuten intensiver Suche war der Soldat immer noch nicht auffindbar. Völlig verzweifelt machte sich der Gruppenführer alle möglichen Gedanken und konnte einfach nicht verstehen, wo dieser Soldat abgeblieben war. Er entschied sich nun, nochmals selbst nach dem vermissten Soldaten zu suchen. Er suchte nun als erstes im Lager die Zelte ab und siehe da: Der Vermisste wurde in aller Seelenruhe schlafend in seinem Schlafsack aufgefunden. Wie der Zugführer reagiert hat, nachdem der Gruppenführer ihm dies gemeldet hatte, ist leider nicht bekannt.



Ausbildung im Einsatz für den Einsatz

Unser Gebirgsjägerzug bestand überwiegend aus einsatzerfahrenen Soldaten, die bereits beim Einmarsch in das Kosovo beteiligt waren. Er gliederte sich in zwei Gruppen und einen Zugtrupp, welcher ebenfalls Gruppenstärke hatte. Der Zugführer war Leutnant. Wir Gruppenführer waren Feldwebel und unsere Stellvertreter waren Stabsunteroffiziere. Unser Zug verlegte geschlossen im November 2001 in das Kosovo.

Da wir bereits einen Einsatz im Kosovo hinter uns hatten, waren wir sehr gespannt, was sich seit dieser Zeit verändert hatte. Unseren ersten Eindruck gewannen wir bei der Verlegung vom Flughafen zum Feldlager Prizren. Man sah entlang der Straße, dass hier einige Minenfelder gekennzeichnet waren. Der Ausbau der einzelnen Häuser in den Ortschaften hatte begonnen, aber im Großen und Ganzen waren die Ortschaften und Straßen noch so, wie wir sie im Gedächtnis hatten. Im Feldlager angekommen, erkannten wir den großen Baufortschritt im Lager. Die Unterkünfte waren zum großen Teil Fertighäuser. Allerdings war der Aufenthalt im Feldlager Prizren nur von kurzer Dauer. Wir marschierten noch am gleichen Tag weiter zum Feldlager Morina, für das wir bereits zwei Jahre zuvor die Erkundung durchgeführt hatten.

Am nächsten Tag kamen wir direkt zur Einteilung für die einzelnen Aufträge. Die Aufträge beinhalteten Lagersicherung, das Betreiben des Beobachtungspunktes „Adler“, des Außenposten „Falke“ und Patrouillen im Raum. Da wir der erste Zug unserer Kompanie im Lager



Morina waren, mussten wir diese Aufträge in den ersten Tagen mit unseren Kräften allein sicherstellen. Das bedeutete: Eine Gruppe Lagersicherung, eine Gruppe Außenposten „Falke“ und eine Gruppe Beobachtungspunkt „Adler“.

Unser Zugführer begleitete unsere Vorgänger auf Patrouille und wurde in den Raum eingewiesen. Wir Gruppenführer ließen uns in unseren Bereichen einweisen. Als die Kompanie vollzählig im Lager war, gingen wir in den Schichtbetrieb über. Das bedeutete für die Kräfte, die nicht in Aufträgen gebunden waren, den weiteren Ausbau des Lagers. Der Schwerpunkt war hier die Sicherung des Lagers. Im Einzelnen hieß das: Alarmstellungen, Sicht- und Splitterschutz sowie einen Kontrollbereich auf der Zufahrt zum Lager.



Während der Erfüllung unserer Aufträge gelang es uns mehrmals, Schmuggler und illegale Grenzgänger aufzugreifen. Bei der Durchführung mussten wir sehr oft im Trupprahmen operieren. Hierbei kam es auf die Qualitäten der Feldweibel und Stabsunteroffiziere an, aber es waren auch stellenweise Mannschaften mit der Führung der Trupps beauftragt. Auch während des Einsatzes führten wir Ausbildungen, wie zum Beispiel Ersthelfer-Maßnahmen, ABC-/Se-Ausbildungen, Kraftfahrerausbildung, Postenkette mit CRC-Ausstattung (Crowd and Riot Control) durch.

Der absolute Höhepunkt dieses Einsatzes war für uns die Abstellung nach Mitrovica, eine Stadt, die zur Hälfte albanisch und zur Hälfte serbisch ist. Unser Zug war hier einem französischen Bataillon unterstellt. Unsere Aufträge in diesem Bereich waren Patrouillen und Checkpoints im gesamten Stadtbereich. Dies war aufgrund der internationalen Beteiligung für viele eine große Herausforderung. Auch gab es hier Situationen, die nicht mit der Vorausbildung und den dort eingesetzten Rollenspielern zu vergleichen war. Es ist ein Unterschied, ob man eine Demonstration auf einem Übungsplatz ausbildet oder einer richtigen aufgebracht Menschenmenge gegenüber steht. Wenn diese Menge auch noch bewaffnet ist, bewegen einen in dieser Situation gemischte Gefühle.

Wir standen hier erstmals einer aufgebracht serbischen Menschenmenge gegenüber, die auf uns äußerst gewaltbereit wirkte. Unser Zug bildete eine Postenkette, wie wir es in der Ausbildung schon mehrfach geübt hat-



ten, und versuchte, deeskalierend zu wirken. Es war unsere Entscheidung, wie wir diese Situation klären würden. Dabei kam uns die erfolgte CRC-Ausbildung zugute. Wir kannten die Ausrüstung und wussten, wie wir zu reagieren hatten, um die Menge zu beruhigen. Rückblickend kann ich sagen, dass wir in dieser Situation richtig gehandelt haben. Dies ist auch auf die intensive Ausbildung vor und während des Einsatzes zurückzuführen.

Die Eindrücke aus diesem Einsatz nahmen wir natürlich mit und haben diese in nachfolgende Einsatz vorbereitende Ausbildungen einfließen lassen.

Die Ausbildung, gerade für den jungen Feldwebel, ist ein immerwährender Prozess. Wesentliche Erkenntnisse aus dem Einsatz sind in die Ausbildung zu integrieren. Der Ausbilder und Erzieher braucht die nötige Entschlossenheit, diesen Lernprozess aus eigenem Willen voranzutreiben. Die Bereitschaft, Neues zu erlernen, endet bei keinem Dienstgrad oder einem bestimmten Lebensalter. Es ist unerheblich, wie lange man schon Soldat ist oder wie oft man schon im Auslandseinsatz war. Der Soldat darf sich dabei nicht nur auf seinen unmittelbaren Aufgabenbereich beziehen, sondern muss auch die allgemeinen Ausbildungsthemen und die individuellen Grundfertigkeiten beherrschen.



Noch mal gut gegangen

Ich bin seit drei Wochen im Einsatz in Kabul. Meine Unterkunft befindet sich in einem amerikanischen Feldlager. Ich bin hier als Ausbilder an einem Ausbildungsprogramm der NATO für die Afghanische Nationalarmee beteiligt (ANA).

Es ist wieder einmal Sonntag. Wie jeden Sonntag laden wir deutschen Ausbilder unsere amerikanischen Kameraden zum Frühstück in das circa 20 Kilometer entfernte deutsche Feldlager ein, um die Kameradschaft mit ihnen zu pflegen. Es gibt leckere deutsche Brötchen, Wurst und Marmelade. Die Amerikaner sind hellauf begeistert über das abwechslungsreiche Mahl.

Anschließend planen wir gemeinsam für den heutigen Tag, im Rahmen eines Kfz-Marsches zum größten Stützpunkt der amerikanischen Streitkräfte in Afghanistan, nach Bagram zu verlegen. Die Entfernung dorthin beträgt circa 50 Kilometer.

Es ist jetzt 11:00 Uhr. Die Marschvorbereitungen laufen im Feldlager bereits an. Wir überprüfen unsere Fahrzeuge, Waffen und Munition noch einmal. Unsere Funkgeräte können wir nicht einsetzen, da diese mit den amerikanischen nicht kompatibel sind.

Ich sitze mit Hauptfeldwebel F. in einem teilgepanzerten WOLF. Wir haben uns abgesprochen, dass er fährt und ich die Sicherung vom Beifahrerplatz aus übernehme. Wir sitzen nur zu zweit im Fahrzeug.

Eine halbe Stunde später beginnen wir im Feldlager zur Marschkolonne aufzufahren. Die Amerikaner, die einzeln oder zu zweit jeweils einen handelsüblichen Pickup



besitzen, bilden mit sechs Fahrzeugen den vorderen Teil und wir mit unserem WOLF den hinteren Teil der Marschkolonne als schließendes Fahrzeug.

Wir sind gerade aufgefahren, da setzt sich die Marschkolonne mit zügiger Geschwindigkeit Richtung Bagram auch schon in Bewegung.

Das Wetter ist wieder einmal sehr schön. Der strahlend blaue Himmel ist eine Wonne für uns. Wir sind begeistert. Nach circa zehn Kilometern Fahrtstrecke fahren wir durch eine Ortschaft im Bereich der Außenbezirke von Kabul. Wir sind beim Durchfahren der Ortschaft sehr aufmerksam und etwas angespannt. Sind wir doch durch die Einsatzvorausbildung, die wir vorher in Deutschland durchlaufen haben, sensibilisiert.

Als wir uns mitten in der Ortschaft befinden, reißt die Verbindung zur Kolonne ab, da die Geschwindigkeit der vorausfahrenden Fahrzeuge zu hoch ist und wir mit unserem teilgepanzerten Wolf die Geschwindigkeit nicht halten können.

Nachdem wir mittlerweile zu den vorausfahrenden Fahrzeugen auch keinen Sichtkontakt mehr haben, sind wir beunruhigt. Plötzlich erkennen wir, dass die Straße vor uns mit einem armdicken Seil versperrt ist. Ein Durch- oder Vorbeifahren ist unmöglich. Im Zuge der Straße und zwischen den umliegenden Häusern ist keine Menschenseele zu sehen. Die ganze Umgebung ist menschenleer.

Wir können unser Fahrzeug gerade noch abbremsen und halten unmittelbar vor der Straßensperre an. Die einige Monate vor Einsatzbeginn durchlaufene Einsatzvorausbildung läuft wieder in uns ab. Das Verhalten in solchen Situationen hatten wir dort schon einmal geübt. Wir er-



kennen mit Entsetzen unsere fatale Situation. Zu zweit im Fahrzeug – ohne Unterstützung und Verbindung – vor einer Straßensperre.

Wir beurteilen die Lage: Uns bieten sich mehrere Möglichkeiten eigenen Handelns:

Möglichkeit 1: Sofort ausweichen und die Straßensperre umgehen, dann der Kolonne folgen.

Möglichkeit 2: Sofort ausweichen und zum Feldlager zurückfahren, da ein Aufschließen zur Kolonne gefahrlos nicht mehr möglich ist, und wir uns weit außerhalb der Stadt befinden.

Möglichkeit 3: Vor der Straßensperre stehen bleiben, aus dem Fahrzeug aussteigen, das Seil entfernen und weiterfahren.

Während wir hier im Fahrzeug sitzend über unsere Lage diskutieren und überlegen, was zu geschehen habe, halte ich mein G 36 bereits schussbereit aus dem Beifahrerfenster des Fahrzeugs, in der Erwartung, es jeden Moment einsetzen zu müssen. Denn als erfahrene Feldwebel wissen wir, dass Sperren im Regelfall mit Feuer überwacht werden.

Gerade als wir uns für die erste Möglichkeit entschieden haben und beginnen auszuweichen, erscheinen beiderseits der Seilsperre mehrere Kinder, die sich anscheinend einen Spaß daraus machen, uns aufzuhalten.

Wir sind sichtlich erleichtert und setzen sofort unseren Einzelmarsch mit Höchstgeschwindigkeit fort. Es gelingt uns dann nach circa 20 Minuten zu unserer Marschkolonne aufzuschließen. Nach dem Erreichen des Marschziels erzählen wir den Marschbeteiligten unsere aufregende Geschichte.



Mein Mitfahrer und ich schauen uns dann nur an und sagen uns: „Das ist ja noch mal gut gegangen.“

Ein Marsch muss vor Beginn genau geplant und abgesprochen werden. Der Führer der Marschkolonne befiehlt im Rahmen des Marschbefehls, den er möglichst unmittelbar an alle beteiligten Soldaten erteilt, das Verhalten der Kolonne während des Marsches und bei eventuell auftretenden Zwischenfällen.

Das Einhalten der Marschdisziplin (Abstände, Geschwindigkeit, Sicherung, Verbindung) ist dabei von besonderer Bedeutung.

Die Durchführung von derlei Aufgaben im Rahmen der Multinationalität ist aufgrund der oft unterschiedlichen Ausrüstung und Ausbildung eine besondere Herausforderung. Dabei können Verständigungsprobleme die Durchführung deutlich erschweren.

Das DAB – ein guter Brauch

Als junger Zugführer eines Panzergrenadierzuges stellte ich mir bereits frühzeitig die Frage, wie ich mein unterstelltes Führerpersonal nicht nur führen, sondern auch ausbilden und erziehen kann. Dazu brauchte ich junge, vernünftige und motivierte Gruppenführer bei denen noch die Möglichkeit zur Prägung bestand. Dies hatte natürlich auch Nachteile. In unerfahrene Unteroffiziere muss man wesentlich mehr Zeit investieren.

So bemühte ich mich bei meinem Kompaniechef frühzeitig um junge und motivierte Unteroffiziere. Von Zeit zu Zeit gelang es mir, meine Wünsche durchzusetzen und so war innerhalb weniger Monate eine gute Personalbasis geschaffen. Jetzt galt es, diese gezielt weiterzubilden. Doch wie sollte das geschehen? Und wie erhalte ich ihre grundsätzliche Motivation beziehungsweise Leistungsbereitschaft?

Ich beschloss, dass ich nicht nur formal der Vorgesetzte sein dürfe, sondern dass ich mich bereits frühzeitig der „Menschen annehmen“ müsse. Dies bedeutete, dass ich neben den Ausbildungseinweisungen auch persönliche und private Gespräche führte. Um die Gemeinschaft „unter uns“ zu fördern, gab ich monatlich ein kleines Frühstück in der Kaserne aus. Später entwickelte sich daraus wie von selbst eine Art Brauch. Wir trafen uns bereits eine halbe Stunde vor Dienstbeginn im Aufenthaltsraum der Kompanie auf eine Tasse Kaffee. Dies hatte den Vorteil, dass ich frühzeitig vom jeweils verantwortlichen Zugdienst ein Feedback (organisatorische



Vorbereitungen, Krankenstand, etc.) erhielt und letzte Maßnahmen für den Tag erläutern konnte.

Auch nach Dienstschluss trafen wir uns regelmäßig auf ein sogenanntes „DAB“ (Dienstabschlussbier) oder ähnliches in gemütlicher Runde. Somit konnte der Tag auch in gelöster Atmosphäre nachbesprochen werden. Dabei entwickelten wir ein kleines „Ausbildungsspiel“. Jeden Abend ergab sich spontan ein Thema aus einer unserer zahlreichen Vorschriften – von Operationsarten bis hin zu Waffentechnik. Im Wesentlichen ging es um ein Frage-Antwort-Spiel. Wer verlor, musste sich etwas einfallen lassen (zum Beispiel Übernahme der Aufsicht beim Waffenreinigen des Zuges, die nächste Runde Getränke, und so weiter). Dies spornte vor allem die jungen Unteroffiziere an. Schließlich war es eine Freude, die älteren Feldwebel auch mal übertrumpfen zu können. Und das alles auf freiwilliger Basis.

Was die Ausbildung betraf, kam es mir besonders darauf an, einen einheitlichen Stand im Zug sicherstellen zu können. So ließ ich vor jedem neuen Ausbildungsabschnitt und jedem neuen Quartal ein oder zwei Abende eine zuginterne Weiterbildung auf den Dienstplan setzen. Manchmal waren wir alle auf einem Schützenpanzer als Schützentrupp und wiederholten das Auf- und Absitzen, ein anderes Mal kümmerten wir uns um die Grundsätze der Materialerhaltung und -bewirtschaftung. Oder wir waren im Unterrichtsraum, wo wir am Sandkasten kleine taktische Lagen durchspielten. Eine Zeit, die auch mich sehr forderte. Je mehr Monate und Jahre jedoch vergingen, desto mehr zahlte sich dieses Engage-



ment aus, und viele meiner Männer konnten sich für förderliche Dienstposten qualifizieren.

Was das soziale Umfeld meiner Unteroffiziere und Feldwebel betraf, versuchte ich, einmal im halben Jahr ein Treffen mit Freundinnen, Ehefrauen beziehungsweise Familien zu organisieren. So verloren diese die anfängliche Scheu vor dem „unbekannten Wesen“ Bundeswehr und lernten sich einander kennen. Das anfangs erworbene Vertrauen im Kameradenkreis weitete sich somit auf das Umfeld aus. Auch zu unseren Kompaniefeiern waren wir stets nahezu vollzählig vertreten – bereits im Zug eine Klasse Gemeinschaft.

Nun muss ich allerdings zugeben, dass ich, wie auch mein Führerpersonal, mehr Zeit als notwendig in den täglichen Dienst investiert haben. Alle Führer, ausgenommen mein Stellvertreter und ich, wohnten in der Kompanie. Jedoch versuchten wir „Heimschläfer“ stets ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Geben und Nehmen zur Familie zu bewahren. Das klappte – und wurde es einmal überzogen, spürten wir beim nächsten Treffen, dass die Frauen und Freundinnen aufgrund dieser Situation zwar unzufrieden waren, aber doch verständnisvoll darüber hinwegsahen, da sie wussten, wie wichtig das für einen solchen Beruf ist. Das Netzwerk und die Gemeinschaft funktionierten und die Vereinbarkeit von Familie und Dienst war wichtig. Auch ich profitierte von diesem Zusammenhalt sowie der Leistungs- beziehungsweise Einsatzbereitschaft meiner Soldaten. Ob im täglichen Dienst, während Übungsplatzaufenthalten oder im Auslandseinsatz, man hielt in jeglicher Situation zusammen.



Was sehe ich, wenn ich nun aus einer truppenfernen „Schullandschaft“ zurückblicke? Fast alle meine Unteroffiziere wurden in das Dienstverhältnis eines Berufssoldaten übernommen. Sie haben sich zu klasse Führerpersönlichkeiten entwickelt und gehen selbstbewusst ihren Weg. Einige Dinge aus unserer gemeinsamen Zeit haben sie wohl mitgenommen. So werden unsere Bräuche zum Teil weitergelebt – ob Ausbildung im Rahmen eines „DAB“ oder das monatliche gemeinsame Frühstück. Ich muss zugeben, mir fehlt das heute, und so bin ich froh, die „alte Bande“ einmal jährlich wieder zu sehen.

Ich frage mich, ob diese Art der Führung eines Zuges, beziehungsweise der Gruppen- und Truppführer, heute noch so umfassend möglich wäre. Die Rahmenbedingungen haben sich mit neuer Struktur, neuem Unterkunftsmodell und sich wandelndem Berufsverständnis – Job-Denken – verändert.

Dennoch, ich bin davon überzeugt, dass man auch heute noch junge Menschen „prägen“ kann! Es ist wie schon damals eine Sache der Motivation, der eigenen Einsatzbereitschaft und des persönlichen Beispiels. Es muss lediglich der Wille vorhanden sein – der Rest kommt von alleine!



Der Conficker

Auf diesen Donnerstagabend haben wir uns schon lange gefreut. Nach langer Zeit wollten wir, meine Frau und ich, endlich mal gemeinsam weggehen. Eine passende Karnevalsveranstaltung war schnell gebucht. Oma übernahm das Kind und wir machten uns pünktlich auf den Weg. Gemeinsam genossen wir die lang vermisste Zweisamkeit. Auf der Rückfahrt kontrollierte ich mein Handy und sah das Unheil heraufziehen, zwei Anrufe in Abwesenheit von meinen Feldwebeln. Damit war es mit dem schönen Abend vorbei.

„Und? Der Dienst?“, fragte meine Frau kurz als Reaktion. „Ja. Keine Ahnung, irgendetwas ist da“, erwiderte ich nur kurz und wählte gleichzeitig. 1. Rückruf 22:15 Uhr: Teilnehmer nicht erreichbar. 2. Rückruf 22:35 Uhr: Teilnehmer nicht erreichbar.

Zu Hause angekommen und fluchend über die drei Weißbier, die ich während der Veranstaltung zu mir genommen hatte, noch ein letzter erfolgloser Versuch.

Na ja, so schlimm kann es nicht sein, wenn sie sich wieder hingelegt haben. Schnell die Sachen für den nächsten Tag rausgelegt und ab ins Bett, ist ja schließlich schon spät.

Um 00:32 Uhr klingelt mein Handy. „Ich hoffe, es ist jetzt kein Scherz“, meldete ich mich leicht gereizt. „Ich dachte, ein Virusbefall unserer Systeme würde dich interessieren?“ kam es mit der gewohnten Ironie prompt zurück. „Wie schlimm ist es?“



„Na ja, wir sind seit 16:45 Uhr im Serverraum, die Domäne hat es komplett zerrissen, wir haben alle Leitungen nach außen gekappt, die BWI ist nicht erreichbar, gehen jetzt ins Bett und arbeiten morgen weiter, sonst nichts Neues. Und, wie war dein Abend?“ Schlechtes Gewissen machte sich breit, Probleme in der Kaserne, und ich bin nicht erreichbar!

Als derzeitiger Führer der S 6-Abteilung fühlte ich mich natürlich verantwortlich für die Abteilung und das System. Eine dreiviertel Stunde früher als sonst erreichte ich am nächsten Tag meine Dienststelle. Ein kurzer Blick auf meinen Rechner sagte alles: Domäne tot.

Ab jetzt Ruhe bewahren, erste Schritte einleiten. Urlaubsübersicht: Mit welchem Personal habe ich zu rechnen, vorläufige Einteilung nach Kenntnissen, Stärken und Erfahrungen. Nach und nach kommen die ersten Soldaten, kurzer Lagebericht an alle.

Auch die ersten „User“ scheinen die Kaserne erreicht zu haben. Die Telefone klingeln ununterbrochen. Zeit für den „Bit- und Byte-Seelsorger“. Der Gefreite M. scheint über den Auftrag für das „Sorgentelefon“ nicht wirklich glücklich zu sein. Seine Befürchtungen sind wohl berechtigt. Zwei Stunden später ist er mit seinen Nerven am Ende.

Kurze Befehlsausgabe, anschließend Lagebericht beim Kommandeur und auf zum Arbeiten.

Gegen 09:00 Uhr ein kleiner Lichtblick am Horizont, die ersten Server sind wieder hergestellt. Die Sicherungen scheinen funktioniert zu haben. Auf die Bemerkungen aus den benachbarten Dienstzimmern reagiere ich gar nicht mehr: „Und kommst du mit in die Nato-Pause?“



Ein nicht so ernst gemeinter Versuch der Kameradschaftspflege, „Achtung, da kommt der Conficker! Würmer auf dem Flur!“ hallt es uns beim Vorbeigehen an den offenen Türen im Stab entgegen.

Mittlerweile mehren sich die Nachrichten über andere betroffene Dienststellen. Bei denen geht gar keiner mehr ans Telefon. Na ja, denke ich mir, werden wohl auch im Stress sein. Dass andere Standorte auch betroffen sind, wirft mehrere neue Fragen auf: Wie kam das Virus da rein oder aber hat man selber etwas verursacht? Dann wird es aber klar, kleine Erleichterung bei uns: Das System wurde nicht aus den eigenen Reihen befallen.

Zwischendurch gehe ich auch schon mal wieder ans Telefon, das ununterbrochen klingelt. Mein Gefreiter beruhigt seine Nerven am Aschenbecher. Ein Anrufer berichtet mir allen Ernstes über seine dringende Problematik bei einer Word-Formatierung und verlangt sofortige Hilfe. Es verschlägt mir kurz die Sprache und gleichzeitig verlangt es nach einer Zigarette, um auch meine Nerven zu beruhigen.

Die jungen Unteroffiziere (FA) und Feldwebel, teilweise erst frisch zurück von ihrer Zivil-beruflichen Aus- und Weiterbildung (ZAW), leisten hervorragende Arbeit beim „Patching“, dem Korrigieren der Fehler auf den Client-PC's. Gegen 11:30 Uhr sind fast alle Maßnahmen umgesetzt worden. Die Domäne läuft bis auf Kleinigkeiten auch wieder.

Gegen 12:00 Uhr können die meisten ins Wochenende. In einer kurzen Besprechung legen wir noch schnell die Maßnahmen für die weitere Vorgehensweise fest.



Es wird kurzer Hand eine Rufbereitschaft für das Wochenende ins Leben gerufen. Ein in der Nähe wohnender Feldwebel überprüft zweimal am Tag die Server auf einen eventuell erneuten Virenbefall.

Uns ist klar, dass am Montag alles laufen muss. Für mich bleibt danach nur eins: Protokoll überarbeiten, die beobachteten Stärken der mir unterstellten Soldaten aufzeichnen, die dann als Grundlage für weitere interne Schulungsmaßnahmen dienen sollen. Gegen 14:00 Uhr verschließe ich mein Dienstzimmer. Jetzt fährt der Oberfeldwebel auch ins Wochenende – verdient, wie ich finde.

„Oh, ein Fernmelder! Ihr mit den gelben Litzen!“ hört man oft auf Lehrgängen oder auch im Einsatz. „Was macht ihr schon Besonderes?“

Unser Auftrag ist es, mit allen verfügbaren Mitteln die Funktionalität unseres Bereiches sicherzustellen. Feldwebel, zugleich Führer, Ausbilder und Erzieher, müssen in der Lage sein, das Potenzial ihrer Untergebenen zu erkennen und zweckmäßig einzusetzen. In Krisensituationen zeigt sich schnell, wie gut man seine Soldaten kennt.

Auch die Feldwebel des allgemeinen Fachdienstes werden feststellen, dass das Führen auf Grundlage des Dienstgrades nicht der einzige Weg ist.

Die Untergebenen werden eher folgen, wenn Vorgesetzte mit Fachkenntnis und Kritikfähigkeit führen und mit gutem Beispiel voran gehen.



Private Probleme

Es ist 05:00 Uhr morgens, der Wecker klingelt und ich werde zu Hause wach. Montagmorgen ... schnell duschen, rasieren und fertig machen. Eine ereignisreiche Woche steht vor der Tür.

Die Halle steht voll mit Fahrzeugen, bei denen ich letzte Woche keine Ausgangsprüfung mehr durchführen konnte. Des Weiteren warten noch eine Menge Sicherheitsprüfungen auf mich und nächste Woche geht's schon auf Übung. Die gesamten Vorbereitungen für die Übung sind bis jetzt sehr schleppend angelaufen, weil schlichtweg keine Zeit blieb. Das hat diese Woche Priorität.

Große Teile, circa die Hälfte unserer Kompanie, befinden sich zurzeit im Auslandseinsatz in Afghanistan und wir stellen mit der verbleibenden Hälfte die Versorgung am Standort sicher. Deshalb kostet es natürlich etwas mehr Zeit, die Lücken in der Kompanie zu überbrücken. Nach dem Antreten verlasse ich die Formation und begrüße die Soldaten. Ich werfe einen Blick zum Zugdienst für diese Woche und lasse mir die Vollzähligkeit melden. Er meldet mir: „Hauptgefreiter M. fehlt. Er hat verschlafen. Ich habe vor circa 15 Minuten mit ihm telefoniert. Er kommt deswegen etwas später.“

Hauptgefreiter M. ist einer der besten Mannschaftsdienstgrade des Zuges und sehr zuverlässig. Ich überstrahle kurz vor der Front die Woche und treffe erste Einteilungen zum Ablauf.

Unten im Zug bin ich gerade mitten in einer Sicherheitsprüfung. Alle Einteilungen der verschiedenen Instandsetzungsteams sind getroffen und die Übungsteilnehmer



verladen das Material, als sich Hauptgefreiter M. nähert und sich verspätet meldet. In seinem Gesicht konnte ich deutlich seine Müdigkeit erkennen und es war klar, dass er die Nacht nicht viel geschlafen hat. Die ganze Situation war ihm sichtlich unangenehm. Ich fragte ihn: „Sie sehen mir auch nicht gerade fit aus, Herr Hauptgefreiter M., so als hätten Sie nicht viel geschlafen, kann das sein?“ Er erklärte, dass sich gestern Abend seine Freundin bei einem großen Streit von ihm getrennt habe und er deswegen nur ein paar Stunden schlafen konnte.

„Wollen Sie darüber sprechen?“ Nach seiner Reaktion zu urteilen, kam ihm dieses Angebot sehr gelegen und ich verlegte das Gespräch in mein Büro.

Er erzählte mir die ganze Situation und was alles an dem Abend vorgefallen war. Da die beiden mittlerweile zwei Jahre zusammen wohnen, hatte er zusätzlich Angst, dass sie ihm die Wohnung leer räumt, während er hier seinen Dienst verrichtet.

Mit kurzer Rücksprache beim Zugführer, der den Vorschlag, den Soldaten nach Hause zu schicken, sofort unterstützte, fuhr Hauptgefreiter M. an diesem Morgen wieder nach Hause, um seine privaten Probleme zu regeln.

Wir kommen sehr oft in die Situation, dass Privates unweigerlich mit in den Dienst genommen wird und dadurch ein Konflikt entsteht. Es ist wichtig, in solchen Situationen immer Ansprechpartner für seine Soldaten zu sein oder einfach nur ein offenes Ohr für sie zu haben.



Nicht nur für seine unterstellten Soldaten, sondern auch für seine Vorgesetzten.

Grundsätzlich gibt es keine Musterlösung für solche Situationen. Es bleibt immer abzuwägen, welche Belange im Vordergrund stehen. Sofern es der Auftrag zulässt, sollten die Belange des Soldaten immer berücksichtigt werden.



Konvoi

Die Befehlsausgabe am Vorabend im Camp Solaris ist schon Routine: Strecke, Marschreihenfolge, Abmarschzeit. Drei Tage sollen wir unterwegs sein. Der Konvoiführer ist ein junger Oberleutnant. Es ist sein erster derartiger Auftrag, ich bin als sein Stellvertreter eingesetzt. Die Fahrzeuge werden aufgerüstet, die Waffen und die persönliche Ausrüstung überprüft, EPA (Einmannpackung) und Wasser verstaut. Es geht früh ins Bett und noch früher wieder raus.

Der Kopplungspunkt des Konvois ist der Hafen in Sibenik, alle sind pünktlich. Man trifft immer dieselben Kameraden und jeder kennt seinen Platz. Um 06:00 Uhr startet der Konvoi zum ersten Zwischenziel in Trogir, im Hafen nehmen wir unsere Ladung auf. Es geht weiter Richtung Kamensko.

Der Marsch unter Gefechtsbereitschaft erzeugt ein Gefühl der Anspannung, was man dem Einen oder Anderen auch ansieht. So ging es mir bei meinem ersten Konvoi auch. Mit der Zeit gewöhnt man sich an den Ablauf, die Anspannung aber bleibt.

Nach der Übernachtung in einem provisorischen Camp geht es am nächsten Tag weiter über enge Straßen und durch einige Tunnel, vorbei an zerstörten Ortschaften, die eingebettet sind in eine wunderschöne Landschaft. Nach fünf Stunden haben wir das niederländische Camp in Novi Travnik erreicht. Hier müssen wir zwei große Gabelstapler aufnehmen. Nach einer kurzen Rast treten wir den Rückweg an. Am ersten Tunnel stellt sich die Frage: Wie sollen wir da durch kommen? Die Gabel-



stapler sind sehr hoch. Die erste Idee ist es, sie abzula-
den, die Luft aus den Reifen zu lassen und sie dann ab-
zuschleppen. Der Zeitaufwand hierfür ist sehr hoch.
Hier hilft uns die „Kriegerlatte“, die ich vom Feldweibel-
lehrgang noch gut in Erinnerung habe. Mit dieser soge-
nannten Kriegerlatte ging es zum Erkunden. Es wurde
die Höhe der Bordmaschinenkanone, der Zieloptik und
die Höhe des Spähpanzers LUCHS markiert. So konnte
die Höhe niedriger Durchfahrten bestimmt werden. Das
gleiche Prinzip schlage ich dem Konvoiführer vor, der
diesem Vorschlag zustimmt. Nun geht es an die Umset-
zung. Da ich die Kommandanten der Spähpanzer gut
kenne, ist der Auftrag mit wenigen Worten erläutert. Mit
den Ersatzantennen messen wir die Höhendifferenz zwi-
schen LUCHS und Gabelstapler und befestigen die An-
tennenstäbe an den Panzern. Die zwei LUCHSE setzten
sich etwas versetzt mit dieser „fahrbaren Kriegerlatte“ in
Bewegung. Bereits nach zehn Minuten wird gemeldet,
dass die Durchfahrt möglich ist.



Langsam setzt sich der erste Transporter in Bewegung, davor die eine Sicherungsgruppe mit ihrem Transportpanzer und dahinter das Führungsfahrzeug. Im Schrittempo geht es durch den Tunnel. An der einen oder anderen Stelle passt nicht einmal mehr ein Blatt Papier zwischen Fahrzeug und Tunnelwand. Ich sehe den Tunnelausgang herbei und obwohl es recht kühl ist, schwitze ich erheblich. Aber eigentlich kann ja nichts schief gehen, denn der Spähtrupp hat es ja erkundet. Endlich hat es der erste Transporter geschafft. Kurz darauf folgt der Zweite. Die Landesgrenze ist fast erreicht. Nach drei Tagen und insgesamt fünf Tunneln haben wir unser Ziel, den Hafen von Split, erreicht und sind heilfroh.

Vorgesetzter zu sein, ist immer eine Herausforderung. Wenn ich die Leitsätze für Vorgesetzte verinnerliche und situationsbedingt anwende, kann ich grundsätzlich alle Schwierigkeiten meistern. Ich führe partnerschaftlich. Ich nutze die Fähigkeiten und Fertigkeiten meiner Soldaten und beteilige sie, wann immer möglich, an meiner Entscheidungsfindung.



Wenn es auf das „Warum?“ keine Antwort gibt

An einem Freitag fand, wie üblich zum Wochenende, die aktuelle Truppeninformation für alle Soldaten der Stabs- und Versorgungskompanie statt. Zu diesem Zeitpunkt war ich als Zugführer des Aufklärungs- und Verbindungszuges (AVZ) der Kompanie eingesetzt. Aufgrund von Reparaturarbeiten an der Standortvermittlung war das Bataillon nicht in der Lage, Fernschreiben zu senden oder zu empfangen. Dies wurde durch einen Kurierdienst sichergestellt, der wichtige Meldungen im nahe gelegenen Wildflecken abholte oder dorthin überbrachte.

An diesem besagten Freitag saßen meine Soldaten des AVZ, die anderen Kompanieangehörigen und ich im Unterrichtsraum und hörten dem Kompaniechef zu. Gegen 10:15 Uhr klopfte es an die Tür und der Unteroffizier vom Dienst überbrachte die Meldung, dass sofort ein Kradmelder nach Wildflecken fahren müsse, um ein Fernschreiben abzuholen.

Da die Kradmelder mir unterstanden und der Kompaniechef den Auftrag sofort an mich weitergab, drehte ich mich um, um einen meiner Kradmelder einzusetzen. Mein Blick fiel auf einen Soldaten, den Gefreiten U. Ich gab ihm den Auftrag, weil ich vielleicht den Hintergedanken hatte, dass er in Hinblick auf das nahende Wochenende keinen großen Zeitverlust in Kauf nehmen müsse, da er in unmittelbarer Nähe wohnt.

Um 12:30 Uhr war für die Kompanie Dienstschluss. Da der Kradmelder sich noch nicht zurückgemeldet hatte,



ging ich zum Kompaniefeldwebel, um nachzufragen, ob er etwas wisse. Er antwortete mit: „Nein“, sagte aber, er werde sich erkundigen. Ich sollte noch einen Moment warten. Ich verbrachte 20 Minuten auf meinem Dienstzimmer, bis der Kompaniefeldwebel zu mir kam und mir mitteilte, dass er mit der Polizei in Bad Neustadt telefoniert habe und diese ihn informiert habe, dass auf der B 19 zwischen Bad Neustadt und der Anschlussstelle B 79 ein Kradmelder der Bundeswehr tödlich verunglückt sei. Wir sollten zur Identifizierung an die Unfallstelle kommen. Diese Nachricht traf mich eiskalt.

Der Spieß hatte bereits den Kompaniechef über den Vorfall informiert und entschieden, dass er, der Standortpfarrer und ich zur Unfallstelle auf der B 19 fahren. Ständige Gedanken begleiteten mich: Was ist da passiert? Wer war Schuld? Warum gerade er? Auf einem Parkplatz in der Nähe der Unfallstelle stellten wir unser Fahrzeug ab. Von hier aus wurden wir durch einen Polizisten zur eigentlichen Unfallstelle begleitet. An dieser lag, halb unter der Leitplanke, ohne äußerlich erkennbare Verletzung, der verstorbene Kradmelder. Bevor ich einen richtigen Gedanken fassen konnte, ergriff der Standortpfarrer das Wort und erteilte dem Soldaten die letzte Ölung auf der Straße.

Geistig völlig leer, mit zitternden Beinen und mit ständigen Fragen, wollten wir vom Polizisten erfahren, was eigentlich vorgefallen sei. Der Polizist schilderte uns die Zeugenaussage eines Pkw-Fahrers, der unmittelbar hinter dem Verunglückten gefahren war, und eines Fahrers der auf der Gegenfahrbahn unterwegs war. Beide sagten aus, dass der Kradmelder mit mittlerer Geschwindigkeit



(circa 80 km/h) gefahren und plötzlich in sich zusammen gesackt sei. Anschließend sei er vom Motorrad gefallen. Dabei rutschte er unter die Leitplanke und sei vermutlich mit dem Brustkorb gegen eine Metallstütze der Leitplanke geprallt. Der Aufprall habe einen so genannten „Puppeneffekt“ ausgelöst, das heißt, der Brustkorb wird schlagartig nach hinten überstreckt und die Hauptschlagader im Bauch reißt. Man verblutet innerhalb weniger Sekunden.

Nachdem der Verunglückte durch ein örtlich ansässiges Beerdigungsunternehmen abtransportiert worden war, überlegten wir, wie wir den Angehörigen die Todesmeldung überbringen würden. Zuerst fuhren wir zur Wohnung der Familie, wo wir aber niemanden antrafen. Nach Aussagen von Nachbarn waren die Eltern des Verstorbenen im Rhönklinikum beschäftigt. Der Vater als Arzt und die Mutter als Krankenschwester. Wir fuhren zum Klinikum und meldeten uns an der Aufnahme, um zu erfahren, ob Herr Dr. U. zu sprechen sei. Nach wenigen Minuten teilte uns die zuständige Mitarbeiterin mit, dass Dr. U. noch bei einer Operation sei und im Anschluss zu uns käme. Wir warteten circa 15 Minuten bis Dr. U. zu uns kam. Dass er uns zu dritt hier stehen sah, muss ihm sofort signalisiert haben, dass etwas passiert sein müsse. Er fragte gleich: „Lebt er noch?“ Wir schilderten ihm den Vorfall, er wollte dies aber nicht glauben und fragte uns, ob wir sofort zu seinem Sohn fahren könnten.

Gemeinsam mit dem Vater, der noch seine OP-Kleidung trug, fuhren wir in die Leichenhalle nach Heustreu, wo der Tote aufgebahrt in einem Zinksarg lag. Der Vater be-



gann sofort, seinen 18-jährigen Sohn auf Verletzungen und Anhaltspunkte für den Tod zu untersuchen. Wir standen wie erstarrt daneben und waren völlig hilflos in dieser Situation. Nachdem der Vater die Untersuchungen abgeschlossen hatte, schlug er vor, dass wir gemeinsam wieder zur Wohnung fahren, um der Mutter, die jetzt zu Hause sein müsste, die Nachricht vom Tod ihres Sohnes zu überbringen. Er wolle uns gerne dabei haben, da es sicherlich sehr schwer sein werde. Schon am Treppenaufgang öffnete die Mutter die Tür und fragte ihren Mann, was passiert sei. Dr. U. versuchte seiner Frau schonend die Situation zu schildern, diese stieß aber sofort einen fürchterlichen Schrei aus, der uns alle tief in die Knochen ging und bei mir eine nachhaltige Wirkung hinterließ.

In den folgenden Tagen beschäftigte ich mich ausschließlich mit der Vorbereitung und Durchführung des militärischen Begräbnisses. Der AVZ übernahm die komplette Ausgestaltung der Trauerfeierlichkeiten. Dies war auch eine Gelegenheit, Abstand zu gewinnen von den bei mir immer wieder aufkommenden Fragen: Warum hast du ihn ausgewählt? Was ist eigentlich passiert? Wochen später erhielten wir eine Mitteilung von einem Verwandten der Familie, dass bei einer privat angeordneten Obduktion festgestellt wurde, dass die Todesursache die gerissene Aorta war. Zu dem Unfall ist es vermutlich gekommen, weil eine Wespe unter den Helm geflogen sei und den Kradmelder gestochen hat. Da er allergisch gegen das Gift war, erlitt er einen septischen Schock. Weiterhin teilte der Verwandte mit, dass die Mutter der Bundeswehr immer noch vorwerfe, dass sie ihren Sohn auf dem Gewissen habe.



Für viele war das Ereignis nach der Beerdigung beendet. Für mich persönlich begannen aber Tage danach erst die Bewältigung und die Auseinandersetzung mit diesen Geschehnissen. In den Nächten wurde ich immer wieder von Albträumen geplagt und auch im täglichen Dienst liefen die einzelnen Szenen immer wieder vor mir ab. Von den Vorgesetzten kam keine Rückfrage, wie es mir gehe. Aus deren Sicht war man ja nicht beteiligt gewesen. Ich selbst stellte mir immer wieder die gleiche Frage: Warum hast du ihn ausgewählt? Auf diese Frage gab es keine Antwort. Aus persönlicher Eitelkeit oder Unwissenheit vertraute ich mich keinem Arzt oder Kameraden an. Nach Monaten, nachdem die Albträume seltener geworden waren, erzählte ich es meiner Frau. Danach verspürte ich eine Erleichterung und meine Psyche änderte sich auch. Erst nach diesen Gesprächen hatte ich den Vorfall verarbeitet und machte mir selbst keine Vorwürfe mehr.

Ein solches Ereignis kommt sicherlich nicht täglich vor. Die Auseinandersetzung mit Tod und Verwundung kann dennoch jederzeit und unvermittelt erfolgen, sei es im täglichen Dienst oder im Auslandseinsatz. Jeder sollte sich mit dieser Thematik auseinandersetzen und für sich einen Weg finden, damit umzugehen. Aus meiner Sicht ist es aber immer ratsam, sich eine Person des Vertrauens zu suchen oder sich gleich in ärztliche Behandlung zu geben. Eine „Eigenbehandlung“ oder falsche Eitelkeit kann nach solch einem Vorfall zu einer psychischen Belastung werden, die Auswirkungen auf



den Dienst, das persönliche Verhalten und den Umgang im privaten Bereich hat.

Wichtig ist auch das Umfeld, wie Familienangehörige und Freunde. Diese Personen können Veränderungen oder Probleme wahrnehmen, die man sich selbst vielleicht nicht eingesteht. Als Nahestehender kann es also hilfreich sein, mit Fachleuten Kontakt aufzunehmen, da es oft nicht möglich ist, Menschen, die mit psychischen Problemen zu kämpfen haben, selbst zu helfen. Sterben und Tod sind gerade durch die Einsatzrealität der Bundeswehr stärker in den Blick der Soldaten und der Gesellschaft gerückt, als das in früheren Jahren der Fall war. Der Umgang mit Tod und Verwundung und das Wissen hierüber sind für Feldweibel notwendig, auch wenn beim Überbringen einer Todesnachricht in erster Linie der Disziplinarvorgesetzte gefordert ist. Wann immer möglich, sollte in solch einer außergewöhnlichen Situation um den professionellen Beistand von Militärseelsorger und Truppenpsychologe nachgesucht werden.



Ausbildungsende – wenn Sie es noch einmal machen könnten

Wer von uns hat das nicht schon einmal erlebt? Man hat eine praktische Ausbildung oder eine Übung hinter sich und dann stellt sich da jemand hin mit einem Zettel in der Hand und macht eine Auswertung. Am Anfang hört sich das ja alles noch gut an: „Gut war ...“, aber meist kommen dann viel zu schnell die Punkte der Rubrik: „Schlecht war ...“ Am liebsten möchte man das alles gar nicht so hören, denn „soooo schlecht“ war man doch nicht. Ja, man hat Fehler gemacht, aber sind die wirklich so schlimm, wie sich das alles anhört? Und wie oft hört man eigentlich überhaupt noch genau zu, wenn da Kritik am eigenen Verhalten oder gar der eigenen Person geübt wird. Mal ehrlich, hat da nicht jeder von uns einfach schon mal „abgeschaltet“? Ist es nicht so?

Mit der Auswertung will man ja schließlich nur helfen, es beim nächsten Mal besser zu machen, etwas „aus seinen Fehlern zu lernen“. Nichtsdestotrotz – Kritik von anderen zu ertragen ist nicht immer einfach. Ein besonders gutes Beispiel des „Lernens aus Fehlern“ habe ich bereits als junger Feldwebel im CMTC (Combat Maneuver Training Center, vergleichbar mit dem Gefechtsübungszentrum des Heeres) in Hohenfels erleben können. Anfang der 90er Jahre suchte die Bundeswehr einen Ersatz für die bisherigen Großübungen mit Volltruppe in freiem Gelände. Aus diesem Gedanken heraus entwickelten sich die verschiedenen Übungszentren, wie wir sie heute kennen. Zunächst wurde der Gedanke der Übungszentren jedoch auf Tauglichkeit und Zweckmä-



Bigkeit hin überprüft. Was lag da näher, als dazu das CMTC zu nutzen?

Zu dieser Erprobung wurden durch die Bundeswehr im CMTC drei Durchgänge mit Volltruppe gefahren. Beim dritten Durchgang, einer deutschen Brigade gegen eine deutsche Brigade, wurde ich als Schiedsrichter eines vorgeschobenen Beobachters der Mörser eingesetzt. Um die deutschen Schiedsrichter mit den Abläufen und Regularien des CMTC vertraut zu machen, fuhren wir vor unserem Einsatz im deutschen Durchgang als Beobachter mit einem amerikanischen Observer/Controller (O/C) in einem amerikanischen Durchgang mit.

Warum nennen sich die amerikanischen Kameraden O/C (Beobachter oder Kontrolleur) und nicht „Referee“ (Schiedsrichter)? Nun, weil die O/C sich nicht als Schiedsrichter verstehen, die Entscheidungen herbeiführen, so wie wir es bis dahin aus deutschen Übungen kannten. Diese Entscheidungen werden durch die technischen Simulatoren, zum Beispiel MILES (vergleichbar mit dem Ausbildungsgerät Duellsimulator AGDUS), oder entsprechende Übungsbestimmungen (wie etwa Tabellen für die Wirkung von Artilleriefeuer) herbeigeführt. Die O/C verstehen ihren Auftrag entsprechend ihrer Bezeichnung: observe (beobachten, notieren und auswerten) und control (beaufsichtigen und kontrollieren, dass die Übungsbestimmungen eingehalten werden). Ein direktes Eingreifen der O/C in den Übungsablauf fand nur bei Verstößen gegen Übungsbestimmungen statt oder wenn die technischen Möglichkeiten keine Entscheidung herbeiführen konnten. Ein direktes Erzwingen eines bestimmten Verhaltens oder die Schaf-



fung einer erwünschten Situation durch die O/C wurde von uns nicht ein einziges Mal beobachtet. Am Ende jedes Gefechtstages („end of mission“) fand lediglich ein Entzerren der gegnerischen Parteien durch Rücknahme auf situationsabhängig festgelegte Linien statt. Diese Linien durften, außer durch Aufklärungskräfte, bis zum nächsten Tag nicht überschritten werden. Eine „Übungsunterbrechung“ gab es demzufolge nicht.



Nach „end of mission“ führten die O/C mit den von ihnen beobachteten Teileinheiten oder, wie in meinem Fall, mit dem vorgeschobenen Beobachter eine Auswertung durch. Obwohl er seine Notizen mitnahm, folgte nun keine Auswertung wie ich es bisher kannte, sondern mein O/C stellte zuerst nur eine Frage: „If you could do



it again, would you do it just the same or would you change something?“ (Wenn Sie es noch einmal machen könnten, würden Sie es genau so wieder machen, oder würden Sie etwas ändern?) Und er nannte einige Punkte, welche er beim nächsten Mal anders machen würde. Er hatte selbst seine Schwächen erkannt und sprach darüber auch sehr offen. Während der gesamten Auswertung musste der O/C lediglich den einen oder anderen Punkt anhand seiner Aufzeichnungen ergänzen, beziehungsweise Vorschläge machen, wie man einzelne Situationen besser handhaben könne. Am Schluss ergänzte er die Auswertung mit einer kurzen Bewertung der Tagesleistung.

Vom ersten Tag an, jeweils nach „end of mission“ und der Auswertung mit der Truppe, fand eine Besprechung aller O/C statt, bei der sie Informationen austauschten und ihre Beobachtungen weitermelden konnten. Wir deutschen Schiedsrichter nutzten diese Zeit natürlich auch für eine Besprechung und schnell stellte sich heraus, dass die von mir erlebte Art der Auswertung kein Einzelfall war, sondern überall bis hinauf in die Stabs-ebenen in ähnlicher Form stattfand. Auch die durch Filmteams gedrehten Videoaufnahmen und die Mitschnitte des Funkverkehrs wurden weniger dazu genutzt, Mängel oder Fehler aufzuzeigen, sondern viel mehr in erster Linie zur Bestätigung beziehungsweise Analyse der eigenen Erkenntnisse der Übungsgruppe oder auch um Missverständnisse aufzuklären. Nicht nur ich war davon beeindruckt. Während des fünf Tage dauernden Durchganges – bei welchem übrigens die amerikanischen Führer bis zur Ebene Bataillonskommandeur



überprüft wurden und bei Nichterreichen der geforderten Leistungen von ihrem Dienstposten abgelöst werden konnten – war von Tag zu Tag eine Steigerung zu erkennen. Erkannte Mängel wiederholten sich selten. Uneinsichtigkeiten gegenüber den durch die O/C aufgezeigten Mängeln, welche nicht durch die Truppe selbst erkannt worden waren, sind mir nicht bekannt geworden.

Aufgrund dieser Erkenntnisse legte der Leiter der deutschen Schiedsrichterorganisation fest, dass wir bei der Auswertung während des deutschen Durchganges ähnlich verfahren würden wie die amerikanischen O/C, natürlich aber an deutsche Regeln angepasst. Das haben wir dann mehr oder weniger auch so gemacht und betrachteten uns dann auch nicht mehr als Schiedsrichter, sondern als Beobachter und Kontrolleure. Wie erfolgreich wir damit waren, kann ich nur in meinem Bereich beurteilen; angeblich soll es neben der durchaus positiven Resonanz auch kritische Stimmen gegeben haben.

Bei meinem vorgeschobenen Beobachter jedenfalls habe ich sehr positive Erfahrungen damit gemacht. Am Anfang war er etwas irritiert, als ich ihn bei der ersten Auswertung einfach nur fragte: „Wenn Sie es noch einmal machen könnten, würden Sie es genauso wieder machen oder würden Sie etwas ändern?“ Als ich jedoch etwas nachhakte, ohne ein Urteil über die jeweilige Situation abzugeben, taute er dann doch langsam auf. Schnell wurde klar, dass er die meisten Dinge, die ich mir notiert hatte, selbst schon bemerkt und auch den einen oder anderen Lösungsansatz hatte, wie man es hätte besser machen können. Insgesamt musste ich nur noch einzelne Details ergänzen. Während des gesamten Durchganges



haben wir das System beibehalten, und ab und zu hat er mir dann auch etwas genannt, was mir so direkt gar nicht aufgefallen war. Insgesamt war eine deutliche Leistungssteigerung des vorgeschobenen Beobachtertrupps zu erkennen und wir haben beide viel gelernt.

In den nachfolgenden Jahren in der Truppe hatte ich dieses Erlebnis schon lange vergessen. Als ich jedoch als Ausbilder an die Infanterieschule versetzt wurde, habe ich mich während einer praktischen Ausbildung wieder daran erinnert und ich fragte einfach den Lehrgangsteilnehmer in der Auswertung: „Wenn Sie es noch einmal machen könnten, würden Sie es genauso wieder machen oder würden Sie etwas ändern?“ Bis heute habe ich diese erste Frage bei der Auswertung, auch bei Bewertungen im Einzelgespräch, wo immer möglich, beibehalten. Bei der Ausbildung selbst beziehe ich inzwischen die Lehrgangsteilnehmer der Ausbildungsgruppe mit der Frage: „Was hätten Sie als Ausbilder und Führer anders gemacht?“ bei den Auswertungen mit ein, ohne selbst schon ein Urteil abgegeben zu haben. Ein Großteil der aufgetretenen Mängel, aber auch mögliche Lösungsansätze kommen so aus den Reihen der Lehrgangsteilnehmer, ohne dass ich groß eingreifen muss. Bis heute habe ich damit gute bis sehr gute Erfahrungen gemacht.

Die hier beschriebene Art der Auswertung hat sich mittlerweile in der Bundeswehr etabliert. Der damit verbundene Erfolg ist fast überall gut zu beobachten. Vielleicht sollten wir uns selbst auch immer wieder die Frage stellen: „Wenn Du es noch einmal machen



könntest, würdest Du es genauso wieder machen oder würdest Du etwas ändern?“ Ich für meinen Teil mache das heute fast täglich, und oft genug lautet die Antwort: „Ja, da kannst Du noch was besser machen.“



Integrierte Verwendung

Für viele Soldaten stellt sich im Laufe ihrer Dienstzeit die Frage, ob eine integrierte Verwendung im Ausland erstrebenswert ist. Dies kann dienstliche, private und andere Gründe haben.

Nachdem ich mich zu diesem Schritt entschlossen hatte, musste ich feststellen, wie viele meiner Kameraden gar nicht über die vielfältigen Möglichkeiten informiert waren und mitunter auch nicht wussten, wie sie an die entsprechenden Informationen kommen können.

Wenn man integrierte Verwendung hört, denkt man immer sofort an den Militärattachédienst. Mich hat es nach der Auswahl durch die Stammdienststelle der Bundeswehr nach Wien zum militärischen Anteil der Bundesrepublik Deutschland bei der OSZE (Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa) verschlagen.

Ich gebe zu, dass ich nicht viel von der OSZE wusste, außer dem, was man so in den Nachrichten und der Presse verfolgen kann, Stichwort: Wahlbeobachtung. Aber ich habe schnell gelernt, dass es eine Fülle von Aufgabengebieten gibt, die durch das dortige Personal bearbeitet werden. Vieles ist für den Soldaten neu. Es beginnt damit, dass man seinen Dienst nicht in Uniform, sondern im Anzug versieht und auch sonst alles, was den militärischen Alltag ausmacht, vollkommen in den Hintergrund tritt.

Dafür stellen sich aber ganz andere Herausforderungen. Dies ist zum Beispiel die Zusammenarbeit mit den Angehörigen des Auswärtigen Amtes, wobei ich das Wort „Herausforderung“ nicht negativ verstanden wissen



will, da im internationalen Umfeld die Uhren einfach anders „ticken“. Mit einer „Befehlsausgabe“ kommt man hier nicht weiter, sondern man lernt sehr schnell, was es bedeutet Diplomat zu sein, auch auf der Ebene der Portepees.

Was aber viel einschneidender ist, ist das Zusammenreffen mit Angehörigen der anderen 55 Mitgliedsstaaten und der elf Kooperationspartner. Ein solches internationales Umfeld bekommt man sonst nur bei der UNO geboten.

Und in dieser Gemengelage von unterschiedlichsten Interessen und Ansichten versuchen nun unsere Diplomaten und auch die militärischen Berater deutsche Interessen wahrzunehmen und durchzusetzen.

Ich hatte die Gelegenheit an einer Vielzahl von Konferenzen, Sitzungen und so weiter teilzunehmen und konnte feststellen, dass man womöglich vieles, was man in der Vergangenheit immer kritisiert hat, vielleicht revidieren muss, da man jetzt plötzlich in Entscheidungsprozesse eingebunden war und „live“ miterleben konnte, wie schwer es ist, eine Vielzahl von Staaten zu einer Meinung zu bewegen. Somit musste man auch mit kleinen Erfolgen (kleinster gemeinsamer Nenner) zufrieden sein.

Dieser Beitrag soll alle ermutigen, den Schritt ins Ausland zu wagen, da dies unabhängig vom Standort, eine gute Entscheidung ist, die mir und meiner Familie unheimlich viele Erfahrungen und viel Wissen eingebracht hat. Das möchte ich nicht missen.



Vertrauen Sie mir einfach!

Im Dezember befand ich mich mit meiner Kompanie im KFOR-Einsatz. Am Heiligen Abend saß die Kompanie bei einer Weihnachtsfeier zusammen. Das Fest war durch den Spieß bestens vorbereitet und geplant worden. Die festliche Stimmung und die lustigen Vorführungen durch die Züge machten das Weihnachtsfest angenehmer, als ich es mir, ohne bei meiner Familie zu sein, vorgestellt habe.

Zu fortgeschrittener Stunde kam mein Kompaniechef zu mir und einer Feldwebelkameradin. Er sagte nach einiger Zeit zu ihr gerichtet: „In zwei Tagen führt unsere Nachbarkompanie eine Abseilausbildung durch. Stellen Sie sich darauf ein, dass Sie mit mir zusammen die Seilrutsche bezwingen werden!“

Ihr Gesicht verlor das lustige Lächeln, welches kurz zuvor noch zu sehen war. Erleichtert, dass er zu ihr gesprochen hatte, lächelte ich. Dumm von mir, denn sofort hörte ich von ihm die Worte: „Sie auch, Frau Feldwebel!“ Meine Weihnachtsstimmung war vorbei. Tausend Gedanken gingen mir durch den Kopf, angeführt von der Angst, die ich allgemein vor großen Höhen habe.

Am nächsten Tag meldete ich mich beim Kompaniechef mit den Worten: „Herr Hauptmann, mit Verlaub, aber wenn ich an der Abseilausbildung teilnehmen soll, könnte das für mich eine riesengroße Blamage werden. Ich habe extreme Höhenangst. Bereits auf dem Feldwebellehrgang habe ich einige negative Erfahrungen gemacht.“ Ich dachte daran, wie wir auf einem Seilsteg



entlang auf einen Turm steigen und uns von diesem abseilen mussten.



Ich will ehrlich sein, ich habe es gemacht, aber durch mein Verhalten und die Tränen, die ich dort gelassen habe, war ich mit Sicherheit keine Vorzeigesoldatin.

„Ich bin Soldat, und wenn Sie es mir befehlen, dann führe ich den Auftrag selbstverständlich aus. Aber Sie sollten vorher wissen, dass es mir jetzt schon peinlich ist.“



Er sagte dann zu mir: „Frau Feldwebel, machen Sie sich mal keine Gedanken. Dort geht es hauptsächlich um Ihre Kameradin, Frau Feldwebel P., Sie kommen einfach nur mit raus und gucken sich das an.“ Ich habe mich zu diesem Zeitpunkt zwar über die Aussage gewundert, jedoch war ich einfach nur erleichtert und hoffte, dass ich wirklich nicht mit der Höhe konfrontiert werden würde. Es kam dann der Tag, an dem wir an einen Fluss verlegten, auf dessen Brücke ein Transportpanzer FUCHS stand. An diesem war ein Seil befestigt, welches über den Fluss „Beli Drim“ zu einem Felsen verlief.

Das Ganze sah für mich überhaupt nicht vertrauens-erweckend aus: Eine zertrümmerte Brücke, deren Geländer fehlte in circa 40 Meter Höhe über einem Fluss, aus dem teilweise Betonteile herausragten. Und darauf stand ein gepanzertes Fahrzeug. Respekt, dachte ich mir!

Die Ausbildung war schon voll im Gange. Rechts hingen Soldaten und seilten sich ab, und links rutschten zwei andere Soldaten am Seilsteg auf die gegenüberliegende Seite des Flusses. Obwohl es offensichtlich allen Beteiligten Spaß zu machen schien, konnte ich mich nicht überwinden, auf diese brüchige Brücke zu gehen. Als dann der Bataillonskommandeur und der S 1-Offizier vor Ort waren, war mir schlagartig klar, warum der Kompaniechef Frau Feldwebel P. vor Ort haben wollte. Schnell hingen beide in dem Abseilgeschirr aneinander und wurden durch den Heeresbergführer eingewiesen. Ruckzuck rutschten sie über den Fluss und kamen innerhalb von ein paar Sekunden am anderen Ende des Seils an.



Dort standen der Kommandeur und der S 1-Offizier bereit: Frau Feldwebel P. wurde noch auf dem Seilsteg hängend vom Kommandeur zum Oberfeldwebel befördert. Ich war total beeindruckt und gerührt, denn so eine tolle Beförderung habe ich noch nie zuvor gesehen. Ganz dicht am Transportpanzer entlang traute ich mich dann doch auf die Brücke, um der frisch beförderten Frau Oberfeldwebel zu gratulieren.

Und das war mein Fehler! Somit stand ich in der „Schusslinie“ vom Kompaniechef. Dieser sagte mir dann in Anwesenheit des Bataillonskommandeurs und circa 20 weiteren Soldaten: „So, Frau Feldwebel, dann können Sie gleich mal das Geschirr von der Frau Oberfeldwebel P. anziehen!“

Ich lächelte nur und nahm das nicht für voll, schließlich war mein Chef ja sonst auch immer für kleine Späßchen zu haben. Der Kommandeur sagte dann: „Ja, Frau Feldwebel, ich hätte auch noch ein weiteres Paar Oberfeldwebel-Schlaufen in meiner Tasche!“

Ich lächelte wieder, schließlich war mir in diesem Moment nicht der Ernst der Lage bewusst.

Mein Chef wiederholte: „Frau Feldwebel, Sie ziehen jetzt das Geschirr an und wir überwinden gemeinsam den Seilsteg. Vertrauen Sie mir einfach!“

Was? Vertrauen? Ich habe ihm vertraut, als er mir sagte, ich soll nur so mit raus fahren. Wie könnte ich ihm jetzt noch vertrauen?

Ich stehe hier vor meinem Bataillonskommandeur, der nichts von dem vorangegangenen Gespräch mit dem Kompaniechef weiß. Außerdem sind hier viele Soldaten, denen ich ein Vorbild sein sollte. Da mir bewusst war,



dass das jetzt ein Befehl ist, musste ich ihn ausführen. Ich zog das Geschirr an und spürte, dass alles um mich herum wie im „Film“ ablief.

Ich stand völlig neben mir und bekam kaum noch etwas mit. Ich dachte mir, wenn ich die Augen schließe und die Höhe nicht sehe, mache ich wenigstens keinen Aufstand. In so einer Situation kann man sich nämlich zusammenreißen wie man will. Der Körper verselbstständigt sich dann einfach und man hat sich nicht mehr unter Kontrolle.

Der „Plan“ funktionierte: Ich sah die Höhe nicht und mein Verstand und das Vertrauen in die Technik halfen mir, mich zu überwinden. Natürlich hatte ich trotzdem sehr große Angst. Der Chef und ich wurden zusammengeklinkt. Alles was dann passierte, konnte ich mir im Anschluss auf einem aufgezeichneten Video ansehen. Laut kreischend rutschte ich mit dem Chef hinunter. In wenigen Sekunden war alles vorbei. Am Ende angekommen fragte er mich: „Und, vertrauen Sie mir jetzt?“

Ich wusste, dass ich jetzt besser die Klappe halten sollte. Meine Antwort hätte ihm sicherlich nicht gefallen.

Die anschließende Beförderung zum Oberfeldwebel war für mich dann noch ein versöhnlicher Abschluss dieser Abseilausbildung.



Afrika – ein Tag auf der heißen Baustelle

Anfang der neunziger Jahre war ich als junger Feldwebel Mitglied einer Beratergruppe in Burkina Faso. Projekt Nummer BKF 82 S02. Hinter diesem Kürzel verbirgt sich der Straßenbaueinsatz, der von einem einheimischen Pionierbataillon im Nordosten des Landes an der Grenze zu Niger durchgeführt wird.

Die Straße von Dori nach Falengountou mit einer Länge von 51 Kilometern soll die Verkehrsverbindungen in den Norden auch in der Regenzeit sicherstellen.

In der Nähe des Baustellenlagers hat sich die deutsche Beratergruppe der Bundeswehr einen Gefechtsstand eingerichtet. Diese Männer unterstützen die Bauleitung bei der Planung und Durchführung der Arbeiten.

Noch bevor der Unteroffizier vom Dienst (UvD) des Lagers mit dem schrillen Ton seiner Trillerpfeife die Soldaten um 05:00 Uhr morgens weckt, breitet sich unter der Schlafdecke jedes Einzelnen von uns die morgendliche Kühle des „Sahels“ aus. Die IA-Schreie der Esel und das Krähen der Hähne der umliegenden Gehöfte begleiten das Aufstehen.

Viel Zeit bleibt nicht. Vielleicht noch schnell eine Tasse Kaffee, denn um 05:30 Uhr ist Antreten, Feststellen der Vollzähligkeit und eine kurze Befehlsausgabe, Aufsitzen auf die Lkw, die uns zur Baustelle bringen.

Der Baustellenkopf ist zurzeit 35 Kilometer vom Lager entfernt und jede Minute ist kostbar, da jeder Kubikmeter „Lateritboden“, der in den Morgenstunden eingebaut wird, nicht in der Hitze des Tages bewegt werden muss.



Schon jetzt, Mitte Februar steigt die Quecksilbersäule bis auf 41 Grad Celsius im Schatten. Aber, wo gibt es den schon? Die wenigen dünnen Büsche und vereinzelt stehenden Bäume lassen nicht einmal die dort lebenden Ziegen und Schafe Schutz finden. Mag die trockene Hitze für den Menschen noch erträglich sein, der Lärm von den Motoren, der feine Staub, aufgewirbelt durch den Einsatz der Baumaschinen und die vom Wind getriebenen Sandkörner, die sich wie Nadeln in die Gesichter der Bedienungsmannschaft bohren, lassen die Leistung von Mensch und Maschine mit jeder weiteren Einsatzstunde sinken.



Die von den Soldaten mit Trinkwasser gefüllten und mitgeführten 5-Liter-Öl-Kanister, sind schon längst geleert oder mit der Zeit so aufgeheizt, dass das Wasser ungenießbar scheint. Weiter geht der Baueinsatz: Schürfen,



Laden, Transportieren, Entladen, Verteilen, Bewässern, Verdichten. Meter für Meter wächst die Straße vor unseren Augen. Aus diesem steten Baufortschritt zieht jeder von uns Kraft, um mit neuem Eifer und Auftrieb die Arbeit fortzusetzen.

Gegen 13:00 Uhr trifft das Verpflegungsfahrzeug bei uns ein; obwohl es schon seit einer Stunde unterwegs ist, sind der Reis und die Soße noch längst nicht abgekühlt. Man musste schon Acht geben, dass man sich nicht die Zunge an dem Essen verbrennt. Dazu einen Becher kühles Wasser aus einem alten Thermobehälter, das eine köstliche Erfrischung darstellt und allen Männern die Energie für die letzten Arbeitsstunden des Tages unter der sengenden Sonne gibt. Es wird weitergearbeitet, bis der Tankwagen eintrifft. Dann, Auftanken, technischer Dienst und endlich zurück ins Lager.

Es ist 16:00 Uhr bis wir das Lager erreichen. Eine „Eimerdusche“ wird zur Wohltat und das Abendessen, bestehend aus Suppe, Reis und einem kleinen Stückchen Fleisch, kann als einzige Mahlzeit am Tage in Ruhe eingenommen werden.

Trotz des harten Arbeitstags auf der Baustelle, kommt schon nach kurzer Zeit gelockerte Stimmung auf, zumal der Lkw bereitsteht, um die Unermüdlichen nach Dori zu fahren. Dort finden sie ein wenig Abwechslung vom normalen Tagestrott, indem sie sich unter die Einheimischen mischen und sich gegenseitig Geschichten und Erlebnisse erzählen und kleine Einkäufe machen. Pünktlich um 21:00 Uhr fährt der Lkw zurück in das Lager und wer nicht zur Stelle ist, muss den fünf Kilometer Nachhauseweg zu Fuß gehen.



Gegen 22:00 Uhr wird der Generator abgeschaltet, der für spärliches Licht im Lager sorgt. Die letzten Züge des angefangenen Dame-Spiels werden im Schein einer Petroleumlampe zu Ende geführt, denn nun ist für alle „Bettruhe“ befohlen.

Und noch bevor der UvD des Lagers uns mit dem schrillen Ton seiner Trillerpfeife um 05:00 Uhr weckt, breitet sich unter der Schlafdecke jedes Einzelnen von uns, die morgendliche Kühle des „Sahels“ aus. Die IA-Schreie der Esel ... ein neuer arbeitsreicher Tag bricht an.

Auch solche Einsätze können auf einen Feldweibel zukommen. Sie sind zwar nicht mit heutigen Einsätzen zu vergleichen, erfordern aber gleichfalls ein Höchstmaß an Selbstdisziplin und Vorbereitung auf die klimatischen und landestypischen Gegebenheiten.



Bei einer verletzten Seele hilft kein Druckverband

Bei einer routinemäßigen Fahrt unserer Fahrgemeinschaft zur Dienststelle kam im Radio die Meldung, dass in Afghanistan ein deutscher ISAF-Soldat und mehrere Zivilisten, darunter Kinder, durch einen Selbstmordattentäter tödlich verletzt worden seien. Daraus entwickelte sich unter den Mitfahrern eine rege Diskussion. Vor allem wurde allen deutlich, unter welchem seelischen Druck man als Soldat im Auslandseinsatz geraten kann. Die mögliche Gefährdung ist nicht konkret, da weder „Freund noch Feind“ eindeutig zu identifizieren sind. Doch vor allen Dingen: Wie geht man als Betroffener damit um, wenn man solch eine Situation erlebt? Was passiert, wenn man zunächst tatenlos mit ansehen muss, wie Kameraden oder kleine Kinder verwundet oder getötet werden – noch dazu, wenn man vielleicht selbst Familienvater ist?

Ein junger Fachdienstunteroffizier argumentierte, man werde doch im Rahmen der Einsatz vorbereitenden Ausbildung intensiv auf solche Szenarien vorbereitet. Des Weiteren gäbe es speziell ausgebildete Truppenpsychologen und Militärfarrer vor Ort und sogar eine Hotline, die 24 Stunden täglich besetzt sei. Diese kernige Aussage des jungen Unteroffiziers erinnerte mich an ein Ereignis während meiner Zeit als Ausbildungsfeldwebel bei der damaligen VN-Inspektion. Ich konnte mich sehr genau an diesen Tag erinnern, weil das Erlebnis mich damals sehr betroffen machte.



Das Folgende ereignete sich am Morgen an der Ausbildungsstation „Verhalten in besonderen Lagen“ im Rahmen der Einsatz vorbereitenden Ausbildung, die ich verantwortlich leitete. Die Ausbildung war in die Unterabschnitte „Verhalten gegenüber Zivilbevölkerung“ und „Verhalten bei einer Geiselnahme“ gegliedert und wurde im Gruppenrahmen durchgeführt. Die Soldaten des Kontingentes waren in Züge und Gruppen gegliedert und die jeweiligen Führer befohlen. Nachdem ich zu Ausbildungsbeginn vor den angetretenen Ausbildungsgruppen die Ausbildungsthemen und Ziele sowie Übungs- und Sicherheitsbestimmungen bekannt gab, befahl ich der Ausbildungsgruppe, in die dahinter liegende Scheune wegzutreten und die Ausrüstung abzulegen.

Plötzlich brach ein Stabsunteroffizier mit einem Weinkrampf zusammen. Er zitterte am ganzen Körper und schluchzte bitterlich. Ich war völlig überrascht von dieser Reaktion, weil aus meiner Sicht ja überhaupt noch nichts passiert war. Ich überlegte kurz und dachte „Glück im Unglück“, denn im Ausbildungszug befanden sich gleich mehrere Truppenärzte und Apotheker, die für ihren Einsatz im Feldlazarett diese Ausbildung durchliefen. Ich befahl zwei Ärzten, dem Soldaten zu helfen. Die beiden Angesprochenen kümmerten sich sofort um den Stabsunteroffizier. Sie versuchten, ihn zu beruhigen und zu erfahren, was los sei, allerdings ohne Erfolg. Als ich feststellte, dass sich der Zustand des Betroffenen nicht änderte, spürte ich, dass ich handeln musste. Ich rief in die Ausbildungsgruppe, die den Vorfall gebannt verfolgte: „Wer ist der eingeteilte Führer?“ Es meldete sich sofort ein älterer Hauptfeldwebel der



Kampftruppe. Ich bat ihn, sich um den Soldaten zu kümmern, der immer noch fürchterlich zitterte und weinte. Der Angesprochene überlegte nicht lange. Er ging zu dem Soldaten, der mittlerweile von den beiden Ärzten aus dem unmittelbaren Sichtfeld der Gruppe an die Rückwand der Scheune verbracht worden war, aber immer noch nicht ansprechbar war. Der Hauptfeldwebel signalisierte ruhig und besonnen, dass er sich jetzt um seinen Soldaten kümmere. Die beiden Ärzte gingen zu ihrer Ausbildungsgruppe zurück und begannen mit der Ausbildung.

Aus der Distanz beobachtete ich die beiden Soldaten und was ich sah, machte mich sehr nachdenklich. Der Zugführer setzte sich zu dem Soldaten auf den Boden und nahm ihn wie ein Kind in die Arme, streichelte ihn und redete ruhig auf ihn ein. Schon nach ganz kurzer Zeit wurde der Soldat ruhig, bekam eine normale Atemfrequenz und war wieder ansprechbar. Der dem Soldaten vertraute Zugführer hatte in wenigen Augenblicken mehr erreicht als die zwei ihm unbekanntem Ärzte.

Ich ließ den Soldaten mit dem Zugführer in die Unterkunft bringen, informierte seine Vorgesetzten sowie den Truppenpsychologen und führte vor Ort mit den restlichen Soldaten die Ausbildung wie geplant zu Ende durch. Der Vorfall wurde natürlich schnell bekannt, weil ja viele Soldaten vor Ort gewesen waren. Auch im Ausbilderkreis meiner Kameraden hatte es sich schnell herumgesprochen und wurde natürlich diskutiert. Es wurden sogar Wertungen und teilweise abwertende Einschätzungen wie „Warmduscher“ oder „Weichei“ vorgenommen.



Am nächsten Tag hatte ich ein ausführliches Gespräch mit dem Truppenpsychologen. Dabei kam Folgendes heraus: Der betroffene Soldat war Ende der 80er Jahre mit einem Hilfstransport mit Kinderkleidung, medizinischen Instrumenten und so weiter nach Rumänien unterwegs. Bei einer Grenzkontrolle in Rumänien wurden die Angehörigen des Hilfstransports, darunter auch der betroffene Stabsunteroffizier, gewaltsam gestoppt und kurzzeitig in einen dunklen Schuppen gesperrt. Nach kurzen Verhandlungen und Zahlung eines geringen Geldbetrages konnten sie ihre Fahrt wieder fortsetzen. Dieses Erlebnis hatte sich offensichtlich bei dem Kameraden eingeprägt und an diesem Tag in Bonnland beim Befehl, die Ausrüstung in der dunklen Scheune abzulegen, zu der beschriebenen Reaktion geführt.

Der Psychologe lobte mich für meine Umsicht und den Entschluss, einen Kameraden einzuteilen, zu dem offensichtlich ein Vertrauensverhältnis bestand. In diesem Fall der Zugführer, der seinen Soldaten schon länger führte und genau kannte. So konnte der Soldat am nächsten Morgen ohne Probleme wieder in die Ausbildungsgruppe integriert werden und die restliche Ausbildung durchlaufen. Diese Integration sei wesentlich effektiver als eine langwierige Nachbehandlung, bescheinigte mir der Truppenpsychologe.

Es ist heute wichtiger denn je, und das trifft vor allen Dingen für die Feldweibel als Führer der kleinen Kampfgemeinschaft zu, dass sie ihre anvertrauten Soldaten gut kennen. Deswegen ist es unabdingbar, echte Gemeinschaft und wahre Kameradschaft zu erleben.



Gerade im Zeitalter moderner Kommunikation sind der persönliche Kontakt und das tägliche Gespräch unverzichtbar, um Vertrauen aufzubauen, Personenkenntnis zu erlangen und Anonymisierung im Umgang miteinander zu vermeiden.

Nur der Führer, der seine Soldaten kennt, ihre Sprache spricht und ihr Vertrauen hat, und das ist in erster Linie der Feldwebel, wird in einer besonders belastenden Situation in der Lage sein, seine Soldaten vor Folgeschäden an Geist und Seele zu schützen. Das gilt gleichermaßen für den Grundbetrieb und die Einsätze.



Warum hat der Truppenpsychologe keine Couch?

Ich bin Hauptfeldwebel der Reserve und war mehrfach als Stabsdienstfeldwebel beim Truppenpsychologen im Einsatz. Um bestehende Vorbehalte und Gerüchte auszuräumen, haben wir hier versucht, unsere Tätigkeit allgemein verständlich darzustellen.

Böse Zungen behaupten, der Truppenpsychologe braucht eine Couch, damit ihn nach der Mittagspause nicht jeder auf die Abdrücke der PC-Tastatur auf seiner Stirn anspricht. Aber, Spaß bei Seite, denn dafür ist das Thema in der Tat zu ernst. In den Jahren meiner Tätigkeit im Psychologischen Dienst der Bundeswehr ist mir die Frage nach der Couch wohl am häufigsten gestellt worden. Die korrekte, wenngleich auch furchtbar langweilige Antwort ist, die Couch findet vor allem in der Psychoanalyse, einer besonderen Psychotherapieform, die von klinischen Psychologen oder Psychiatern genutzt werden kann, Anwendung.

Und warum nicht beim Truppenpsychologen, der hat doch auch mit denen zu tun, die „verrückt“ sind? Falsch, der Truppenpsychologe hat es grundsätzlich mit gesunden Menschen zu tun, die Beratung, Informationen oder Hilfestellung bei unterschiedlichsten dienstlichen oder privaten Problemen erwarten. Im Übrigen ist man nicht verrückt oder psychisch krank, wenn man beispielsweise nach einem Einsatz Reaktionen an sich bemerkt, die vor dem Einsatz nicht da waren. In der Regel sind das normale Reaktionen eines normalen Menschen auf eine unnormale Situation, die sich nach einigen Wochen



meist wieder regulieren. Sollte sich dennoch in einem Gespräch heraus kristallisieren, dass jemand weiterführende Unterstützung benötigt, dann unterstützt der Truppenpsychologe tatkräftig.

Aha, der Truppenpsychologe ist also derjenige, der in seinem Büro hockt, Sprechzeiten an die Tür genagelt hat und stets tiefenentspannt auf den nächsten Soldaten wartet, den er dann beraten, betreuen oder weiterleiten kann? Nein, auch das ist ein gleichermaßen gängiges wie falsches Klischee. In erster Linie ist der Truppenpsychologe einer Brigade oder einer Division der Berater des Kommandeurs und des Stabes in allen fachbezogenen Fragestellungen und Angelegenheiten. Gleichermäßen ist er auch Berater für alle Soldatinnen und Soldaten in Vorgesetztenfunktion, die in seinem Verantwortungsbereich Dienst tun, für den Kompaniefeldwebel, den Kompanietruppführer, den Zug- oder Gruppenführer. Genau so, wie Sportspsychologen in allen großen Profivereinen und Sportverbänden ihr Fachwissen zur optimalen Leistungsentfaltung einbringen, ohne die heute in der engen Leistungsspitze kein Sieg mehr zu erringen ist. Bei uns lautet das Stichwort dazu „Führungsberatung“.

Also soll der Truppenpsychologe, ein Zivilist, mir als Hauptfeldwebel mit drei Einsätzen auf dem Balkan und Afghanistan erklären, wie ich meine Leute führen soll? Um Himmels Willen, nein! Führen, erziehen und ausbilden, das sind die originären Aufgaben, die wohl jeder Feldwebel in unterschiedlichsten Stationen seiner militärischen Laufbahn vermittelt bekommen hat. Dieses Handwerk sollte jeder Vorgesetzte beherrschen. Es gibt



jedoch eine Vielzahl an Situationen, in denen die Unterstützung durch einen Truppenpsychologen hilfreich sein kann. Der Leiter eines Sondereinsatzkommandos der Polizei lässt sich ja auch von einem Polizeipsychologen beraten, weil der weiß, wie Menschen in den verschiedensten Situationen vom Grundsatz her denken, fühlen und handeln.

Und was sind dies für Situationen? Nun, die Stimmung im Zug ist schlecht und aus Ihrer Sicht gibt es keinen Grund dafür. Hier kann der Truppenpsychologe sicherlich in einem Gespräch mit Ihnen und durch eine gezielte psychologische Lagefeststellung wertvolle Hinweise geben. Oder, nach Rückkehr von Kameraden aus dem Einsatz, in dem es leider Gefallene und Verwundete zu beklagen gab und wo nun die Frage aufgeworfen wird, wie man mit den Männern und Frauen im normalen Dienstbetrieb umgehen soll. Auch in solchen Fällen kann der Truppenpsychologe gemeinsam mit dem Vorgesetzten Herangehensweisen entwickeln. Man muss übrigens gar nicht erst warten, bis ein Problem aufgetreten ist. Eine Fragestellung an den Truppenpsychologen kann im Sinne des vorbeugenden Handelns auch sein, was man im Vorfeld unternehmen kann, um einen bevorstehenden Einsatz bestmöglich durchzustehen und nach Rückkehr rasch wieder in die Normalität des Alltags zurück zu finden. Vorbeugen ist besser als Heilen! Wichtig an dieser Stelle ist, dass der Truppenpsychologe berät. Die Entscheidungen werden ausschließlich vom Vorgesetzten getroffen.



Was macht der Truppenpsychologe sonst noch so?

In allen Phasen der Einsatzvorbereitung kann der Truppenpsychologe in Ausbildungsvorhaben mit eingebunden werden. Er begleitet die Einsätze im Rahmen einer Wehrübung und ist auch in der Einsatznachbereitung, unter anderem bei Einsatznachbereitungsseminaren, aktiv. Er ist nach kritischen Ereignissen, wie etwa dem Unfalltod eines Kameraden, derjenige, der ein Kriseninterventionsteam zusammenstellt und gemeinsam mit besonders ausgebildeten Kriseninterventionshelfern, den sogenannten „Peers“, betroffenen Kameraden Unterstützung bietet und natürlich auch wieder Ansprechpartner für die jeweiligen Vorgesetzten ist. Der Truppenpsychologe arbeitet außerdem mit der Familienbetreuungsorganisation zusammen und ist Teil des Psychosozialen Netzwerkes. Darüber hinaus kann er zu unterschiedlichsten Themen, wie zum Beispiel Stress und Stressbewältigung, Führen unter Belastung und Zeitmanagement, Informationsveranstaltungen anbieten. Wie man sehen kann, geht es also in der Summe sowohl um einsatzbedingte Fragestellungen, als auch um Fragen des täglichen Dienstbetriebes.

Ich kann vorbehaltlos und aus eigenem Erleben empfehlen: Nutzt den Berater oder die Beraterin, die Euch der Dienstherr an die Seite stellt.



Die Oderflut

Im Juli 1997 demonstrierte die Natur abermals ihre für den Menschen nicht beeinflussbare Stärke. In unserem Nachbarland Polen gingen in nur sieben Tagen massive Regenfälle nieder, die einer durchschnittlichen Jahresniederschlagsmenge entsprachen. Unausweichlich stiegen die Pegel der Gewässer und Flüsse stetig an und sagten mit jedem folgenden Tag eine Katastrophe für die dort lebenden Menschen voraus. Hiervon betroffen, schwoll der deutsch-polnische Grenzfluss Oder langsam an und brachte einen Teil Brandenburgs der existenzbedrohenden Situation Polens näher. Schnell war klar, dass menschliches Eingreifen am Uferverlauf auf brandenburgischer Seite erforderlich sei. Dieser Notwendigkeit wurde anfänglich mit zivilen Helfern und Bundeswehrkräften in geringem Umfang Rechnung getragen. Nach dem ersten Dammbbruch am 23. Juli begann die massive Verstärkung der militärischen Kräfte.

Bisher von der militärischen Katastrophenhilfe nicht betroffen, erhielt ich am Sonntag, den 27. Juli, gegen 22:30 Uhr einen Anruf meiner Dienststelle, der auf eine mögliche Verlegung von Kräften des Bataillons im Verlauf der Woche hinwies. Nach Dienstantritt am Montag wurde dieser Sachverhalt schnell mit Inhalten und vor allem mit Zeitangaben gefüllt. Infolgedessen bekam ich von meinem S 4-Offizier den Befehl, mit ihm gemeinsam als Vorkommando gegen 14:00 Uhr in Richtung Brandenburg aufzubrechen. Mit lückenhaften Informationen zum bevorstehenden Auftrag fuhr ich nach Hause, um die notwendigsten Utensilien, die man für einen



noch unbekanntem Einsatzzeitraum benötigt, zusammenzupacken. Nach Abschluss aller vorbereitenden Maßnahmen und Abfahrt aus dem Standort wurden wir in die Lage und in unseren Auftrag eingewiesen. Teile unseres Bataillons sowie Kräfte anderer Dienststellen wurden unter Führung unseres Bataillonskommandeurs zum Unterstützungsverbandes Unterfranken formiert.

Unser Auftrag war es nunmehr, die am Folgetag beginnende Verlegung des Unterstützungsverbands Unterfranken vorzubereiten. Als erstes Anlaufziel wurde uns eine Operationszentrale (OPZ) in Eisenhüttenstadt benannt. Nach erfolgter Verbindungsaufnahme wurde uns eine Schlafmöglichkeit zugewiesen, um am nächsten Tag die Weiterfahrt zum Truppenübungsplatz Oberlausitz anzutreten. Dort angekommen, erfolgte die Vorbereitung zur Aufnahme der Hauptkräfte.

Wir übernachteten in der Oberlausitz und erreichten am Mittwoch, den 30. Juli, unsere zeitlich befristete Heimat in Bad Freienwalde. Aufgrund der personellen Stärke des Verbandes erfolgte die Unterbringung in zwei Schulen und deren Nebengebäuden, wie beispielsweise einer Turnhalle. Während wir in Zusammenarbeit mit der Schulleitung die Nutzbarkeit der Räume besprachen, sichtete der Führer des Unterstützungsverbandes den zugewiesenen Deichabschnitt im Bereich Hohenwutzen. Nach Herstellen der Einsatzbereitschaft wurde innerhalb der OPZ des Unterstützungsverbandes mit Hochdruck an der Planung des Kräfteeinsatzes gearbeitet, denn die sich zuspitzende Situation verlangte ein schnelles Handeln und den unmittelbaren Einsatz am Deich.



Nach Festlegung des Führers des Unterstützungsverbandes wurde ein Schichtmodell mit einem zwölfstündigen Wechselrhythmus aufgestellt. Das entscheidende aktive Eingreifen zur Rettung des Deiches begann. Nachdem die ersten Kräfte ihren Arbeitseinsatz beendet hatten und zum Schulgebäude zurückkehrten, konnte man in die müden Gesichter der Soldaten blicken. Das stetige Tragen und Stapeln von Sandsäcken hatte die Oberkörpermuskulatur der Soldaten wie vermutlich nie zuvor beansprucht. Die ersten durch die Führer gesammelten Erfahrungen am Einsatzort wurden ausgewertet und unmittelbar im andauernden Führungsprozess berücksichtigt.



Erst nachdem die Soldaten ihre zweite oder dritte Schicht angetreten hatten, realisierten viele die Gefahr, der sie bisher ausgesetzt waren. Das Erdreich des Uferbereiches wurde durch den starken, zur Seite wirkenden Druck des Flusses wie ein Schwamm durchfeuchtet und instabil. Das Brechen des Uferwalls hätte den vor Ort



eingesetzten Soldaten keine Möglichkeiten des Ausweichens gelassen und die austretenden Wassermassen vermutlich verheerende Folgen beschert.



Der Einsatz auf der Deichkrone und im tiefer liegenden Böschungsbereich konnte im Hinblick auf die ausgehende Gefährdung nur schwer eingestuft werden. Um die Standfestigkeit und Stabilität des Damms zu erhöhen, wurde das völlig durchnässte Erdreich mit Sandsäcken beschwert.

Das Verbringen von Sandsäcken mit Transporthubschraubern war durch die geringe Verfügbarkeit von Außenlastnetzen begrenzt, aber die Effizienz der Logistik konnte mit dem Bau einer Faltstraße zur Anlieferung mittels Radfahrzeugen gesteigert werden. Spezialisierte Taucher brachten im Verlauf des Flusses uferseitig Folien an, um den geschilderten „Schwammeeffekt“ zu re-



duzieren. Die Verantwortung der eingeteilten Feldweibel vor Ort für ihre anvertrauten Soldaten war unglaublich hoch. Gerade bei der jetzt einsetzenden Dunkelheit bewährten sich Disziplin und Gehorsam, basierend auf gegenseitigem Vertrauen zwischen Vorgesetzten und Untergebenen. Jeder Vorgesetzte war nach Erreichen der Unterkunft innerlich erleichtert, seine Männer unverehrt vom Deich zurückgebracht zu haben. Äußerlich mittlerweile von purer Erschöpfung, Blasen, Hornhaut und Insektenstichen gekennzeichnet, wollte keiner an das Scheitern der Mission denken. Die Zugführer verstanden es, den Ehrgeiz und den Willen der Soldaten zu wecken und damit ein außerordentlich verbundenes Team zu bilden. Das Ziel, circa 20.000 Menschen vor dem Existenzverlust zu bewahren, motivierte die Soldaten immer wieder aufs Neue und gab zusätzliche Kraft für alles, was da kommen sollte. Nach einigen Tagen unermüdlichen Handelns zeichnete sich das Ergebnis der bisher geleisteten Arbeit ab. Da weitere Niederschläge ausblieben und die von uns gesicherten Deiche hielten, konnten die Wassermassen nun kontrolliert abfließen. Die Verbesserung der Wetterlage und das Sinken des Wasserpegels führten zum sichtbaren verdienten Erfolg und brachte mehr als ein Lächeln in die Gesichter der Soldaten zurück. Nicht minder freuten sich alle Kameraden über den angekündigten Wechsel der Verantwortlichkeit, so dass man den Begriff Rückverlegung bereits mit einem Datum in Verbindung bringen konnte.

An einem Samstag beendeten die Kräfte des Unterstützungsverbandes Unterfranken ihren 13-tägigen Einsatz



im Rahmen der Oderflut und kehrten in ihre jeweiligen Heimatstandorte zurück. Das Land Brandenburg verlieh den eingesetzten Kräften in dankbarer Anerkennung später die neu gestiftete Oderflut-Medaille.

Durch seine unmittelbare Präsenz am Ort des Geschehens kann der Feldweibel die Lage beurteilen, auswerten und Lageentwicklungen verfolgen. Erforderliche Schwerpunkte können dadurch erkannt und gebildet werden. Der Vorgesetzte richtet sein Vorgehen unter Berücksichtigung vorhandenen Personals und Materials situationsorientiert im Einsatzraum aus. Durch eine einheitliche, militärische Sprache können Missverständnisse in der Auftragserteilung und -erfüllung besonders unter schwierigen Bedingungen gering gehalten werden. Eine funktionierende Logistik trägt als wesentlicher Bestandteil zum Gelingen von Operationen bei und bestärkt den Soldaten in seiner Moral und seiner Willenskraft.



Das Unteroffizierheim

„So, meine Herren, hier befindet sich unser Unteroffizierheim. Grundsätzlich sollten Sie, wenn Sie im Rahmen einer dienstlichen Veranstaltung geselliger Art hierher kommen, folgende Grundregeln beachten: Im Unteroffizierheim findet die Grußpflicht grundsätzlich keine Anwendung. Wer kann sich vorstellen warum? Keiner? Nicht nur, weil Sie dann die ganze Zeit grüßen würden, sondern weil man damit ein besonderes Gefühl der Gemeinsamkeit und des Zusammenhalts des Unteroffizierkorps zum Ausdruck bringen möchte. Deshalb ist man hier auch ‚unter sich‘. Dennoch erweisen Sie den Anwesenden beim Betreten eines Raumes Ihren Respekt mit einem Gruß.“

So fing meine erste Einweisung in das Unteroffizierheim an. Das Unteroffizierheim an meinem Standort war eines der wenigen, das noch außerhalb des geschlossenen Kasernenkomplexes lag. Als junger Hauptgefreiter (UA) hatte ich nur selten das Vergnügen, diese Räumlichkeiten aufzusuchen. Aber ehrlich, ich habe mich auch nicht wirklich darum gerissen. Irgendwie erschien mir das Ganze angestaubt und leblos. Ich weiß heute noch, wie wir in unser Unteroffizierheim gegangen sind: Irgendwie war es eine Verpflichtung, der keiner von uns die richtige Bedeutung beimessen konnte. Das Unteroffizierheim war der Ort, an dem einmal im Monat eine „Happy Hour“ stattfand. Die meiste Zeit jedoch waren meine Kameraden und ich im Unteroffizierraum der Kompanie. Da wir aber auch Mitglieder im Unteroffizierheim waren, sollten wir uns auch im Unter-



offizierheim sehen lassen. Wir empfanden das als Pflichtaufgabe. Dies führte nicht wirklich dazu, diesen Ort, zu dem wir uns eigentlich hingezogen fühlen sollten, zu mögen oder in unserer Freizeit aufzusuchen. Und dies, obwohl uns jeder Unteroffizierkamerad einen Besuch ans Herz legte. Der einzige Grund, warum meine Kameraden und ich doch manchmal hingingen, lag in der unmittelbaren Nähe zu unserer Unterkunft.

An der Infanterieschule gab es zwar ein Unteroffizierheim, aber aufgrund des Zeitmangels während des Lehrgangs, anderer Lokalitäten in der Umgebung und der angebotenen Pizzadienste wurde auch dieses nur selten besucht. Es diente eher als Alternative zur Truppenküche, wenn es da nur Fisch oder Eintopf gab. Trotzdem entwickelte sich hier so etwas wie ein „Wir-Gefühl“. Ich ging nie allein dorthin und irgendwie fühlte man sich „unter sich“. Zum ersten Mal lernte ich die Vorzüge einer solchen Einrichtung kennen. Die Ordonnanzen kümmerten sich fast schon aufopferungsvoll um uns: Ob bei den Essen à la Carte oder während gemütlicher Abende mit Kameraden im Fernsehzimmer, die Aufenthalte in „meinem“ Unteroffizierheim waren einfach unbeschreiblich schön. Gespräche und Feiern, die in diesem mir noch vor wenigen Monaten so verstaubt erscheinenden Objekt stattfanden, waren wohl die eindrucksvollsten meiner bisherigen Dienstzeit.

Aber nicht nur die Feiern, sondern vor allem die Gespräche und der Austausch von Erfahrungen mit älteren Kameraden dienten meiner Horizonterweiterung.

Heute bin ich Stabsfeldwebel und Teileinheitführer. Zugleich bin ich noch der erste Vorsitzende unseres Un-



teroffizierheimes. Wenn es meine Zeit erlaubt, besuche ich gerne mit meinen Kameraden – militärisch wie zivil – „unser“ Unteroffizierheim und genieße dessen Atmosphäre. Es muss uns auch in der heutigen Zeit gelingen, unsere Unteroffizierheime – ob noch eigenständig als Verein geführt oder aber unter privatwirtschaftlicher Leitung – als Orte des außerdienstlichen und dienstlichen Gemeinschaftslebens zu erhalten und weiterzuentwickeln. Diese Einrichtungen bieten eine erstklassige Möglichkeit, sich im Kreis Gleichgesinnter auszutauschen. Sie bieten Rückzugsräume und die Möglichkeit zur Entspannung. Dies gilt im Grundbetrieb, aber auch in den Einsätzen. Dort müssen sich die Betreuungseinrichtungen jedoch den örtlichen Gegebenheiten lageabhängig anpassen.

Was bleibt, ist die Forderung an die Unteroffiziere, sich in diesen Betreuungseinrichtungen persönlich aktiv zu engagieren. Wir dürfen unsere Unteroffizierheime nicht zu „outgesourcten“ Gastwirtschaften verkümmern lassen. Sie sind unsere Einrichtungen, hier wächst das Unteroffizierkorps zusammen. Es besteht die Möglichkeit zur aktiven Gestaltung von Gemeinschaft und gelebter Kameradschaft. Im Unteroffizierheim lernen sich alle Unteroffiziere und Unteroffizieranwärter auf gleicher Augenhöhe persönlich kennen. Gespräche gehen idealerweise über das rein Dienstliche hinaus. Immer sollten ein ausgewogenes menschliches Miteinander sowie ein von Offenheit und Ehrlichkeit geprägtes Klima des Vertrauens herrschen. Die älteren Kameraden leben dieses Miteinander vor. Was im Unteroffizierheim im Kameradenkreis besprochen wird, dringt im Regelfall nicht



nach draußen. Kritische und von Vertrauen geprägte Diskussionen sind dabei wesentlicher und notwendiger Bestandteil dieses Miteinanders.

Dieses gelebte Miteinander ist die Grundlage für eine gefestigte Kameradschaft und trägt zur Kohäsion von Verband und Einheit bei. Auch wenn sich der Truppenalltag insbesondere vor dem Hintergrund der Einsätze in den letzten Jahren stark verändert hat, nimmt das Unteroffizierheim unverändert eine wichtige Funktion ein.

Das am Standort gewachsene persönliche Vertrauensverhältnis trägt auch in Belastungssituationen und im Einsatz zum Zusammenhalt bei. Umso wichtiger ist es, dass bereits der junge Unteroffizier von Beginn seiner Dienstzeit an in diese Einrichtungen eingeführt wird und sie als „sein“ Unteroffizierheim erlebt. Je früher er sein Unteroffizierheim erlebt und sich hier aktiv engagiert, desto besser.



Du bist Feldwebel



Am Ende des Buches bleibt mir nur festzuhalten, dass ich, der Spieß, viele Geschichten so oder so ähnlich erlebt habe oder aus Erzählungen anderer Kameraden kenne. Allen gemein ist, dass die enthaltenen Erfahrungen Ihnen als Anknüpfungspunkt oder auch Richtschnur für das eigene Handeln dienen können. Das hilft auch, so habe ich es erfahren, sich nicht unnötig zu verzetteln. Denn dann sind es nicht mehr andere Feldwebel, die handeln, sondern Sie, nein besser, Du bist dieser Feldwebel. Als Feldwebel bist Du bestimmt, ein militärischer Führer zu sein. Gute militärische Führer sind der Kitt, der die Einheit zusammenhält. Ausbildung, Übung, Einsatz und Erfahrung formen diese guten militärischen Führer. Sei stolz, einer dieser militärischen Führer sein zu dürfen! Feldwebel haben seit jeher vielfältige Aufgaben in der Armee.

Vom Feldwebel bis zum Oberstabsfeldwebel bekleiden wir verantwortungsvolle Dienstposten und arbeiten häufig mit Gerät im Wert von Millionen Euro. Das höchste uns anvertraute Gut aber ist der Mensch. Die Soldaten, die der Staat in unsere Obhut gibt.

Diese Soldaten sind bereit, ihrem Land zu dienen – aufopferungsvoll und unter Einsatz ihres Lebens, wenn es darauf ankommt. Diese Soldaten verdienen es, bestmöglich ausgerüstet und ausgebildet zu werden. Die Ausrüstung stellt der Dienstherr, für die Ausbildung ist an erster Stelle der Feldwebel verantwortlich. Er ist am Mann, von früh bis spät, stets aufmerksam und unerbittlich,



wenn es die Situation erfordert. Dies ist sehr oft kein „Job, der innerhalb der Rahmendienstzeit erledigt werden kann“!

Es gehört einiges dazu, ein guter militärischer Führer zu sein. Ich denke, die Geschichten sprechen dort eine eindeutige Sprache. Es ist auch noch kein Feldwebel als Meister seines Fachs vom Himmel gefallen. Führen, ausbilden und erziehen sollst Du. Eine glückliche Hand im Umgang mit den Soldaten, Ausdauer, Mut, Geschicklichkeit, aber auch ein hohes Maß an Engagement und ein kleines bisschen Glück gehören zum Meisterhandwerk. Fehler sind da sehr leicht möglich. Auch ich habe während meiner Dienstzeit unzählige Fehler gemacht. Aber aus Fehlern kann man lernen. Gut, wenn man sich auf erfahrene Kameraden stützen kann. Einige während meiner bisherigen Dienstzeit erfahrenen Hinweise und Ratschläge möchte ich Dir mit auf den Weg geben.

In meiner Dienstzeit ist natürlich eine Menge zusammengekommen und es mag Dir vielleicht nun wie ein unüberwindbarer Berg vorkommen. Nimm diese Herausforderung aber an, die Kameraden links und rechts von Dir helfen auf dem Weg zum Ziel, dessen bin ich mir sicher. Lerne aus den Beispielen und ziehe Deine Lehren daraus. Lasse nie nach, stets Dein Bestes zu geben und einer der Besten zu werden!

Gute militärische Führer werden selten als solche geboren, sie werden geformt. Geformt durch solche, die es bereits sind und durch eigene Erlebnisse, die man im Laufe seiner Dienstzeit sammelt.



Ohne den festen Willen ein guter Führer zu werden, ohne die Bereitschaft, dafür auch oftmals große Opfer zu bringen, ist jede Anstrengung vergebliche Liebesmüh. Soldaten zu führen, bedeutet für Dich, alle Herausforderungen anzunehmen und gemeinsam mit Deinen Kameraden zu bestehen. Umso mehr kannst Du dann stolz auf das Geleistete sein. Dies gibt Dir zusätzliches Selbstbewusstsein und berufliche Zufriedenheit im täglichen Dienst. Dies ist besonders für Dich als junger militärischer Führer oft eine große Herausforderung, aber Erfüllung zugleich.

Der Feldwebel ist der Meister seines Fachs. Ich denke, dies wurde in diesem Buch deutlich beschrieben. Dazu sind, ich habe es bereits am Anfang beschrieben, möchte es aber an dieser Stelle nochmals erwähnen, folgende Eigenschaften besonders wichtig:

- *Er führt durch Vorbild.*
- *Er ist dabei bescheiden.*
- *Er kennt seine Männer und Frauen und ist für sie da, wenn sie ihn brauchen.*
- *Er bildet sich weiter und ist Neuem gegenüber aufgeschlossen.*
- *Er ist loyal gegenüber seinen Vorgesetzten und kritisiert nicht deren Befehle vor der Front.*

Führe Deine Soldaten mit Stolz. Behandle sie stets so, wie Du gerne behandelt werden möchtest und Sorge Dich stets um sie. Fordere und fördere sie, das zahlt sich ein Leben lang aus.



Scheue keine Anstrengung, schaue über den Tellerrand, biete Dich an, übernimm auch freiwillig neue und zusätzliche Verantwortung, achte dabei die erfahrenen Kameraden und lerne von ihnen.

Unüberwindliche Herausforderungen? Egal, Du gehst es an. „Ich will“, das Wort ist mächtig. Du bewältigst die ersten Lehrgänge, denkst manchmal daran, es hinzu-schmeißen. Der Weg ist lang und steinig.

Bald jedoch sind die ersten Hürden genommen, erste Erfolge stellen sich ein, es geht vorwärts. Du führst, Du bildest aus und Du erziehst!

Als junger Feldwebel erscheinen Dienstgrade wie Ober-, Haupt-, und Stabsfeldwebel weit weg, Oberstabsfeldwebel gar unerreichbar. Schnell sind die Jahre vergangen und Du hast selbst diesen Dienstgrad erreicht. Im Laufe der Zeit hast Du vor der Front Erfahrung gesammelt. Werde nicht ungeduldig, wenn Du in der Laufbahn langsamer als erhofft aufsteigst. Werde nicht überheblich, wenn Du Deine Dir gesteckten Ziele oder das Ende der Laufbahn erreicht hast. Bleibe bescheiden und überzeuge durch Leistung. Für mich bedeutet das, das Sammeln von Diensterfahrung endet erst am Ende der Dienstzeit.

Ein gesundes Selbstbewusstsein, basierend auf Leistung und Können, gehört immer dazu. Das hilft, sich nicht verbiegen zu lassen, um es allen Vorgesetzten Recht zu machen. Sei ruhig kritisch und hinterfrage auch wenn nötig. Wie es Situationen gibt, in denen ohne Diskussionen nur befohlen und gehorcht werden muss, so gibt es auch solche, in denen man seinen Entschluss mit anderen besprechen kann. Auch Vorgesetzte sind Menschen



und machen somit auch Fehler. Werde dabei nie emotional. Es geht, so habe ich es erlebt, immer nur um die gemeinsame Sache und den gemeinsamen Auftrag und nicht um die Person. Unter vier Augen ist ein Problem oftmals schnell gelöst, zu beiderseitiger Zufriedenheit. Niemals vor der Front klären! Auch hier gilt immer: „Der Ton macht die Musik“. Unbeherrschtheit und falscher Ton kann verletzend sein und Vertrauen zerstören. Aber: Gestehe auch offen eigene Fehler ein.

Es folgen spannende Jahre mit tollen Soldaten, zuverlässigen Kameraden, schönen und schweren Zeiten, Hitze und Kälte, Staub und Matsch, Wache und Manöver, Einsatz und Ausbildung.

Du führst, bildest aus und erziehst und hast Freude daran. Dabei wächst Deine Verantwortung stetig mit dem Dienstgrad!

Setze gegebene Befehle stets mit der gebotenen Härte durch. Du stehst dafür ein und trägst die Verantwortung. Bleibe dabei höflich, aber bestimmt. Beteilige Deine Soldaten an Informationen und Entscheidungen. Das macht den Führungsprozess manchmal leichter und die Soldaten wissen immer, um was es geht. Du bleibst jedoch immer der „Chef im Ring“ und Deine Unterstellten wissen das auch. Man muss deswegen nicht arrogant erscheinen. Die Geführten können schnell ihre Vorgesetzten einschätzen.

Wissen und Können sind dabei eine unverzichtbare Basis, unabhängig vom Dienstgrad auf Deiner Schulter. Deshalb musst Du besser sein als andere! Nutze jede



Gelegenheit zur Weiterbildung. Schau auch in Vorschriften und Bücher, die nicht unbedingt Dein Fachgebiet betreffen. Du kannst aus jedem Gebiet etwas mitnehmen. Brauchst Du es heute nicht gleich, dann morgen auf jeden Fall.

Oft wird der Dienst hart und auslaugend sein. Sei dafür gerüstet. Bereite Deine Ausbildung sauber vor und halte Dich für anstrengende Tage fit. Kein Arbeitgeber gibt Dir die Möglichkeit, Dich während der Arbeitszeit so fit zu halten und Geld dafür zu bekommen. Du hast hier alle Möglichkeiten, nutze sie. Ausreden zu finden, um Trainingsstunden ausfallen zu lassen, gibt es immer genug. Du musst als Führer immer einen Tick besser sein als Deine Soldaten. Der Soldat kann schnell erkennen, ob sich sein Führer anstrengt und selbst bereit ist, Höchstleistungen von sich zu verlangen. Eine gute Fitness ist unbedingte Voraussetzung und bringt auch geistige Spannkraft. Im Einsatz, aber vor allem im Gefecht, kann eine mangelhafte körperliche Verfassung katastrophale Auswirkungen auf die ganze Truppe haben.

Erfolg gibt Dir neue Willenskraft. So förderst Du selbst Deinen Fortschritt. Aus dem Willen erwächst Können. Das Können beinhaltet Tatkraft und Entschlussfreudigkeit und führt zum Erfolg!

Suche Dir Deine Vorbilder genau aus. Nimm keine Schwätzer. Oftmals sind es die ruhigeren Kameraden, die hinter dem Wall ihre Arbeit machen und nicht große Reden schwingen. Beobachte ihre Arbeitsweisen und wähle Dir einen Mentor. Versuche aber nicht zu kopieren, sondern finde Deinen eigenen Stil. Arbeite stets an Dir.



Bilde Deine Soldaten bestmöglich aus. Achte auf Details, stelle Mängel unverzüglich ab und nutze immer die zur Verfügung stehende Ausbildungszeit voll aus. Niemals kann vergeudete Ausbildungszeit aufgeholt werden. Fordere und fördere die Soldaten. Gammeldienst ist unerwünscht. Schaffe Erlebnisse, jeden Tag neu. Führe die Soldaten auch an ihre Leistungsgrenzen und zeige sie auf. Unter-, aber auch Überforderung sind nicht gut, ein gesundes Augenmaß ist die Richtung.

Bilde für den Einsatz aus. Die Einsätze fordern gut ausgebildete Soldaten. Was der Soldat nicht gelernt und geübt hat, kann er nicht beherrschen. Die Belastungen, die im Ausbildungsdienst erlebt werden können, geben zumindest eine Idee von dem, was auf einen zukommen könnte. Sehr oft sind die realen Belastungen deutlich höher.

Herausragende Soldaten kannst Du für weitere Förderungen vorschlagen und sie zur Verlängerung der Dienstzeit motivieren und damit ihre Talente und Fähigkeiten für die Streitkräfte erhalten. Lebe vor. Es gibt nichts Besseres als ein Führen durch Vorbild. Es reißt alle mit.

Stets hast Du neue, spannende Herausforderungen zu meistern. Du lernst und wirst „weiser“ und erfahrener. Familie und Beruf fordern ihren Tribut, aber die Sache macht immer noch Spaß. Neue Lagen, neue Orte, neue Menschen – es gibt immer etwas zu erleben. Denn Du führst Soldaten. Eine unvergleichlich schöne, spannende, lehrreiche und wichtige Aufgabe.



Nutze die Gemeinschaft des Unteroffizierkorps und bringe Dich dort ein. Es ist eine starke Gemeinschaft, die von ihren Mitgliedern lebt. Eine militärische Gemeinschaft erfordert, dass man sich in jeder Situation aufeinander verlassen kann. So etwas muss „erlebt“ werden. Man muss dabei nicht allabendlich beim Bier versinken, aber die Teilnahme an dienstlichen Veranstaltungen und die aktive Übernahme von Aufgaben zur Umsetzung solcher sollten eine Selbstverständlichkeit sein. Mach es zu „Deinem“ Unteroffizierkorps, indem Du es mitgestaltest.

Du siehst, es ist ein spannender Prozess. Und für mich, als Spieß und Führer des Unteroffizierkorps, macht es dann doppelt Freude.

Mach was draus. Dir stehen alle Türen offen. Es kommt immer auf den Einsatz des Einzelnen an. Wer etwas erreichen will, darf sich nicht auf seinen Lorbeeren ausruhen. Es erfordert einen lebenslangen Lern- und Fortbildungsprozess.

Denke immer daran: Wer aufhört besser zu werden, hat aufgehört gut zu sein!

Zum Schluss:

Und wenn Du vor lauter gut gemeinten Ratschlägen jetzt nicht mehr weißt, wo vorne und hinten ist, sei beruhigt. Auch ich habe diese Weisheiten nicht mit dem Löffel gefressen, sondern über lange Jahre erlebt, erfahren, erlitten und mich daran erfreut. Dabei vergehen diese Jahre wie im Flug und man wundert sich, wie schnell 20 oder 25 Jahre vergangen sind. Oft blickst Du auf schöne, aber auch schwere Zeiten zurück. Und dann triffst Du beim



Einkaufen ehemalige Soldaten und führst nette Gespräche, die Dir zeigen: Du hast es eigentlich richtig gemacht, die Soldaten denken gerne an die Zeit mit Dir zurück. Du hast Erlebnisse geschaffen, die sich in den Köpfen festgesetzt haben. Die Soldaten fühlten sich gebraucht, gut behandelt und haben etwas bei Dir gelernt.

Und Du denkst: Ich habe den schönsten Beruf der Welt gewählt.



Der Feldwebel im Wandel der Zeit

„Gute Unteroffiziere sind der Kitt, der ein Heer zusammenhält.“ Dieser von Napoleon geprägte Satz bringt eine allgemeine Erfahrung vieler europäischer Armeen auf den Punkt. Auch auf deutsche Streitkräfte trifft diese Aussage uneingeschränkt zu. Wie aber entstand die Gruppe der Unteroffiziere?

Schon von alters her gab es eine Hierarchie der militärischen Führer. Im Dreißigjährigen Krieg (1618 – 1648) wurde es im deutschen Sprachraum üblich, die militärischen Führer als „Offiziere“ (von lateinisch *officiarius* = Amtsinhaber) zu bezeichnen.

Die Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg brachte im Zuge der Entwicklung des modernen Staates den Wandel vom Söldnerheer zur stehenden Armee. In den Kompanien wurde eine Stammrolle geführt, deren erste Seite die „Offiziere“ auflistete. Zuerst standen die Offiziere, die militärische Führungsaufgaben wahrnahmen, und in der unteren Hälfte solche Offiziere, die vorwiegend Funktionsdienste ausübten. Im Laufe der Jahre wurden die unterschiedlichen Gruppen als Oberoffiziere und Unteroffiziere bezeichnet, wobei später aus dem Oberoffizier der Offizier wurde.

Einer der ältesten nachweisbaren Unteroffizierdienstgrade ist der Feldwebel. Schon in den Söldnerheeren der Landsknechte hatte er eine herausgehobene Position inne: Er musste Lesen und Schreiben können und das Vertrauen sowohl des Kompaniechefs als auch der Söld-



ner haben. Neben der Ausbildung hatte er sich um alle Angelegenheiten des inneren Dienstes zu kümmern.

Diese herausgehobene Stellung wurde dann auch äußerlich herausgestellt: 1789 erhielten Feldwebel in der preußischen Armee das Recht, wie die Offiziere ein Portepée (französisch porte-épée = Degengehenk) zu tragen.

Die weiteren Jahrzehnte brachten eine Ausweitung der Aufgaben der Unteroffiziere. Sprichwörtlich wurde der preußische Korporal. Seine Aufgabe war es, den Feldwebel bei der Ausbildung zu unterstützen. Im Gefecht wachten die Korporale hinter der Linie darüber, dass die Soldaten nicht desertierten.

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts wurden die Aufgaben der Unteroffiziere in deutschen Streitkräften entscheidend erweitert; sie erhielten taktische Aufträge als Führer im Gefecht. Parallel zu dieser Entwicklung begann in deutschen Streitkräften die langsame Durchsetzung des Prinzips des „Führens mit Auftrag“, zu dessen Umsetzung die Unteroffiziere benötigt wurden.

In Folge des gesteigerten Verantwortungsbereichs erhöhte sich auch das Selbstbewusstsein. Ein Korpsgeist entstand; in den Kompanien bildeten sich Unteroffizierkorps heraus.

Der erste Weltkrieg (1914 – 1918) bestätigte den in deutschen Streitkräften eingeschlagenen Weg des „Führens mit Auftrag“, woran gerade Unteroffiziere und Feldwebel, nicht wenige auf Offizierdienstposten, wesentlichen Anteil hatten.

Noch mehr bestätigte der Zweite Weltkrieg (1939 – 1945) die Bedeutung des Unteroffiziers als oft auf sich gestellter militärischer Führer, der selbstständig Entscheidungen



gen treffen musste und herausgehobene Verantwortung für Personal und Material hatte.

Mit Aufstellung bundesdeutscher Streitkräfte ab 1956 wurde der bisherige Weg bei der Rekrutierung, Auswahl und Ausbildung von Unteroffizieren und Feldwebeln zunächst fortgesetzt. Der Unteroffizier war Gruppenführer, der Feldwebel ein Meister seines Fachs auf Zugebene. Die wenigen Feldwebeldienstposten im Vergleich zu den Dienstposten für Unteroffiziere ohne Portepée stellten seine Bedeutung heraus.

Ein ebenfalls überkommenes Problem konnten auch die Streitkräfte der Bundeswehr aber nie ganz lösen: stets fehlten ihnen genügend Unteroffiziere und somit Feldwebel. Das Heer als größte Teilstreitkraft traf es dabei besonders. Zusätzlich erforderte die zunehmende Technisierung immer mehr und besser ausgebildete Unteroffiziere. Der Anspruch an den Unteroffizier wuchs zusehends.

Schon im Oktober 1989 stellte der Inspekteur des Heeres fest, dass die Anforderungen dem Dienstgrad Unteroffizier davongelaufen seien und erst vom Feldwebel wieder eingeholt würden. Gesellschaftlicher Wandel sowie neue Herausforderungen durch die Auslandseinsätze führten dazu, dass die Laufbahn der Unteroffiziere völlig neu gestaltet wurde. Das Prinzip der Auswahl künftiger Feldwebel aus dem Kreis bewährter Unteroffiziere ohne Portepée wurde aufgegeben zugunsten einer zweigeteilten Feldwebellaufbahn. Das Bild des Unteroffiziers wandelt sich seitdem.

Trotz allen Wandels bleibt jedoch die mittlerweile in jedem Einsatz der Bundeswehr bestätigte Erkenntnis, dass



Feldwebel als Führer, Ausbilder, Erzieher und Spezialisten das Rückgrat des Heeres sind, ohne das die Streitkräfte nicht funktionieren können.



Ehrenmal des Deutschen Heeres

Das ehrende Gedenken an tote Soldaten ist in allen Streitkräften Teil der kulturellen Identität und des soldatischen Selbstverständnisses.

Darin drückt sich das Selbstbild des Militärs und seine gesellschaftliche und politische Verankerung aus.

Das Ehrenmal des Deutschen Heeres steht für die gefallenen Soldaten in den beiden Weltkriegen und für die im Einsatz und im Friedensbetrieb ums Leben gekommenen Bundeswehrangehörigen des Heeres.



In der Festung Ehrenbreitstein in Koblenz wurde es 1972 eingeweiht.

Seit dieser Zeit findet hier jährlich zum Volkstrauertag eine Totenehrung unserer gefallenen, vermissten und im Dienst der Bundeswehr verstorbenen Kameraden durch den Inspekteur des Heeres statt.



Die Inschrift im Inneren des Ehrenmals lautet:
„Den Toten des Deutschen Heeres“.



Im Jahr 2006 wurde die Widmung des Ehrenmals erweitert.

Rechts des Ehrenmals wurde eine schlichte Stele mit dem Text: *„Den Heeressoldaten der Bundeswehr, die für Frieden, Recht und Freiheit ihr Leben ließen“* errichtet. Damit wurde der Wunsch aufgegriffen, den Hinterbliebenen und Freunden der in den Einsätzen der Bundeswehr ums Leben gekommenen Soldaten des Heeres einen Ort des Erinnerns zu geben. Dieser soll auch allen den Soldaten gewidmet sein, die nach 1955 im Friedensdienst ihr Leben für die Verteidigung des Rechts und der Freiheit des Deutschen Volkes ließen.



Neben dem Ehrenmal der Bundeswehr in Berlin, dem Ehrenmal der Luftwaffe in Fürstenfeldbruck und dem Ehrenmal der Marine in Laboe steht das Ehrenmal des Heeres damit nicht mehr nur für die Toten der Kriege, sondern auch sichtbar für die im Einsatz und im Friedensbetrieb ums Leben gekommenen Bundeswehrangehörigen.



Unseren toten Kameraden



Für Frieden, Recht und Freiheit

